



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

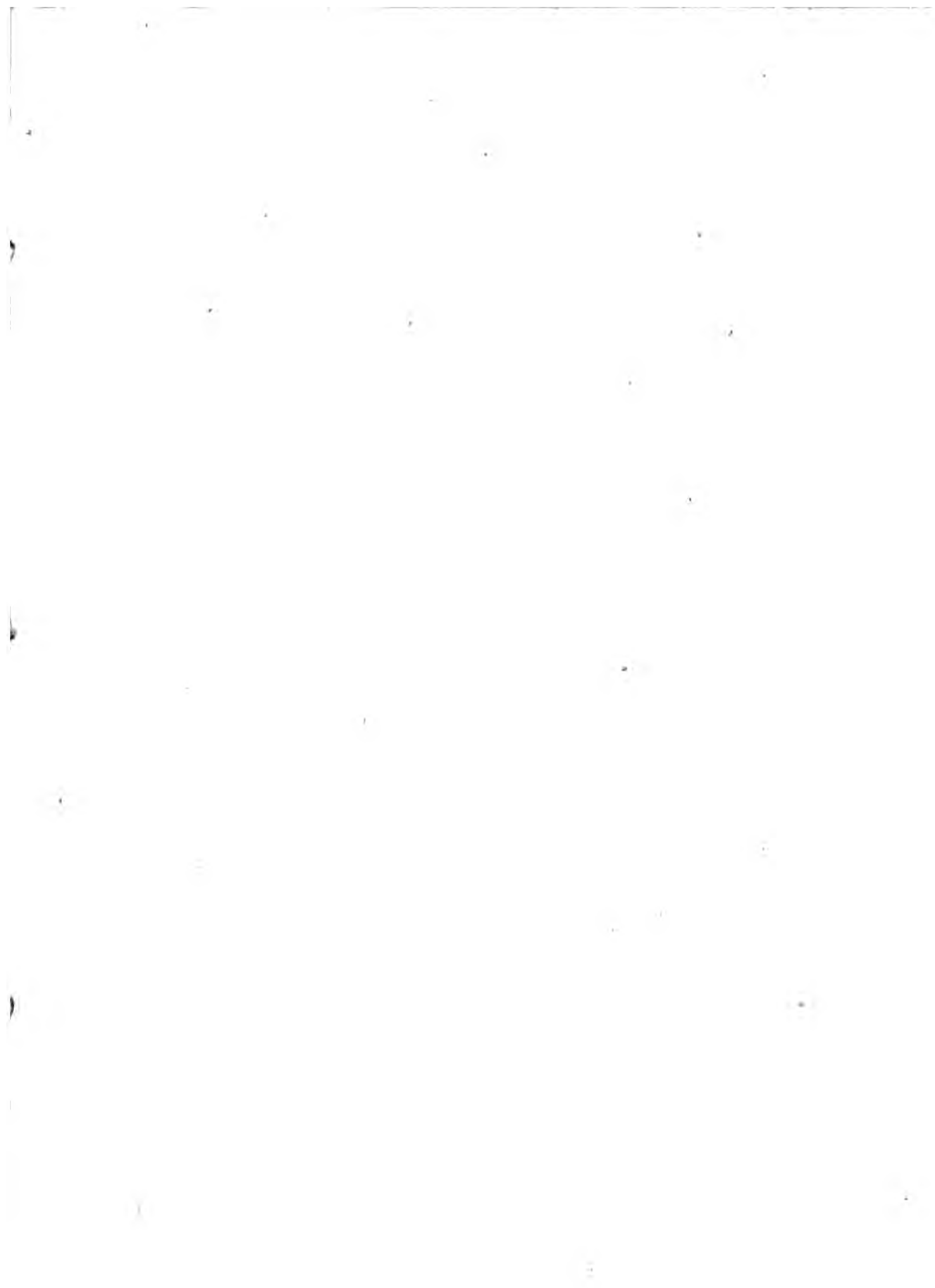


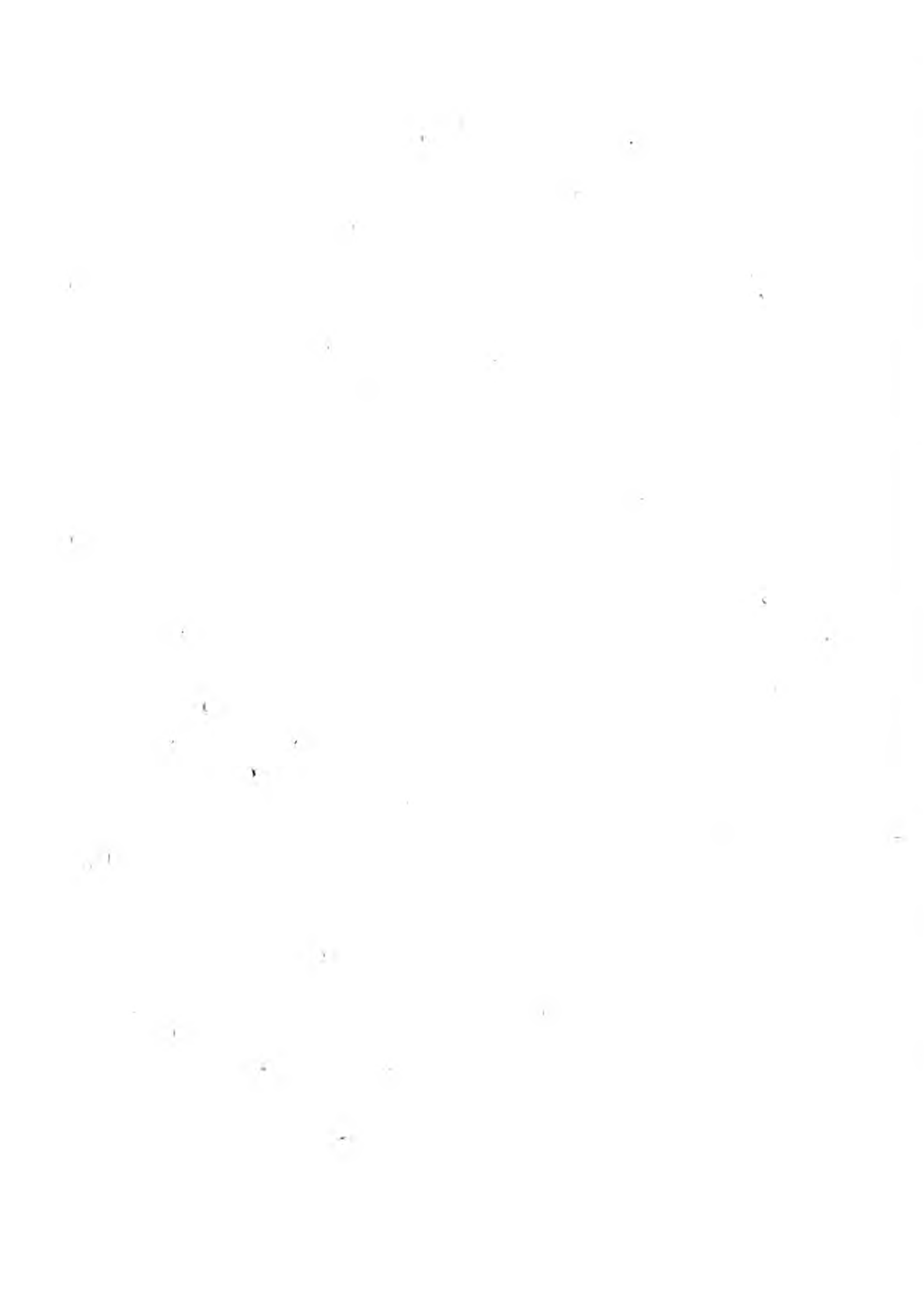
~~UNS. 175 C. 8~~



Vet. Ger. III A. 333







1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

LXVI.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1855.

Schildereien.

Erzählungen

von

C. Spindler.

Erster Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Der Slave Cäsar und seine Familie.

1

Des Pflanzers Geburtsfest.

„O Fortuna, Du falsches Weib mit der Honigzunge, der verlockenden! O Zufall, Du läppiſches Kind mit den blinden Augen und ungeschickten Händen! ist denn auf Erden ein Unheil, das nicht von euch stammte? Und euch gegenüber der Mensch, die schwache, lüsterne Creatur, die nur das Begehren frei hat, zappelnd unter euerm Joch! Glück und Schicksal, was habt ihr aus mir gemacht?“

Diese Worte, im tiefsten Unmuth ausgestoßen, hallten wider in dem finstern nordamerikanischen Wald, durch dessen engverſchlungene Baumwipfel der Mondstrahl sich kaum hie und da Bahn zu brechen vermochte. Der Mann, der also mit sich selbst, mit der Glücksgöttin und dem Zufall haderte, saß in einem leichten Fuhrwerk, dessen Stöße auf dem h. lprigen Knüppelwege dann und wann die Deklamationen des Kutschirenden unterbrachen. Ein Slave lief voraus, die Fackel in der Hand, und zeigte den Weg durch die rauhe Wildniß.

„Merke fein auf die Kerbschnitte an den Bäumen!“ rief der maryländ'sche Pflanzler aus seinem Wagen dem Neger zu: „laß den großen Ahorn nicht zur Seite liegen,

Jo! Es gehörte noch zum Unglück dieses Abends, daß wir uns im Walde verirren.“

„Nein, nein, Herr!“ antwortete Jo, der Neger, die Fackel schwingend: „Ich meine, ich sehe dort den Ahorn leuchten. Wir sind auf dem rechten Wege, und werden daheim sehn, ehe die Fackel verlöscht.“

„Munter, Beß, munter, mein Hector! strengt euch an, euerm Herrn den letzten Dienst zu erweisen!“ fuhr der Pflanzer fort, und in dem gewohnten Schmeicheltönen, womit er die Pferde anzutreiben pflegte, mischte sich Bitterkeit und Wehmuth: „Hättet ihr mich doch nimmer in die vermaledeite Stadt geführt! wäre doch die Hand verdorrt, die euch zu der Unglücksfahrt einspannte! Werft mich aber jetzt nicht um, ihr unschuldigen Werkzeuge meines Untergangs. Spart das Halsbrechen für euren künftigen Herrn und Meister. — Heiliger Dionys! das hat ein Rad gekostet!“

Der Wagen war zwischen zwei gewaltigen Baumstämmen mit einem gräßlichen Stoße eingesunken. Jo, der verschnaufend eine Strecke von der gefährlichen Stelle gewartet hatte, sprang herbei und stemmte seine muskelkräftigen Schultern unter das Fuhrwerk, um es emporzuheben. Der Pflanzer half ihm getreulich. Die verglimmende Fackel ließ den angerichteten Schaden ermessen. Zwei Räder waren zerbrochen. Mit einer gut-französischen Verwünschung zwischen den Zähnen übergab der Pflanzer die Zügel dem Sklaven, und befahl ihm, den Wagen langsam nachzuschleppen. Er selber, aufgereggt von der mächtigen Erschütterung und dem Ingrimm seines Gemüths, machte sich trotz der Dunkelheit zu Fuß auf den Weg, tappte mit den Händen an die dreifachen Kerbschnitte in den Bäumen und fand auf diese Weise den großen Ahornstamm und daneben die breitere Fahrstraße, die nach seiner Pflanzung führte. —

Weit voraus dem Wagen, dessen Rasseln und Rol-

Iern nur aus der Ferne noch zu ihm herüberdrang, bei den ersten Pfählen der Einfriedigung seiner Niederlassung angekommen, setzte sich Aubüsson auf den vom Sturm vergangener Nächte entwurzelten Stamm eines Hickory, schaute den Abhang hinab nach seinem erleuchteten Hause, kühlte die Stirne im erfrischenden Thau der Sommernacht, und spann den Faden seines Selbstgesprächs aufs Neue an; weicher und geschmeidiger jedoch, als vor einer Viertelstunde.

Seine Gedanken schweiften weit über den Ocean nach dem Heimathlande, zum geliebten, einzigen Sohn. Die Worte folgten gehorsam den Gedanken. „Ach, mein Alexander!“ seufzte der zärtliche Vater; „wo magst Du zu dieser Stunde weilen? von Büchern umlagert, neben der stillen Lampe in der Studirstube? oder spazierend in einem duftigen Boskett von Versailles? oder lachend und lärmend in der Oper zu Paris, wo der jugendliche Muthwille austobt nach Herzenslust? Ach, wo Du auch seyst, Du gedenkst Deines Vaters, seiner Verlassenheit und seines öden Hauses in der Niederung von Maryland. Sicherlich zählst Du die Tage, nach deren Verlauf ich zu kommen versprochen habe, um Dich abzuholen, und als einen an Kenntnissen und Jahren gereiften Jüngling in den Schooß des Ueberflusses, in Dein zehnfältig vermehrtes Eigenthum einzuführen! — Tausend Meilen von mir entfernt, ahnst Du nicht, was in dieser Stunde mein Herz zersleischt. Die vier Jahre Deiner Abwesenheit sind Dir lang geworden; Du hungerst nach der Umarmung Deines Vaters, Du sehnst Dich, mit ihm Arm in Arm in den Gassen von Paris prahlend umherzugehen, Deinen Freunden den Crösus zu zeigen, von dem Du mit ihnen so oft mit Stolz und Freude gesprochen. Kommen würde ich, glaubst Du, strahlend von Diamanten, wie die fabelhaften indischen Könige, und den Plutus und Merkur an meinen Ketten führend?

Kommen, ohne Sorge und Trauer, und die Erinnerung an das allzufrühzeitige Hinscheiden Deiner Mutter, die nur wenige Wochen Deinen Abschied überlebte, würde der einzige Wermuthstropfen in dem Becher unserer Glückseligkeit seyn? So wähnst Du noch jetzt, Du Armer! — Nicht doch: Du Reicher, will ich sagen, denn der schnellste Brief wird Dir erst nach einigen Monaten melden, was ich leider jetzt schon weiß, und der Traum von der Dauer unsers Glückes ist schon eine unberechenbare Wohlthat!"

Aubüßon verbarg sein Gesicht in das Schnupstuch. Der heranrollende Wagen scheuchte ihn auf. Einen wohlbekanntem Fußpfad einschlagend, ging der Pflanzer seinem Hause zu. „Ein Brief . . .?“ murmelte er vor sich hin: „ein kalter Brief? Nein, Alexander. Ich selber will der Bote seyn, kommen zur Zeit, da ich's versprach, wenn auch in anderer Gestalt, als ich gehofft. Die heuchlerische Feder soll meine Schwäche nicht umschreiben, nicht verschleiern. Ich selber will als meines Unrechts Herold auftreten, und Du magst mir dann vergeben, wenn Du kannst.“

Aubüßon hatte geschwinde die Tabaksfelder durchschritten. Das helle Haus, umringt von dunkeln Negerhütten, lag dicht vor ihm. Das Quitschen einer Geige, der Schall einer Handtrommel, das Schnarren einer Leier tönte aus den offenen Fenstern des Erdgeschosses. Eine beträchtliche Anzahl Neger und Negerinnen tanzten in dem Salon nach dem Klang der barbarischen Musik. Die Männer waren mit weißen Jacken herausgeputzt, die Weiber prangten in farbiggestreiften Gewändern, ein buntes Kattuntuch kokett um den wolligen Kopf gewunden. Das Gejauchze der Kinder überschrie manchmal das Stampfen der Tänzer, den Lärm der Musik, und machte den abenteuerlichen Sabbath vollständig. —

Der Pflanzer stuzte einen Augenblick. Dann lächelte

er, sich besinnend. „Mein Geburtstag!“ sagte er wehmüthig: „Als ich gestern meinen Slaven erlaubte, das Fest nach ihrer Weise und auf meine Kosten zu feiern, habe ich mir nicht träumen lassen, wie elend ich selber es begehen würde. Gestern konnte ich ihnen noch das ganze Haus zu ihrer Verfügung überlassen; . . . heute — ach, ist es nicht mehr das meinige. Wie werden die Nachbarn frohlocken, die hämischen Engländer, deren Slaven heute noch, als eingeladene Gäste der meinigen, meinen Ball besuchen! Die Neidischen werden jubeln über ein Unglück, das meine Schuld herbeigeführt! Wahrlich: mit der getreuen Lebensgefährtin ist jeder gute Geist von mir gewichen!“

Seine Füße wankten unter der Last des über ihn einbrechenden Kummers. Er ließ sich unter dem Tulpenbaume nieder, der die Thüre seines Hauses beschattete. Zur nämlichen Zeit schwieg in dem Saale die Musik, und die Tänzer traten in plaudernde Gruppen zusammen. Ihr Gespräch gelangte manchmal verständlich zu dem Ohr des Pflanzers.

„Wo ist Beau-Soleil?“ fragten mehrere Stimmen. „Ach, wo ist er, der beste Tänzer?“ wiederholten einige Weiber mit vieler Theilnahme.

— „Wir werden ihn wohl nicht mehr sehen, den flinken Springer;“ antwortete Jehu, ein alter Neger in Aubüsson's Diensten: „Gott helfe ihm auch dazu, daß wir ihn nicht wiedersehen. Sein Schicksal würde böß und traurig sehn.“

„Warum, warum? was hat's gegeben, Jehu?“

— „Sind keine Leute da, die dem Nachbar Fleance tratschen könnten, was ich erzählen will?“ fragte der Alte.

„Keiner, keiner. Wir sind unter guten Freunden. Rede, rede, alter Jehu!“

— „Nun, so mögt ihr wissen, daß Beau-Soleil entsprungen ist, um den Mißhandlungen des Fleance zu

entgehen. Hat nicht der Grausame den armen Jungen drei Tage hintereinander bis auf's Blut peitschen lassen, weil er nach Wilber's Farm geschlichen war, um sein Weibchen zu sehen? Ist denn ein solcher Gräuel noch jemals vorgekommen? So lange Wilber und Fleance gute Freunde waren, hat Fleance nichts dawider gehabt, daß Beau-Soleil sein Weibchen am Samstagabende besuchte; aber seitdem sie wegen des Eisenhandels uneinig geworden, hat der Tiger dem jungen Manne die Erlaubniß versagt. Er fürchtete, dem Wilber möchten von der hübschen Miala Kinder geboren werden. Daher....."

„Schrecklich, gräßlich! Eine Rothhaut aus den Wäldern am großen Flusse ist menschlicher!“ lautete der Chor der Zuhörer.

— „Daher hat Beau-Soleil die Flucht ergriffen und die Miala mit sich in die Ferne genommen. Unser aller Vater beschütze ihre Flucht, und lasse sie nie mehr in des Fleance oder des Wilber blutige Hände fallen!“

„Es sey so; es geschehe also! Wohl gesprochen, Jehu.“

„Noch mehr, meine Brüder und Schwestern,“ nahm eine volltönende Mannsstimme das Wort: „Unser aller Vater verderbe die bösen Nachbarn, sammt ihrem Stamm, zur Freude und Erlösung der armen schwarzen Menschen!“

„Wohl, wohl; er verderbe sie!“ wiederholten die Andern, als wie in einem feierlichen Gesang.

— „Dafür,“ sprach die wohlklingende Stimme weiter, „dafür überschütte er mit all seinem Segen die weißen Männer, die den Bösen unähnlich sind; vor Allen unsern gütigen Herrn, unsern Vater, dessen Fest wir heute so von ganzem Herzen feiern!“

Die Zuhörer klatschten Beifall. „Wackerer Cäsar!“ murmelte Aubüsson vor sich hin, und seine Hände falteten sich, während seine Augen naß wurden.

Cäsar fuhr mit Wärme fort: „Wenn Einer auf

Erden würdig ist, unter den ewigen Palmen zu sitzen, worunter dereinst die schwarzen Leute versammelt werden sollen, als eine Vergeltung für ihre Leiden auf dieser Welt, so ist es der brave Herr Aubüsson. Keiner von seinen Sklaven hat über ihn zu klagen; alle sind gesegnet mit seinen Wohlthaten. Aber vor Allen kommt mir zu, seinen Namen zu preisen, denn er hat mich gehalten, wie seinen Sohn. Ich war krank, da ich aus dem schrecklichen Schiffe stieg, das mich dem Vaterlande entführt hatte. Das Heimweh sog mir das Mark aus den Knochen; die schweren Fesseln hatten meine Glieder wund gerieben. Ich lag auf dem Markte wie ein Todter, und alle Käufer wandten sich von meiner Jammergestalt mit Ekel ab. Der Kaufmann stieß mich mit dem Fuße, nannte mich einen räudigen Hund und schmähte, daß ich ihn um das Geld betrogen, so er für mich hingegeben. Da nahte endlich mein Retter, mein Vater, unser Herr. — Eben meine Hilflosigkeit rührte sein Herz. Er kaufte mich, goß Del in meine Wunden, flößte Balsam in meine traurigathmende Brust. Seine Pflege, milder noch als die eines Weibes, heilte mich von der verzehrenden Ohnmacht, die mich zu tödten begonnen hatte. Ich erwachte wieder zum vollen kräftigen Leben, zu einem Leben, kostbar, reich und schön wie Gold."

— „Du verdienst es, Cäsar,“ schaltete der alte Jehu ein: „Ein Besserer als Du ist auch nie im Reich der großen Schlange geboren worden. Was Deine Uide an Schönheit, das bist Du an Tapferkeit und vornehmer Abkunft.“

„Uide, Uide!“ riefen die Neger und klatschten abermals in die Hände, als die Genannte zu ihrem Gatten trat, der sie leidenschaftlich umschlang. —

„Ja, Uide!“ rief auch Cäsar glühenden Auges: „Sie allein hatte zu meinem Glücke gefehlt, aber unser Herr wollte nicht, daß sie mir ewig fehlen sollte. Des

Herrn Weib beobachtete zuerst, daß wir uns liebten, wenn wir uns gleich selten sehen durften. Des alten Henry Plantage liegt wohl vier Meilen von hier entfernt; dennoch lief ich hin und zurück in mancher Nacht, und klagte nicht über die wunden Füße. — Der Herr sagte anfänglich nichts, und stellte sich, als wisse er nichts um die Sache. Aber eines Abends, da ich vom Markte heimkam, müd und matt, und zu Jo und Jehu in die Hütte schlüpfen wollte, um zu schlafen, sagte mir der Alte da: Packe Dich, hier ist kein Platz mehr für Dich! Jo führte mich zu einer neuerrichteten Kabane, schob mich hinein und — Aïde lag in meinen Armen. Der Herr hatte sie für vieles Geld dem grauen Henry abgekauft und gab sie mir zum Weibe. Ob wir glücklich waren? he, Aïde? — Dafür sollen aber unsere Kinder die getreuesten Diener unseres guten Herrn werden, dem die Sonne noch lange leuchten und der große Geist noch eine Gefährtin bescheeren möge, die ihm ersetze, was er an der guten weißen Frau verloren hat." —

„Nein, das halte in meiner Lage ein Anderer aus;“ sagte Aubüsson aufspringend mit unwilliger Rührung: „ich muß ein Ende machen, lieber heute als morgen.“

Und die schwarzen Sir's und Messieurs hatten sich kaum mit ihren Ladies und Mesdames wieder in Reihen gestellt, um mit dem Tanze fortzufahren, als schon des Pflanzers ehrwürdige Gestalt in ihrer Mitte erschien. Ein Jubelruf empfing den Allgeliebten. Die Cirrigsten unter den fröhlichen Gästen eilten auf ihn zu, berührten seine Kleider, küßten seine Hände. „Nie war ein „Willkommen!“ herzlicher, als dieses.

Aber auch niemals sprach sich die Trauer aufrichtiger aus, als in den Zügen dieser armen Afrikaner, da Herr Aubüsson zu ihnen Folgendes redete: „Ihr seyd lustig, meine Kinder; aber ich bin betrübt. Ihr tanzt, als hättet ihr Springsfedern unter den Sohlen, und ich schleppe

Centnergewichte des Unglücks auf meinem armen Haupte. Hört: so wie ihr vordem meine Freuden und meine Arbeit getheilt, so theilt heute auch meine Lasten. Schickt eure Gäste heim, ich habe nur mit den Angehörigen meines Hauses zu sprechen.

Still und bescheiden entfernten sich die Sklaven der Nachbarn, und die Schaar von Aubüffons Negern versammelte sich mit ängstlicher Erwartung um den so ernst gestimmten Herrn. — Er begann mit einem schweren Athemzuge: „Die Güter dieser Welt sind nicht beständig, meine Freunde. Ihr habt es bereits schmerzlich erfahren, denn ihr habt, ein jeder von euch, das Vaterland, euer Eigenthum, eure Eltern und Freunde eingebüßt, weil ein grausames Schicksal es nicht anders fügte. Ein natürliches Gefühl hat euch ohne Zweifel schon oft angeregt, das Glück und die Reichthümer der weißen Herren, die euch Gott gegeben, mit neidischen Augen anzusehen? Doch sollt ihr heute erfahren, daß auch der Weißen Reichthümer wandelbar sind, gehend von Hand zu Hand. Dem Einen raubt sie der Tod, dem Andern das töckische Meer, dem Dritten des Feuers Feindseligkeit, dem Vierten der seestreifende Räuber von den lucayischen Inseln; Vielen das unabwendbare Unglück, Manchen der unbesonnen herausgeforderte Zufall. Ich bin einer der Letztern. So wie ihr mich da seht, war ich noch, als die Sonne hoch stand, ein reicher Mann, und zu dieser Frist bin ich ein Bettler, dem von seiner Habe nicht mehr der schlechteste Zweig gehört, womit seines ärmsten Sklaven Hütte gedeckt ist.“

„Wehe! wehe!“ riefen die Neger mit allen Merkmalen der Betrübniß und Neugier.

Nach einer Pause, während Aller Augen den unglücklichen Herrn zu durchbohren schienen, fuhr derselbe mit erzwungener Kälte fort: „Die Sache ist diese: „ich habe heute Abend in der Stadt all mein Geld und

Eigenthum, Haus und Hof und Felder und euch Alle inſgeſammt verſpielt.“

Der Wehruf der Schwarzen erneuerte ſich. Sie rangen die Hände, fielen auf die Kniee, ſtießen ihre Köpfe in den Staub.

Nachdem der gewaltige Lärm ſich gelegt, ſchloß Aubüſſon mit den Worten: „Ein Hinterwäldler, der in unſern Staat gekommen war, um ſich anzudeſeln, und dem ich meine Niederlaſſung nicht verkaufen wollte, hat ſie mir, ſammt der Baarſchaft, die ich in der Stadt niederzulegen gegangen war, abgenommen. Er wird morgen in ſein wohlſeiles Beſitzthum eintreten; ich werde morgen fortgehen. Ich hoffe . . .“ ein ſchmerzliches Achſelzucken verrieth, wie wenig Aubüſſon auf dieſe Hoffnung baute — „ich hoffe, er werde euch ein menſchlicher Herr ſeyn, und ich empfehle euch den ſtrengſten Gehorſam gegen ihn. — Legt euch nun ſchlafen. Morgen ein Mehreres.“

Aubüſſon drehte ſich raſch um, damit die Leute ſeinen Schmerz nicht ſähen, und verfügte ſich in ſein Schlafzimmer. — Cäſar brachte ihm Lichter, Thee, Rum und die Tabacksbüchſe nach, machte ſich allerlei im Zimmer zu ſchaffen, und blieb endlich, ohne dem Wink Aubüſſons, der ihn entließ, zu gehorchen, an der Thüre ſtehen, ſeinen Herrn unverwandt betrachtend.

„Was willſt Du noch?“ fragte ihn dieſer trocken.

„Ich habe etwas auf dem Herzen;“ verſetzte der Sklave traurig.

„Geſchwinde, was iſt's?“

„Du gehſt von uns, lieber Herr? Wohin gehſt Du?“

„Wozu die Frage?“

„An den großen Fluß zu Deinen Verwandten?“ fragte Cäſar weiter, ohne ſich ſtören zu laſſen. —

„Nein, Cäſar. Man muß niemals im Unglück zu Verwandten gehen.“

— „Um, das ist so bei den Weisen. Sie lachen des Unglücks ihrer Väter. Im Reich der großen Schlange ist's anders. Unsere Verwandten freuen sich unserer Freude, helfen uns weinen im Leide, füttern uns, wenn wir hungern, rächen die Missethaten, die an uns begangen werden . . .“

„Und verhandeln nebenbei ihr eigen Fleisch und Blut. Sprich nicht von Dingen, Cäsar, die Du nicht verstehst.“

— „Du bist viel gelehrter, als ich, lieber Herr. Ich schweige von den Bettern. Aber wohin gehst Du von hier? Sage mir's, ich bitte Dich.“

„Nach Frankreich, Cäsar, nach der Heimath, die ich eben so arm wieder betreten werde, als ich sie verließ.“

— „Ah! Du gehst zu Deinem Sohne?“ Cäsars Gesicht verklärte sich.

„Ja, ja, Schwarzkopf. Ich gehe zu ihm, den ich aus seiner schönsten Laufbahn reißen muß, weil ich schlechter Vater ihm nicht einmal der Mutter Erbtheil rettete. Ah! ich wollte gerne darben und verkümmern, wenn nur mein guter Alexander . . .!“

„Du hast ihn wohl recht innig lieb, Deinen Sohn? Du kommst mir vor, wenn Du von ihm redest, wie eine Mutter, die ihr Kind streichelt, und es mit f.ingespitztem Munde küßt, damit ihm nicht einmal im Kusse wehgethan werde.“

„Du bist selbst Vater, Cäsar. Du verstehst den Schmerz und die Liebe des Vaters.“

Cäsar richtete sich stolz auf. Die Hand betheuernd auf die Brust gelegt, ließ er seine Blicke flammen, und rief begeistert: „O Mide! o meine Kinder! Du kennst meine Seele, wie die Deinige, o Herr!“ — Plötzlich jedoch wandelte er seine Stimme in die der Unterwürfigkeit um, und fragte mit schlauer Freundlichkeit: „Der Sohn, den Du liebst, gehört, glaube ich, nicht ganz allein Dir an?“

Staunend verfezte Aubüsson: „Nun, bei Gott! wenn Du nicht Alexanders Mutter meinst, die jetzt von dem Himmel herab ihren Sohn mit den Augen einer Seligen bewacht, — wer soll denn noch ferner auf ihn Ansprüche machen dürfen außer mir?“

Mit einer tiefen Verbeugung zeigte der Sklave auf sich selber. — Aubüsson starrte ihn an. Cäsar sprach bescheiden: „Du entsinnst Dich des Affen, den einst Deiner Schwester Tochter Dir vom großen Flusse herauf gesendet?“

„Ja, nun versteh' ich. Der böse Affe, der den kleinen Buben in den Wald geschleppt, und den Du mit einem kühnen und sichern Schusse erlegtest, ohne das Kind zu verletzen! O Cäsar, wenn ich Dir je die schöne That vergesse“

— „So sprachst Du schon dazumal, Herr.“

„Aber ich bin zu arm, Dich würdig zu belohnen.“

— „So sprachst Du auch schon dazumal, Herr.“ —

„Jetzt, heute, bin ich tausendmal ärmer, mein Freund.“

— „O nein, lieber Herr, Du bist heute reicher als je, mir den Pflichtdienst wett zu machen. Darum spreche ich heute den Lohn an. Du wirst nicht im Scheiden anfangen wollen, undankbar zu seyn?“

„Gewiß nicht, Bursche; aber erkläre mir: was kann ich thun . . .?“

— „Laß den armen Cäsar nicht in Maryland zurück, lasse ihn nicht einen Sklaven des Hinterwäldlers werden. Nimm ihn nach Frankreich mit. Cäsar ist dann belohnt, und Du und Dein Sohn sind ihm nichts mehr schuldig.“ —

„Was denkst Du, Freund? Ich sollte . . .? was würde Aïde, was sollten Deine Kinder beginnen?“

Unbefangen und zutraulich antwortete der Sklave: „Um, Aïde und die Kinder müßten mit Dir und Cäsar gehen.“

„Welche Thorheit! Besinne Dich. Wie sollte ich, dessen eigene Zukunft so unbestimmt, so räthselhaft, wie sollte ich für Dich und die Deinen sorgen können? Ihr würdet zu Grunde gehen im fernen Lande.“

— „Unsere Dienste sollen Deine Wohlthat vergelten, Herr;“ erwiderte Cäsar mit Thränen kämpfend.

Da sagte Alobüsson gütig: „Fast möchte ich Deine Unwissenheit belächeln, Du ehrlicher Sohn der Wüste. Ich selber werde meinen Bedienten vorstellen müssen. Vergiffest Du nebenbei, daß ich mit schwerem Gelde Dich und Deine Familie dem Gewinner wieder ablösen müßte? daß ich im Gegentheil nicht einmal im Stande bin, die Ueberfahrt für euch und mich zu bezahlen? Geh in Frieden. Du verlangst, was nicht ausführbar ist. Bleibe im Lande, besinne Dich. Diene dem neuen Herrn, wie Du mir gedient hast, und es wird Dir wohl gehen.“

Der arme Neger schüttelte traurig mit dem Kopfe. Während er mit der rechten Hand seine Zähren trocknete, deutete die Linke auf's Herz, und Cäsar stammelte: „Unser aller Herz ist todtkrank. Wir überleben nicht Deinen Abschied.“ — Somit ging er nach seiner Cabane, den Schlummer zu suchen; aber er fand ihn nicht. Die Kinder schliefen zwar ruhig; Alobü theilte jedoch ihres Gatten Unruhe, und die beiden redeten vom Herrn und seinen Tugenden, bis der bleiche Tag am Himmel stand.

2.

Der neue Herr.

Die Sklaven hatten eben die nöthigsten für den Tag angefertigten Feldarbeiten verrichtet und waren heimgekommen, um der steigenden Sonnenhitze zu entgehen, als

Bereits in dem gewaltigen Hofraum vor Aubüffons Hause der lärmende und zahlreiche Troß des neuen Besitzers einzog. Eine Menge von Wägen aller Gattung, von Ochsen und Pferden gezogen, rasselten heran, belastet mit dem Hausgeräthe und den Mundvorräthen der Familie des glücklichen Hinterwäldlers. Ein Trupp von Knechten und Mägden, weißes und farbiges Volk im bunten Gemisch, führte die Thiere und trug auf Kopf und Rücken das leichter zu transportirende Gut. — Der älteste Sohn des Anstiedlers führte den ganzen Zug. In einem wohlbedeckten, gutbespannten Karren folgte der Anstiedler selbst mit seiner übrigen Familie dem langsam schreitenden Haufen.

Die Schwarzen der Plantagen liefen neugierig zusammen, ihren Gewinner und Herrn von Angesicht zu schauen. Der Anblick desselben war weit entfernt, diese stumpfe Neugier in eine regere Theilnahme zu verwandeln.

Der Sohn Paulus hob zubörderst drei kleine Kinder, seine Geschwister aus des Vaters zweiter Ehe, aus dem Karren. Die Kleinen, wohlgenährt, fett wie Igel, schauten dumm im Kreise umher. Ihres Verstandes natürliche Beschränktheit, verbunden mit den Strapazen und tausendfältig wechselnden Abentheuern einer Reise von sieben Wochen, machte, daß ihnen der neue Schauplatz, wo sie auftraten, völlig gleichgültig vorkam. — Paulus stellte sie mit finsterner Miene, gleichsam als unnütze, den Raum versperrende Hindernisse bei Seite. Dann hieß er die Kindermagd, ein farbiges Weib, vom Karren springen, und reichte der Stiefmutter die Hand. Eine unbehülliche, schwammige Figur, noch ziemlich jung und hübsch, aber blaß, träge und erschöpft, wickelte sich aus dem verhüllenden Segeltuche, und gleitete wie ein Baumwollballen zur Erde. Der Hausvater folgte ihr: ein rüstiger Fünziger, wohlbeleibt aber kräftig; struppigen blonden Haars, mit blauen seelenlosen Au=

gen und dick aufgeworfener Unterlippe. Der deutsche Schnitt herrschte in seinem Gesichte vor. Er stammte aus dem deutschen Reiche, wohin seine Eltern aus Holland eingewandert waren. —

Auf dem Boden angelangt, führte er, der Kutschirt hatte, mit seiner gewaltigen Peitsche noch einen sehr überflüssigen aber markigen Streich nach der Flanke seiner Gäule, warf dann einem Knecht die Peitsche zu, schaute rund um sich, und fragte, behaglich die Hände reibend, in schlechtem Englisch: „Dieses ist also das Haus, das mir der Himmel bescheert hat? Auf meine Ehre, nicht übel! Gott verdamme mich! gar nicht übel.“ Sofort drehte er sich mit königlicher Wichtigkeit gegen seine keuchende, gährende, luftschnappende Gälite und sprach zu ihr: „Mistress Ebenezer, hier werden wir wohnen; so weit Ihr seht, gehört Feld und Wald unser.“

„Ich bin erfreut, Master Ebenezer;“ antwortete die Frau mit derselben Wichtigkeit: „Ihr habt immer gut Glück, Master.“

„Gott segne Euch, Mistress Ebenezer. Alles zu Euerm Wohlgefallen, sage ich. — Aber — Paulus, mein Sohn! noch stehen wir, wie wandernde Kesselflicker, mit Sack und Pack ohne Obdach in unserm Eigenthum? Wo ist mein Quitté-à-double? Wo ist der Aufseher der Plantage? wo der Sklavenmeister? Ich will wissen, wie die Ruß von innen aussieht; bei Gott, das will ich. Wir sind lange genug von der Sonne geröstet worden, wir kommen mir vor, wie gedörrte Maiskolben. Wir wollen uns in den Schatten legen. Heda, wo sind die Leute? Dumme schwarze Affen! wie sie 's Maul aufsperrn! Aber ich hab' ein Universalmittel bei mir, das faule Zungen löst.“

Master Ebenezer zog unter dem Leinwandkittel eine Sklavenpeitsche hervor, von gutem hartem Rindsleder, und wickelte sie kaltblütig auf.

Indessen stand bereits Aubüsson vor ihm, und sagte mit französischer Urbanität zu dem rohen Hinterwäldler: „Quitte-à-double ist zu Ihrem Befehl. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie überall einzuführen, und Ihnen alle Schlüssel zu überliefern.“

Ebenezer, der nie versäumte, den Dankee zu spielen, um seinen holländisch-deutschen Ursprung vergessen zu machen, sah mit spöttischem Lächeln den Franzosen halb über die Achsel an, und erwiderte. „Well; führt mich, Monsieur. Es ist an der Zeit.“ —

Aubüsson, ohne dem Ernst zu entsagen, womit er den Grobian angeredet hatte, überhörte geistlich dessen Ungeschliffenheit und schritt ihm voran in's Haus.

Mit dem plumpen Eifer des Mannes, der manches Jahr in einem finstern Urwalde zugebracht, beherbergt von einem Blockhause, kämpfend gegen wilde Menschen und Bestien, des Wohlstandes und der Bequemlichkeit entbehrend, aller bildenden Geselligkeit entfremdet, — nahm Ebenezer Besitz von der ihm vom Himmel herabgefallenen fetten Beute. — „In dieser Stube werde ich wohnen,“ sagte er: „dort werden die Kinder schlafen; jenes Eckzimmer ist ganz gemacht für den Paulus; die Gemächer links werden für Mistreß Ebenezer eingerichtet...“

— „Ein edles Weib hat darinnen gewaltet;“ unterbrach ihn Aubüsson: „meine Gattin lebte und starb in diesen Räumen.“

„Pfui;“ nahm Mistreß das Wort: „Ihr bringt mich nicht in die Sterbzimmer, Master Ebenezer; um keinen Preis gehe ich hinein. Wie unanständig, das von mir zu verlangen!“

„Nun, nun,“ beschwichtigte der Hinterwäldler, „es muß ja nicht seyn, es ist ja nicht Gesetz. Mistreß Ebenezer hat zu wählen; auf Ehre, das darf sie. Wir wollen das Sterbgemach zum Gastzimmer bestimmen, und die darinnen schlafen, mögen zusehen“

Er verschluckte das abergläubische Wort, das über seine Lippen schlüpfen wollte. Während seine Augen unstät an Wänden und Stubendecken das Gespenst der Gestorbenen suchten, lächelte sein Mund behaglich und felig, denn der Geizige berechnete im Voraus, daß seine Gastfreundschaft schwerlich oft in Anspruch genommen werden dürfte, sobald nur einmal der Spuck zur rechten Zeit einen ungebetenen Schmarozer erschreckt haben würde. —

In dem Augenblicke erhob sich auf dem Vorplatz, der das Gemach von der Veranda des Hauses trennte, ein Lärm von freischenden und zankenden Weiberstimmen. Aubüsson trat mit seinen Begleitern zwischen die Streitenden. Eine Negerin kniete am Boden, und hielt zwei Negerkinder umschlungen. Während ihre Linke die Weinenden fest an den Mutterbusen drückte, wehrte die Rechte den Gewaltthätigkeiten, womit die Mulattin, an deren Schürze Ebenezers Kinder hingen, sie bedrohte. „Welch' ein Sabbath, ihr Hexengesinde!“ zürnte der Hinterwäldler; sein Weib nahm ihre plärrenden Sprößlinge unter ihre Flügel. — „Aide! warum der Lärm?“ fragte Aubüsson, besonnener, als sein Gefährte.

„Die schwarze Brut hat mein schönes Blauauge, den lieben Dick gestoßen!“ stöhnte die Nuttreß, von einem Worte der zornigen Kindswärterin belehrt.

„Das gelbe Weib hat meine Kinder geschlagen!“ rief Aide im höchsten Affekt, die funkelnden Augen nicht verwendend von der Farbigen.

„Gestoßen? ei, da soll sie ja!“ polterte Ebenezer.

„Geschlagen?“ unterbrach ihn Aubüsson aufstehend: „Wisse, Du fremde Sclavin, daß solch' Betragen nicht in meinem Hause Sitte ist.“

„Ihr befindet Euch jezo in meinem Hause, Monsieur;“ prahlte Ebenezer.

„Ich bin keine Sclavin!“ schrie die Mulattin: „ich

bin frei, daß Ihr's nur wißt, und diene meinem Herrn seit drei Wochen um klingenden Lohn."

„Es ist wahr. Ich habe sie zu Pittsburg gedungen;" bekräftigte Ebenezer: „Fürchte dich nicht, Coraly. Du bist auf meinem Grund und Boden."

— „Was ist's auch weiter?" spottete Coraly: „Dir, der kleine Schelm, zupfte den schwarzen Buben etwas an den Haaren. Der Unhold stieß unjern wackern Jungen vor die Brust. Deswegen gab ich ihm einen ganz geringen Schlag."

„Einen Schlag in's Gesicht, daß mein Jaques blutet;" ergänzte Aube, indem sie ihres Kleinen Nase und Mund abwischte.

Obgleich diese Reden von den Gegnerinnen an ihre Herren gerichtet waren, so ließen sie doch nicht ab, einander anzustarren, wie zwei sich feindlich bäumende Schlangen. Die glühenden Blicke der Weiber schienen sich zu sagen: „Wir kennen uns schon lange, und nicht von heute stammt unser Groll!"

„Ich wiederhole, daß in meinem Hause nie Sitte gewesen ist, mit Schlägen sich zu verständigen;" nahm Aubüßon das Wort: „Nicht einmal meine Befehle wurden je mit der Peitsche gegeben. Meine Sklaven sind solche Behandlung nicht gewöhnt, und ich möchte Euch rathen, Master Ebenezer, — weil denn doch einmal mein Eigenthum das Eurige geworden — daß Ihr meinem Beispiel folgt, um Euch vor Schaden zu wahren."

„Brauche keine Lektion;" brummte der Hinterwäldler: „Ein anderer Tanz, eine andere Musik; andere Spielleute, andere Geigen."

Ohne auf diese Bemerkung zu achten, fuhr Aubüßon fort, nachdem er die Mulattin mit einem langen Blicke gemustert: „Dir sollte meines Hauses Ordnung obendrein nicht unbekannt gewesen seyn, Coraly. Du warst ja

meine Nachbarin, geboren und erzogen auf des alten Henry Plantage?"

„Ich hab' sie wohl erkannt;" sagte Aïde, aufstehend und zitternd vor Aerger.

„Hinaus mit Dir, Geschmeiß!" befahl Ebeneger: „Packe Deine Kanten auf, und danke dem Himmel, daß ich heute so wohl aufgelegt bin. Marsch!"

Auf einen mitleidigen Wink des Franzosen, entfernte sich Aïde, und die Ruhe war endlich wieder hergestellt. Ebeneger konnte sich nicht enthalten, zwischen den Zähnen zu murmeln: „Das sind die Folgen der verruchten Zerstörung aller Begriffe und Grundsätze, die von Adam's Zeiten her gegolten haben. Die verdamnte Philosophie der Franzosen wird noch eine zweite Sündfluth erwecken."

„Undankbarer Schächer!" murmelte Aubüsson seinerseits; bei diesen Worten stiegen sie wieder in den Hof herab. — Die Anzahl der Zuschauer hatte sich vermehrt. In der Mitte des Raumes lagerten die Träger und Fuhrleute des Hinterwäldlers, um auszurasen; kauerten die Sklaven Aubüssons, erwartend, was mit ihnen begonnen werden sollte. Sie alle waren jedoch eingeschlossen von einem großen Kreise weißer Gäste; denn die Nachbarn Aubüssons, Anstiedler und Pflanzer wie er, waren in Masse herbeigekommen, das Schauspiel seines Abzugs mit anzusehen. Die meisten saßen zu Pferde, die übrigen standen nachlässig an ihre Säule gelehnt, den Zügel um den Arm geschlungen, und glogten gleichgültig oder schadenfroh die Gruppe an, die sich aus dem Hause bewegte. Nicht Wohlwollen, nicht Theilnahme war in den Zügen der Pflanzer zu lesen, deren lange Oberlippen die englische, oder deren starke Backenknochen die schottische Abstammung erwiesen.

„Meine guten Freunde!" hob Aubüsson mit einer Verbeugung an, die von den ungehobelten Gesellen nicht erwidert wurde: „ich stelle euch den jetzigen Herrn die-

fer Pflanzung vor, und empfehle ihn eurer nachbarlichen Freundschaft."

Schweigend betrachteten die Nachbarn den Ebeneger von oben bis unten, und durch die Reihen lief das Ge-flüster: „Ein Holländer! ein Deutscher! eine Schlaf-mütze! ein Trunkenbold!"

Ebenezer ging verlegen an die Bildsäulen heran, und bot ihnen die Hand mit einem schlecht-englischen Gruß. — Sie verzogen höhnisch den Mund, zuckten gering-schätzig die Achseln; bei weitem nicht Alle nahmen den Handschlag des gunstbettelnden Nachbars an.

„Ich scheide noch heute aus Eurer Mitte," sprach Aul-büsson mit Förmlichkeit weiter: „mich Euerem geneigten Andenken empfehlend."

Einige nickten steif, Andere strichen lachend das Kinn. Wilber räusperte sich, als wolle er eine Gegenrede halten, und brachte endlich nur ein trockenes: „Fahrt wohl, Herr!" aus seiner Kehle. Dafür sagte Fleance ziemlich vernehmlich: „Der alte Schmeichler Wilber zündet dem Teufel selbst eine Kerze an, weil er ihn einmal nöthig haben dürfte. Auch ich sage: Fahrt wohl, aber fahrt in den Abgrund, als der letzte Franzose, der die gutamerikanische Luft dieses Distrikts von Maryland verunreinigt hat. Die Pest auf alle Franzosen! Wir brauchen sie nicht im Vaterlande."

„Fort mit den Franzosen!" riefen die Pflanzer wie aus einem Munde. Sie hatten plötzlich die Sprache wieder erhalten, um ihren Patriotismus, oder besser, den aus der alten Heimath angeerbten Nationalhaß ausströmen zu lassen.

Aulbüsson sah auf sie mit stolzem Selbstvertrauen nieder, indem er gekränkt und erbittert ausrief: „Unglückliche, aus denen der böse Geist des Whisky redet! Euer Vaterland? Hättet Ihr denn ein Vaterland zu bewohnen und zu preisen, wenn nicht Frankreich sein Heer gesendet hätte? Auch ich bin mit jenen Kriegern an euer Gestade

gekommen; ich habe wie meine Kameraden für eure Freiheit gekämpft; ich zähle der Wunden manche, die mir englische Waffen geschlagen haben. Ihr habt damals unsere Wunden verbunden, wie die eurigen; Ihr habt uns Brüder genannt, wie ihr euch unter einander Brüder heißt. Jetzt sind die Wunden zwar vernarbt, aber ihr habt auch die gelobte Freundschaft vergessen. Ihr könnt die Milch und das Blut des Leoparden nicht verläugnen. Ihr verdammt heute diejenigen, so euch erst gestern vom Untergang errettet haben. Gott bessere euch. Möchtet ihr nie in den Fall kommen, abermals Hülfe von dem Volke erbetteln zu müssen, das ihr zum Lohn für seine Dienste roh mißhandelt.“

Wenn auch manche von den Dankes einsahen, daß sich eine bittere Wahrheit in den Worten des aufgeregten Franzosen aussprach, so war doch ihnen, den Beleidigern, keineswegs darum zu thun, ihr Unrecht gut zu machen, und ein hartes Wort zurückzunehmen. Sie drehten daher murrend und verhöhrend dem Scheidenden den Rücken zu, und schenkten dem Ebenezer ein aufmerksames Gehör.

Aubüsson hatte alle Muse, einsam und ungestört in sein Zimmer zurückzugehen, wo sein weißer Bedienter, ein Creole von Isle-de-France, die zur Mitnahme erlaubten Habseligkeiten des Verarmten einzupacken beschäftigt war. Cäsar, Jo, und noch einige Sklaven halfen dabei. Die Mienen der Neger waren sehr beredte Trauerboten, wenn gleich ihre Lippen geschlossen blieben. Cäsar benützte jedoch einen günstigen Moment, um dem Herrn unter vier Augen in den Weg zu treten und ihn mit dem Tone des tiefsten Schmerzens, aber auch mit tiefster Ehrfurcht anzureden. „Es ist also unwiderruflich beschlossen, daß Du von uns gehst?“ sprach er: „der Vater im Himmel ist böse auf uns, und löscht unsere Sonne aus. Aber, wenn uns schon nicht vergönnt ist,

dieses Unglück zu hindern, und nicht in Deiner Macht steht, Deine Getreuen mit Dir zu führen in Deine Heimath, so kann uns doch kein Lebender verwehren, Dir vorauszugehen unter die himmlischen Palmen, Dir zu bereiten einen Platz unter den Seligen, weil Du uns gelehrt hast, daß nur eine und dieselbe Seligkeit die Geister der weißen und der schwarzen Leute umfassen werde."

Aubüsson erschrock bei diesen Aeußerungen. Wohl wissend, wie leicht die Leidenschaften der armen Schwarzen entflammt, und wie wenig sie von dem so beschränkten Verstand des Negerkopfs gezügelt werden können, ahnte der Pflanzer, daß ein blutiger Vorsatz hinter den Worten des guten Cäsar schlummern dürfte. Darum fragte er barsch: „He? was da? was schnackst Du?“

Cäsar erwiderte ernsthaft: „Jo, Jehu und Cäsar haben sich verschworen, und das Zauberwasser darauf getrunken, daß sie dem Herrn, der sie hier verläßt, in den Himmel vorausgehen wollen.“

— „Wär's möglich? Wie und wann?“

Cäsar machte die Geberde des Erdrosselns, und setzte bei: „Morgen, sobald Du fort bist.“

„Unfinnige!“ platzte Aubüsson heraus: „Welche Verrücktheit! Entsetzlicher Anschlag! Warum macht ihr's nicht kürzer ab? Warum ermordet ihr mich nicht zu gleicher Zeit? Wir führen dann vereint zum Himmel auf?“

Cäsar überlegte ein wenig, wie ein Mensch, dem plötzlich eine gute Idee, woran er nicht gedacht, an die Hand gegeben wird. Dann schüttelte er den Kopf, und entgegnete: „Wir brauchen das nicht. Du bist ein alter Mann, wirst uns bald nachkommen. Der Gram über Deinen Verlust, die Beschwerlichkeiten der langen Seereise werden das Ihrige beitragen, Dich zu verzehren. Billig aber ist, daß Du Deinen geliebten Sohn vor Deinem Ende umarmst.“

Aubüßon erstarrte vor dem Entschlusse, der Singung und den Betrachtungen des Wüstensohns. Die Thränen standen ihm nahe. Dennoch nahm er sich zusammen, um mit angenommener Härte zu fragen: „Was hab' ich denn an euch gethan, daß ihr mich also liebt, ihr Narren, ihr Wahnsinnige? Ihr gönnt mir nur mehr eine kurze Spanne Leben? Tausend Dank, so wie für die Erlaubniß, meinen Sohn zu umarmen. Allein, indem Du von meinem Kinde redest, Du Kabe des Todes, — denkst Du nicht an die Deinigen? Aïde, Jaques, Blanche, werden sie Dich überleben?“

Cäsar rollte die Augen, indem er ausrief; „Der große Geist behüte sie vor dem Elend, in des groben Holländers Säusten zurückzubleiben! Nein, Herr. Aïde und die Kinder werden uns Allen vorausgehen.“

„Ein Mord an den Unschuldigen?“ stammelte Aubüßon

Cäsar nickte. „Es ist beschlossen;“ sagte er dumpf: „Aïde stirbt von der Hand ihres Gatten, und der alte Jehu will die Kinder auslöschen, weil . . . weil . . .“ hier zitterte seine Stimme und seine Zähne klapperten — „weil vielleicht der Arm des Vaters erlahmte, — weil etwa die Kinder stärker seyn dürften als der Vater.“

„Gräßlich! Wissen die Unglücklichen schon . . .?“

Cäsar legte seine schwarze Hand schnell auf des Herrn erbleichenden Mund: „Pst! st!“ murmelte er: „sie sollen schlafend die große Reise antreten.“

Da packte Aubüßon den Sklaven fest bei den Schultern, und der muskelgewaltige Neger ließ sich, als wäre er ein schwacher Hund, von dem Herrn niederstauchen, bis er auf den Knien lag. „Setz falte Deine Hände, Du grausames Unthier,“ befahl ihm der Pflanzer, „und bitte Deinem Schöpfer die Mordgedanken ab, womit Du und Deine Gefellen euer Gehirn besudelt habt. Weve euch, unmündige Tiger! Die Verdammniß wollt ihr

gewinnen, aber nicht die Seligkeit. Ihr werdet mich nicht wiedersehen jenseits; ihr werdet mich dort nicht bedienen dürfen, wie ihr jezo in eurer dummköpfigen Gläubigkeit wähnt, aber ihr werdet in Flammen brennen, gegen die das Ufer des Senegal und die Wüste, Deiner Väter Heimath und Grab, Dexter himmlischer Kühlung und Erfrischung sind. Wehe euch, wenn ihr nur ein Messer zuckt oder eine Schlinge knüpft, um euch zu verderben. Dein Weib, Deine Kinder! Ei, der grimmigste Löwe schont seine Jungen, der wildeste Elephant schont das andere Geschlecht. Ich fluche Dir auf dem Sterbebette, wenn Du grimmiger wärst, als der Löwe, wilder als der Elephant."

Die malerische Beredtsamkeit des klugen Herrn, der gar trefflich seinen Mann mit Erinnerungen und Bildern aus seinem Vaterlande zu fesseln verstand, verfehlte ihre Wirkung nicht. Cäsar begann zu weinen wie ein Kind, und rang die Hände in Verzweiflung. „Was jedoch thun, lieber Herr, was anfangen?“ schluchzte er: „Du hast uns verkauft, verspielt, verstoßen. Du willst uns nicht mit Dir nehmen über's Erbsenwasser, und wir können doch nicht leben ohne Dich, nicht leben mit dem Holländer, der uns peitschen, und dessen Magd, die böse Coraly, meiner Nide nie vergessen noch vergeben wird, daß Cäsar die Nide mehr liebte, als die aufdringliche Coraly.“

Aubüsson winkte dem Neger, zu schweigen. Nach einer geraumen Ueberlegung hatte er, wie er meinte, das Mittel gefunden, seines Slaven wilde Aufwallung zu dämpfen. Darum hob er recht deutlich und einschmeichelnd an: „Höre was ich thun kann und will. Gegen Dein feierliches Gelöbniß, nicht Dir, nicht den Deinigen ein Leid zuzufügen, und daher den Jo und Jehu ihres gräßlichen Versprechens zu entheben, will ich mich verpflichten, binnen zwei Jahren Dich und die Andern — wenn

mir das Glück wieder lächelt — aus dem Hause des Ebenezer in mein eignes einzukaufen. Ihr sollt wenigstens binnen jener Frist frei werden, und müßte ich meine Verwandten in Neu-Orleans, müßte ich die ganze fremde Welt an- und abbetteln, um das Geld zusammenzubringen. Glaube, vertraue mir, Cäsar.“

Der Neger, hoffnungsvoll und mißtrauisch zugleich, forschte eine Minute lang sehr bedächtig in Aubüffons Augen. Ein gut Gewissen leuchtete aus ihnen. Der Pflanzer hatte aufrichtig im Sinn, was er versprach. Im schlimmsten Falle rechnete er auf die Gewalt der Zeit, die des Menschen schärfste Waffen und seine unerjütterlichsten Vorsätze abstumpft.

Nachdem er seiner Prüfung gründlich obgelegen, küßte Cäsar die Hände seines Herrn, setzte dessen Fuß auf seinen im Staube liegenden Kopf, und sagte feierlich: „Es sey, wie Du gesagt, Du sollst uns nicht fluchen, wir wollen Dir nicht ungehorsam seyn. Hundert und vier Wochen sind eine lange Zeit, aber die Zuversicht soll sie uns abkürzen. Herr! Du willst Wort halten; ich merke das aus Deinem Gesichte. Aber — könntest Du nicht Wort halten, und nähme Dich Dein großer Vater im Himmel früher von der Erde, so zähle darauf, daß Du nicht lange ohne Cäsar, Jo und Jehu dort oben sitzen werdest. So fremd uns auch der Weg in Deinen Himmel, wir wollen ihn dennoch finden. Jetzt aber segne mich, und Aube und meine Kleinen, Herr. Dann sey unser Abschied kurz, um so fröhlicher das Wiedersehen; denn wir lieben Dich herzlich, und Gott schenke Dir das Glück, von Deinem Sohn geliebt zu seyn, wie von uns.“

„Ich danke Dir für den Wunsch, aber er ist unnöthig;“ lächelte Aubüffon: „Kein Vater ist, wie ich, von seinem Sohn geliebt.“ — Von diesem seligen Gedanken erfüllt, gehoben, getröstet, ging Aubüffon, bevor er schied, des treuen Cäsars Familie zu segnen.

Der junge Cavalier.

Der Winter hatte einen stürmischen Schneemantel über die Länder des Nordens gebreitet, und folglich die Hauptstadt Frankreichs mit unendlichem Regen und Morast heimgesucht. Die Elemente schienen sich mit den bedenklichen Conjunkturen der Politik zu vereinigen, um die letzten Regierungsjahre Ludwigs des Sechszehnten trübe und traurig zu machen. Die Unbilden der Witterung erhöhten das Elend, unter dessen Gewicht das französische Volk schmachtete; sie stellten die unverzeihliche Nachlässigkeit und Ohnmacht der Verwaltung an den hellen Tag. Holz- und Brodmangel bedrückte die Hauptstadt. Die ungeheure Anzahl von Elenden, Nothleidenden und Hungrigen, die in dem Roth der finstern Gassen vegetirten, konnte die einfachsten Lebensbedürfnisse kaum erschwingen, und das Murren der Unzufriedenheit nahm überhand. Der Kontraste wurden zu viele, daß nicht die Armuth zur Lästerung des Reichthums hätte bewogen werden sollen. — War der König an und für sich ein wackerer, sparsamer Mann, so ging doch der üppige Hofhalt von Versailles seinen Gang nach wie vor. Wurde gleich viel geredet von Nachlaß und Aufhebung verhaßter Steuern, so zog dennoch die Finanzbehörde eine Mauer nach der andern um die Hauptstadt. Eine Zollbarriere nach der andern entstand, und man entwickelte bei diesen Bauten einen so thörichten Luxus, daß über vierundzwanzig Millionen Livres vergeudet wurden, um die Pariser abzusperren und den Zöllnern tempelartige Wachtstuben zu errichten. Galt es, das Flehen der Hilflosen zu beschwichtigen, so waren alle Kassen leer. Handelte es sich darum, die phantastische Laune einer vornehmen Person

zu befriedigen, so wuchsen Schätze aus der Erde, wie von einem Zauberer heraufbeschworen. Wie der Hof und die Minister den Ton angaben, tanzten auch der Adel und die begüterten Familien. Namentlich folgten die jungen reichen Leute noch den verderblichen Traditionen, die ihnen die Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hinterlassen hatte. Schwelgerei ohne Schaam und Scheu, Brutalität im Betragen gegen Geringere, lächerliches Nachäffen der Thorheiten vergangener Zeiten und begieriges Auffassen toller Leidenschaften der Gegenwart, schienen den jungen Cavalieren unerläßliche Bedingungen eines adelichen Lebens. Ihr höchster Triumph war, die fabelhaften Viederlichkeiten der Régence, von denen ihre Großväter zu erzählen gewußt hatten, mit den ausländischen Narrheiten zu vereinigen, die in der neuern Zeit von den Prinzen des königlichen Hauses über den Kanal nach Frankreich gebracht worden waren. Wie der Graf von Artois und der Herzog Orleans hielten sie ihre englischen Pferde, Hunde, Jockey's, Jagden und Wettrennen; wie die rothabsägigen Hofgassenjungen des Regenten Philipp prügeln sie die Schaarwache, und feierten ihre Orgien in den sogenannten „kleinen Häusern,“ deren Geheimnisse die lockern Theilnehmer zu allererst ausplauderten.

In einer der stillen Straßen der Insel St. Louis, gleich entfernt von dem Getümmel der Cité und von dem hochfahrenden Leben der aristokratischen Vorstadt, befand sich eins der obenangedeuteten „kleinen Häuser.“ — Unscheinbar von außen, einer kleinstädtischen Wohnung ähnlich, barg es in seinem Innern geschmackvolle Pracht. Finster wie der winterliche Abend, der mit Sturm und Regen auf den Gassen und über der Seine spielte, war die Fronte des Hauses anzuschauen, aber inwendig strahlten Kronleuchter ihre verschwenderischen Flammen, zarte Düste durchzogen die geschmückten Zimmer, und die Kamine flackerten lustig. In einem bequemen Boudoir,

dessen offene Flügelthüren dem Auge vergönnten, in den Speisefalon zu schauen, wo eine zierliche Tafel ihrer Gäste harrte, stand ein junger Mann im modernsten Anzuge. Sein brauner, mit schmaler Silberstickerei an Kragen und Aufschlägen besetzter Frack, seine weißledernen Beinkleider, seine weichen und kurzen Stiefeln mit blaßgelben Umschlägen stammten aus den berühmtesten Werkstätten der englischen Hauptstadt; sein schwach gepudertes Haar war nach englischen Mustern geschnitten und mit einem winzigen Zopf versehen; Lyon hatte die mit Goldfäden durchwirkte grünseidene Weste geliefert, Brüssel die feinen Spitzen des Halstuchs und Jabots, Dänemark die Handschuhe; der Hut mit seidener Daste war ein Meisterstück der weltberühmten Fabrik von Stockport. Die ausgezeichnetsten Juweliere von Paris hatten mit ihren Ringen die Hände des jungen Cavaliers geschmückt; die beiden blizenden Uhrketten, die unter seiner Weste hervorhingen, waren Kleinodien des Genfer Kunstfleißes.

Der junge Herr befand sich in der liebenswürdigsten Laune, beschäftigt, ein moschusduftendes Billet zu lesen, das ihn sehr ergözte.

„Anton,“ sagte er zu einem Jockey, der an der Thüre stand: „Sage Deinem Herrn, daß ich in der ganzen Welt keinen angenehmeren Mann kenne, als gerade nur ihn. Ich werde ganz gewiß die Honneurs seines Hauses machen, auf Ehre. Er verfolge nur sein schelmisches Abenteuer, und komme, wann er wolle, das Dessert mit uns zu verzehren. Wir werden uns nicht trennen, ohne mit ihm ein Glas Champagner getrunken zu haben. Hier, mein Lieber, ist ein Thaler, den Du auf meine Gesundheit vertrinken magst.“

Der Jockey entfernte sich mit dankbarem Verneigen, und ein Bedienter des Hauses trat an seine Stelle.

„Germain, Du weißt, daß ich heute das Amt des Hausherrn versehe?“ fragte der Cavalier lächelnd.

„Sehr wohl, Herr Chevalier.“

„Ich verlasse mich auf Deine Pünktlichkeit. Das Souper werde aufgetragen, sobald die Gäste eingetroffen sind. Ohne Verzug, hörst Du?“

„Sehr wohl, Monseigneur. — Drei von den Herren sind schon draußen im Vorzimmer.“

„So? welche? Nun, gleichviel. Herein mit ihnen.“

„Herren von Stande. Der Herr Chevalier habe sie eingeladen, sagten sie.“

„Ah, ah? der leichtsinnige Vermont? der charmante Guffac? herein mit ihnen, sage ich. Die Damen werden ebenfalls nicht säumen. Frisch, Germain! Küche und Keller wohl bedient. Geh!“

Wohlgefällig die Hände reibend, spazierte der Chevalier ein paarmal auf und nieder, bis die angemeldeten Herren eintraten, denen er mit affectirter Höflichkeit entgegeneilte. Aber plötzlich stand er, wie vom Donner gerührt, und staunte mit verdüstertem Angesicht die Kommenden an.

„Wer sind Sie? wie heißen Sie? wen habe ich die Ehre . . . ?“ fragte er fremd und stolz.

Die Dreie antworteten mit linkschen Verbeugungen, setzten mit den Hüten auf und nieder. Gemeine Gesichter guckten aus den Staatskleidern, die auf den breiten Rücken zu plagen drohten; braune Hände streckten sich unter den weißen Manschetten hervor. Dem Einen kam sein Degen zwischen die Beine; dem Andern floß ein Puderstrom über die verlegne Stirne; der Dritte verlor seinen Hut bei der zehnten Reverenz.

Der Chevalier hingegen setzte ohne Umstände seinen Hut etwas martialisch auf, steckte die rechte Hand in die Weste, spielte mit der linken an seiner Urkette und sagte verächtlich: „Was soll die Comödie heißen? Wer seyd ihr? Mir ist, als hätte ich einem oder dem andern dieser Gesichter schon begegnet?“

„Ach ja!“ seufzte der Verlegenste der Fremden: „Ich habe schon einmal die Ehre gehabt . . . aber . . .“

„Wir wünschen endlich, die persönliche Bekanntschaft des Herrn Chevalier zu machen;“ unterbrach der Breitschultrigste seinen Kameraden. Sein Ton war unfein, grob sogar, seine Aussprache fehlerhaft und holprig.

„Wer seid ihr, frage ich noch einmal!“ wiederholte der Cavalier drohend, und den Unwissenden spielend, um die Leute zu verduzen.

„Zu Ihren Diensten heiße ich Jakob Kell, und habe dem gnädigen Herrn drei Prachtperde verkauft, die . . .“

„Schon gut. Ihr da? he?“

„Ich bin dero Sattler, Tas-de-Caën nennt man mich, zur Unterscheidung von einem Namenbruder gleicher Profession. Ich habe dem gnädigen Herrn ein Curricie und einen Phaeton geliefert, die noch nicht . . .“

„Schon gut,“ sage ich. „Und der Dritte?“

„Felix Mailles, Monseigneur zu dienen, der Tapezier. Ich habe des gnädigen Herrn Wohnung in der Straß Richelieu mit allen Meubles versehen, die . . .“

„Schon gut!“

„Die noch nicht bezahlt sind!“ litanehten alle Drei, ihrer Ungeduld den Lauf lassend.

„Still, sage ich!“ donnerte jedoch der Chevalier: „Kell, Tas-de-Caën, Mailles? Ein hübscher Calembour auf meine Ehre, um ein Kleeblatt, wie ihr seyd, zu bezeichnen. Schweigt, sag' ich noch einmal. Warum diese Maskerade? werdet ihr sprechen? Warum die Unverschämtheit, euch für Leute von Stand auszugeben und hier einzudrängen?“

„Wir haben so lange vergeblich gewartet . . . der Herr Chevalier waren in Dero Hause nicht sichtbar für uns . . . wir haben erfahren, daß Sie heute bei Herrn von Langlade speisen werden . . . haben eine kleine List versucht, uns in Ihr Andenken wieder einzuführen . . .“

„So, ihr Schurken? Um mir vor meinen edeln Freunden eine Scene zu machen, hattet ihr die Impertinenz...?“

Kell, der Kostäuscher, platzte heraus: „Nun ja, ja denn, in aller betrogenen Gläubiger Namen, wir hatten dieses vor, wir läugnen's nicht, und wenn Monseigneur noch einen Tag zögern, uns zu befriedigen, sind wir genöthigt, die Gerichte anzurufen.“

„Ihr Spitzbuben! wirklich? Fürchtet ihr nicht, daß mein ehrenwerther Vetter, der Vicepräsident von Aubüsson...“

„Haben uns schon erkundigt;“ bemerkte Tas-de-Caën pfiffig: „der Herr Präsident wissen nichts von dem Herrn Chevalier.“

„... Doer mein würdiger Oheim, der Comthur von Aubüsson...?“

„Ist bereits an ihn geschrieben worden;“ seufzte Mailles: „Der Herr Comthur kennt keinen Neffen.“

„Nun, beim heiligen Georg! so wird doch mein reicher Vater, der binnen kurzem mich abzuholen kommen wird, hinlänglich Bürge sehn?“

„Ei, wer bürgt uns denn für den Bürgen?“ fragte Kell ungeschliffen: „ein Vater im Monde? he? ein Vater, wie der Präsident ein Vetter? wie der Comthur ein Onkel?...?“

„Gefindel, schweige! Mein Vater ist Millionär. Gezüchte! zi tre vor dem Born eines alten Edelmanns!“

Die Professionisten lachten: „Der Großherold weiß nichts von Ihres Vaters Adel. Dero Herr Vater sind aber Feldwebel gewesen; der Capitän Rochehouart hat es uns versichert.“

„Verläumdung, schwarze Verläumdung. Millionär, ein Doppel-, ein Tripelmillionär, sage ich Euch, ihr Schlingel!“

„Um so eher,“ spottete Kell, „wird er sich bewegen finden, seinen Chevalier von eigener Fabrik sobald als möglich aus dem Schuldthurm loszukaufen.“

„Jetzt reißt mir die Geduld, elsässischer Dickkopf!“ rief der Chevalier, und sprang nach der Reitpeitsche, die auf dem Kamin lag.

Die Handwerker rüsteten sich, Widerpart zu leisten. Im selben Moment tanzte eine lockre Gesellschaft von fünf Herren und drei Damen unter Gesang und Scherzen in's Zimmer. Der Anführer der fröhlichen Bande sang:

„Hör' auf meine Leyer,
O zärtliche Sufette“

„Heda! was gibt's hier?“ unterbrach er sich: „Drohende Gesichter, geballte Fäuste, schwankende Reitpeitschen? Alexander, was hast Du vor? Wer sind die Leute?“

Der Chevalier verbeugte sich vor den Frauen, die mit ängstlichen Blicken gegen die Thüre des Speisesaals entwichen, und sprach: „Fürchten Sie sich nicht, meine Schönen, Vermont, du Sänger der Grazien, geleite die Damen in jenes Gemach. In einer Minute bin ich zu Ihren Diensten, Vortrefflichste ihres Geschlechts. — Du aber, bester Guffac, Du liebenswerther Reveillère, und Sie, meine wackern Cavaliere, die ich nicht kenne, leisten Sie mir Hülfe und Heerbaun gegen diese Gesellen, die sich unterstehen, mich in einem fremden Hause um Geld anzusprechen.“

— „Bravo! drauf, drauf! Montjoye und St. Denis!“ antworteten die Herren sammt und sonders, von kriegerischem Eifer ergriffen, während Vermont mit den Damen lachend entfloh. Die spanischen Rohre der edeln Herren, Alexanders Reitpeitsche, der Degen des Mousquetairs Guffac sausten um die Köpfe und auf die Schultern der bestürzten Handwerker. Der plötzliche Angriff warf sie in das Vorzimmer, bis an die Treppe. Die Geschlagenen versuchten, dort noch einmal Posto zu fassen, aber Langlade's Bediente kamen mit Besenstielen den Angreifern zu Hülfe, und prügelten die unglücklichen Gläubiger eines galanten Roués vollends zum Hause hinaus. —

Kaum hatten jedoch die Sieger ihren Triumph gesungen, kaum hatten sich die blonde Clelia, die zärtliche Climene, und die braune Margot hervorgewagt, um zu fragen, zu lachen, zu jubeln, kaum hatte Vermont ein pikantes Couplet auf den Vorfall zu improvisiren begonnen, als der zweite Akt des Schauspiels auf der Gasse anhub. Die Geschlagenen waren einer Patrouille der Schaarwache begegnet, hatten derselben ihr Leid geklagt, und der Zufall wollte, daß der berühmte Chevalier Dübois in eigener Person sich bei der Patrouille befand. Er gab Befehl, an das Haus zu pochen, und gebot im Namen des Königs, die Pforte zu öffnen.

Die Gesichter der Gesellschaft im Boudoir, noch vor einer Sekunde Rosen der Freude, wurden bleich wie Schnee. Das Inpromptü erstickte in Vermonts Kehle, die Schminke auf den Wangen der Damen wurde fahl. „Verdammtter Streich!“ murmelte Alexander: „wenn wir diese Nacht, die wir geselliger Lust widmen wollten, in der Wachtstube zubringen müßten!“

„Zum letztenmal! im Namen des Königs!“ polterte Dübois vor der Thüre.

„Weh uns!“ freischten die Weiber, die ihre Gründe hatten, mit der Polizei nicht in Berührung zu kommen. —

„Stille! stille!“ rief Güssac, von einer lebendigen Idee begeistert: „Ich rette uns alle, so Gott will. Was thut's, wenn ich einem schwarzen Namen noch einen Fleck mehr anhänge, um uns aus der Verlegenheit zu ziehen? Laßt mich machen und rührt Euch nicht.“

Er eilte die Treppe hinunter, von den Bedienten umgeben. Die Zurückbleibenden lauschten an einem der dunkeln Fenster der Vorderseite.

„Wer klopft?“ fragte Güssac und öffnete keck, trat jedoch breit auf die Schwelle, um Niemand hindurchzulassen.

„Ich heiße Dübois, das sey Ihnen genug;“ lautete die Antwort: „Machen Sie Platz. Ich will in diesem Hause

den Beleidigten da Recht und Genugthuung verschaffen, und das Nest ausheben!"

"Das Nest? mein Haus ein Nest? Wie frech, wie ungeschliffen!"

"Wie, Sie schimpfen? Wer sind Sie?"

"Der Marquis von Langlade."

"Ihr Diener!" Dübois griff an den Hut: „Dennoch werden Sie öffnen und Ihre Gesellschaft mir vorstellen müssen, damit“

"Es geht nicht, mein Herr."

"Wie so? Widerspenstigkeit?"

"Es geht nicht, sage ich noch einmal. Hüten Sie sich, Gewalt zu brauchen."

"Ha ha! Sie wollen mich verblüffen, nachdem Sie diese armen Leute mißhandelt haben?"

"Sie haben's verdient, da sie wagten, gerade heute bei mir einzudringen. Zum Glück haben sie Den nicht gesehen, der just in meinem Hause nicht gesehen sehn will. Die guten Leute sind am Hof nicht bekannt. Aber Sie, mein Herr, würden einer unangenehmen Erkennungs-scene nicht ausweichen können, und morgen würden Sie bereuen, was Sie gethan."

Dübois stuzte. Dennoch prahlte er: „Bereuen, meine Pflicht gethan zu haben? nach den Befehlen des Monarchen? Lächerlich, auf Ehre. Wäre der König selbst in Ihrem Hause?"

"Nein, Unglücklicher!" erwiderte Guffac, und drängte sich an's Ohr des Commandanten: „nicht der König, aber einige Herren von den Chebaurlegers, und an ihrer Spitze der Prinz von“

Der Name verlor sich in dem Ohr des Offiziers, der einen Satz rückwärts machte, sich dann tief verbeugte und sagte: „Das ist etwas Anderes. Der Hoheit meinen Respekt. Entschuldigen Sie, Marquis.“

"Ist schon geschehen, lieber Chevalier;" lächelte

Güffac herablassend: „Ich dachte wohl, Sie würden einsehen . . .“

„Allerdings! Warum nicht? Respekt noch einmal, sage ich. Links um, ihr Leute. In welche Verlegenheit mich diese Spießbürger gebracht haben würden!“

„Der Prinz ist indignirt;“ flüsterte Güffac dem Offizier zu: „Die Tölpel sollen fühlen, was es heißt, einen vornehmen Herrn zu beleidigen.“

— „Wahrhaftig, sie sollen's auch empfinden. Heba, Ihr Pflastertreter und zudringliche Bursche, Ihr wagt, die Polizei anzulügen? Ihr habt den Frieden gestört, und die öffentliche Sicherheit gefährdet. Marsch in's Gefängniß! Stricke her, Sergeant. Bindet dieses Gesicht an die Steigbügel der Reiter. So! haltet das Maul, schweigt mit Euern Klagen! Eine Nacht im Chatelet soll Euch abkühlen, und morgen mag der Polizeilieutenant über Euch verfügen.“

Die armen Schächer wurden fortgetrieben, und bald verhallte der letzte Hufschlag der Patrouille in der Ferne. Der Pseudo-Langlade und seine Gefährten lachten ihnen ausgelassen nach. Güffac wurde mit Glückwünschen und Lobeserhebungen überschüttet. Der Ruf zur Tafel unbrach für einen Moment die ausschweifende Fröhlichkeit. Aber die würzigen Speisen und Weine fachten sie bald wieder und doppelt an. Alexander vertrat mit Grazie die Stelle des Wirths, verschwendete seine Huldigungen an die Schönen, die ihm Compliment für Compliment wiedergaben. Olimene meinte, der Chevalier Aubüsson sey tausendmal angenehmer, als der reiche Pole, der vor kurzem ihre Liebe besessen; Clelia schwur, er sey freigebiger, als der Filz von Generalpächter, der ihr vor acht Tagen ein Hotel geschenkt, das er ihr gestern wieder abgenommen; Margot zog ihn allen Chevaliers im Königreiche vor.

„Er verdient's;“ spaßte Vermont: „wir hätten ihn

nicht aus eigener Machtvollkommenheit zum Ritter geschlagen, wenn wir nicht in ihm den Inbegriff aller Verdienste wahrgenommen hätten."

"Sobald mein Vater eintrifft," bemerkte Alexander erröthend, „denke ich zu sorgen, daß der Titel mir vor aller Welt gebühre."

"Recht!" rief Güssac: „Dein Vater ist seinem Gelde einen Stammbaum schuldig, und die Heroldskammer schnappt nach Gelde."

"Demoiselle Climene sprach von dem reichen Polen, dessen Name so unaussprechlich ist?" mischte sich einer der andern Herren, ein Gardes du Corps in's Gespräch: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Anekdote von dem Herrn erzähle? Eine Thatsache, so wahr als das Einmaleins?"

"Aber nicht minder bekannt, wie dieses;" fiel Vermont ein: „daß er seiner jetzigen Geliebten Schreibtisch erbrochen, daß er ihr fünfundzwanzigtausend Livres in Bankzetteln, nicht viel weniger in Brillanten, und ihre schönen Spitzenkleider geraubt hat, ist eine alte Geschichte, vierzehn Tage alt, bei Gott. Beim Spiel des Königs ist sie erzählt, am Kamin des Grafen von Provence ist sie wiederholt worden. Der Graf von Provence hat herzlich über die Rouerie des Ausländers gelacht, und der König hat sie gewaltig übel genommen. Er wollte den Polen aus dem Lande weisen, aber wie gewöhnlich hatte er's am nächsten Morgen vergessen."

"Verderben und Schmach über den Polen!" zürnte Climene mit ihrem dünnen Stimmchen, während ihre Augen wie die der Tigerkugel funkelten.

"Ach die Männer, die Männer!" seufzte Clelia, die Blonde, mit schwermüthigem Blick.

"Armes Püppchen!" tröstete Güssac: „Deine Sehnsucht wird nicht unbelohnt bleiben. Langlade wird kommen, er muß kommen, er darf in solchem Grade die Gastfreundschaft nicht verletzen." —

Die robuste Margot sprach mit linder Bosheit die Freundin an: „Denke, was mir der Chevalier so eben erzählt. Der Marquis hat ein Rendez-vous mit einer Herzogin, die wir leider Gottes alle kennen. Deshalb hat er den Weg von Versailles nach Paris nicht gefunden.“

„Ha, der Verräther!“ schluchzte Clelia auf, und sank mit bestem Anstand in Ohnmacht, und zwar in die Arme des neben ihr sitzenden Garde-du-Corps. Die Freundinnen schmunzelten, ohne sich vom Plaze zu rühren. Mit der Unbefangenhait, welche dazumal einen galanten Mann auszeichnete, beschäftigte sich der Garde-du-Corps nebst seinem Kameraden, die ohnmächtige Schöne wieder zu sich zu bringen. An Nieschfläschchen fehlte es den Herren nicht, und nicht an der Geschicklichkeit, den Fischbeinpanzer einer Dame zu lüften. Die Uebrigen schwatzten und lachten, als sey nichts vorgefallen. Alexander horchte eben auf eine beißende Bemerkung seiner Nachbarin, als Germain seine gepuderte Bergerette sehr discret zwischen des Chevaliers und Margots Köpfe streckte, und dem Erstern halblaut sagte: „Es wünscht jemand dringend mit dem gnädigen Herrn zu reden.“

— „Wie? wem gilt's? dem eigentlichen Herrn des Hauses oder seinem Alter Ego?“

„Dem Herrn Chevalier von Aubüsson direkte.“

— „O weh! Ich schwöre, es ist schon wieder ein Gläubiger? Ich habe heute das entschiedenste Unglück, auf Ehre!“

„Ein schlechtes Compliment für mich;“ bemerkte Margot, und schoß einen versengenden Blick unter der schwarzen Wimper hervor auf den Brausekopf.

— „Sie verzeihen, meine Dame, — vernichten Sie mich, den Ungeschliffenen, den Tölpel!“ erwiderte er, ihre Fingerspitzen küssend — „ich bin nicht werth, daß

mich diese Kronleuchter bescheinen, weil ich so einfältig seyn konnte. . .! dafür will ich das ganze Fest hindurch Ihr Sklave seyn. — Germain! sage dem Duidam, ich seye nicht zu sprechen. Er packe sich."

Germain schüttelte die Ohren mit seltsamer Unentschlossenheit. „Ihr Kammerdiener ist mit dem Manne express von Ihrem Hotel hieher gekommen."

— „Vergleichen soll sich Herr Tourangeau vergehen lassen. Solche Impertinenz verdient den Abschied. Er packe sich vor der Hand von dannen, mit dem Fremden."

„Wenn der Herr Chevalier nur wüßten . . . wenn Sie nur hören wollten, wer der Fremde . . . mein Gott! ich kann vor diesen Herren nicht reden . . ." Der alte Germain zerrieb sich in seiner Verlegenheit Hände und Manschetten.

— „Und wenn's unser Herrgott, wenn's mein Vater wäre, — ich will nichts von ihm hören!" fuhr Alexander unbesonnen auf.

„Brav, brav!" riefen Vermont und Olimene, Güssac, Reveillère und Margot, in die Hände klatschend: „die Gesellschaft vor Allem! das ist guter Ton."

Während des Gelächters und Händeklatschens hatte jedoch Germain dem Chevalier zugerant: „Der Fremde ist eben Ihr Herr Vater."

Alexander sah dem Diener steif und erschrocken ins Gesicht; sein Antlitz wurde lang, aber auf einmal veränderte sich das Spiel seiner Muskeln, und er brach in ein helles Lachen aus, das der Uebrigen Lärm und Clelia's Stöhnen völlig beherrschte. „Es ist köstlich, es ist unbezahlbar!" rief er aufspringend: „heute ist ein Tag der Abenteuer, der Verkleidungen. Ist kein Mariavaur unter Euch, meine Freunde, um eine Comödie aus diesem Abend zu machen? Mein Vater? ha, ha, ha! zu dieser Stunde, in diesem Wetter, ohne vorläufige Anmeldung? Die Visite ist eine Kriegslist und Herr

Lourangeau ein Dummkopf, der sich von dem Juden Aaron oder irgend einem meiner Creditoren hat an der Nase führen lassen. Ha, ha, ha! ich muß den pffiffigen Wucherer sehen, der es wagt, meinen Vater vorzustellen!"

„Kürzer wär's, ihn die Treppe hinunterzuwerfen;" ermahnte Reveillère.

„Nicht doch;" meinte Vermont: „daß wäre zu viel Spektakel für einen Abend. Laßt uns froh seyn, wenn der Handel mit den Sattlern und Kopfkämmen keine Folgen hat."

„Behüte;" versicherte Güssac: „ich selbst erzähle Morgen dem Prinzen die Geschichte beim Lever, und der Hoheit Lächeln wird mich absolviren. Lasse den Herrn Vater von Ungefähr herein, Germain."

„Herein mit ihm!" rief auch Alexander erhitzt: „Ich will ihn zärtlich empfangen, und die Verlegenheit des armen Schluckers, der, in der Absicht kommend, mich vor Euch zu compromittiren, höchstens auf Grobheiten gefaßt seyn mag, soll uns die herrlichste Belustigung verschaffen."

Germain ging achselzuckend und kopfschüttelnd hinaus. — Alle Gäste, bis auf die an der Schulter des Garde-du-Corps ruhende Clelia, die noch nicht für gut fand, sich vollständig zu erholen, setzten sich in die gehörige Positur. — Nicht lange, und es nahen schnelle, schwere Tritte. Alexander, einige Stühle in der Hast umwerfend, eilte dem Kommenden mit gespreizter Geberde entgegen. Die Thüre sprang auf, ein ältlicher Mann in einem unscheinbaren Reiseüberrock, auf dem Kopfe einen breiten Franklinhut, stürzte in's Zimmer mit den Worten: „Mein Sohn, mein Sohn! wo find ich meinen Alexander?"

Der Chevalier stieß einen Schrei aus, und warf sich an die Brust des Fremdlings. — Die Gäste brachen abermals in Gelächter aus, und riefen: „Herrlich! charmant! Brav gegeben! vortrefflich gespielt!"

Der Fremde und Alexander achteten vorerst nicht auf das Getümmel. Sie umarmten sich wiederholt, küßten sich auf beide Wangen, drückten sich die Hände, und der Alte wurde nicht satt zu sagen: „Mein lieber, lieber Alexander!“ und der Chevalier wurde nicht müde, mit Ehrfurcht und Feuer zu antworten: „Willkommen! wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen, mein Vater!“

„Sie machen's ungeheuer natürlich!“ sprach Vermont, eine Briefe nehmend: „Molé und Fleury könnten's nicht besser.“

„Alexander ist zum Komödianten geboren!“ sagte Guffac lustig: „aber auch der Alte findet sich außerordentlich gut in seine improvisirte Rolle.“

„Es ist gewiß ein alter Schauspieler, den des Leichtsinrigen Gläubiger gedungen hat, ihn hier einzuführen;“ spottete Reveillère, der seine Bühne stockerte: „Gebt Acht, der Cerberus wird gleich hinter dem edeln Vater hereintreten, einen Verhaftbefehl in der Hand.“

Climene und Margot jedoch, die sich als Frauen, trotz ihrer Zweideutigkeit, auf die Richtigkeit des Gefühls besser verstanden, als die chamäleonischen Cavaliere, sagten einstimmig: „Nein, das ist keine Komödie. Wir wetten, 's ist wirklich der Alte aus Amerika.“

In der That wendete sich Alexander mit großthuerischer aber ernster Wichtigkeit an seine Freunde, und sprach: „Meine Herren, meine Damen! Spaß bei Seite. Dieser Herr ist allerdings mein Vater, der reiche Pflanzer, von dem ich Ihnen schon oft zu erzählen die Ehre hatte.“

Die Buffogefichter der Edelleute wurden mit einem Schlage formgerecht, und neigten sich stumm vor dem ehrwürdigen Aubüsson. Doch entging dem Sohne nicht, daß der Blick der Freunde befremdet und mißbilligend an der Greisengestalt auf- und abstreifte. Alexanders Auge folgte dem Blick der Freunde, und bemerkte, daß der graue Rock des Vaters abgenutzt, sogar zerrissen war, daß er vom

Regen triefte, und daß die Stiefel des alten Herrn eben so wenig in den puppenartig gepuzten Salon paßten. Das schmerzte und demüthigte den eiteln, verderbten Jüngling. Seine Freude wurde plötzlich lau. Leider stimmte der Blick, den der Pflanzer seinerseits über die Gesellschaft gleiten ließ, nicht minder die väterliche Wonne herab. — Ein schmerzhafter Riß trennte die Herzen, die sich kaum wiedergefunden. Der Sohn ahnte dunkel einen bösen Wechsel seines Glücks; der Vater ahnte nicht nur, er ermaß plötzlich die Verirrungen seines abgöttisch geliebten Kindes. —

Welch' eine Täuschung! Sein Sohn in der Gesellschaft von frechblickenden, geschminkten Weibern! Clélia halb entkleidet, die Cavaliere, Hohn und Spott auf den lasciven Lippen, Spaniol und Burgundertropfen auf den Sabots verzettelt! Der blinkende Salon kam dem hausbackenen Sinn des Pflanzers wie ein Sodom vor, und leider hatte er nur Ermahnungen, nicht Geld über's Meer gebracht, um sein theures Kleinod dem Verderben zu entreißen!

„Wie Sie aussehen, bester Vater!“ hob Alexander verlegen lächelnd an: „Sie triefen, als hätte eine Dachrinne Sie allenthalben begleitet. He, Germain! den feidnen Schlafrock des Marquis. Die Herren und Damen werden nicht übelnehmen, wenn sich ein Millionär von Maryland Ihnen im Negligée zeigt. So, mein lieber Vater. Machen Sie nur gleich hier Ihre Toilette. Es scheint fast, als hätten Sie den weiten Weg zu Fuße gemacht.“

„So ist es auch!“ antwortete Aubüsson, dem Vermont und Reveillère dienstfertig mit eignen vornehmen Händen in den Schlafrock halfen: „Die Ungeduld des Vaters entschuldige mich. Vor ein paar Stunden ungefähr bin ich von Nantes gekommen. Ich dachte, Dich bei der nächtlichen Lampe studirend zu finden“

Alexander wurde feuerroth, die Herren schmunzelten,

die Damen sicherten hinter dem Fächer. Der junge Mann antwortete stockend: „Immerhin ist es eine unbegreifliche Nachlässigkeit meines Kammerdieners, daß er Ihnen nicht einen Wagen vorfahren ließ. — Es ist wahr, daß der Marquis mein Curricule hat, und daß ich erst gestern meinen Phaeton dem Lord Middlestone verkauft habe, aber — mein Gott — in dem weiten Paris wäre nicht einmal ein Fiaker für meinen Vater aufzutreiben gewesen?“

Alexander schob den Alten mit einigem Ungestüm an den Ehrenplatz der Tafel, und häufte vor ihm eine Auswahl von Leckerbissen auf, kredenzte ihm den besten Wein. Die Erquickung kam dem Reisenden zu Statten. Die heftige Bewegung hatte seine Kräfte angegriffen.

„Was den Fiaker betrifft,“ sagte er, essend und trin-
kend, „so muß ich Dir bemerken, lieber Alexander, daß ich nicht gerne“

Alexander trat dem Herrn von Güssac auf den Fuß, und bat ihn mit beredtem Blicke, sich des Gesprächs zu bemächtigen. Güssac verstand und that, was er wollte. Er unterbrach den Alten lebhaft: „Es ist begreiflich, daß ein Cröfus aus Amerika billige Scheu vor den schmutzigen Fiakern von Paris und ihren lahmen Pferden hat. Dabei ist die Grobheit dieser Bursche nicht zu vergessen. Erstens findet man sie nicht, wann und wo man sie braucht; zweitens sind sie im Stande, selbst für Geld und gute Worte, nicht zu fahren. Das gemeine Volk eignet sich eine Art von Selbstständigkeit an, die mir Grauen erregt, und gewiß noch zu schlimmen Dingen führen wird. Was begegnet mir, da ich von Clichy abfahren wollte, um diese Damen zu holen? Ein einziger Kutscher stationirte in der Nähe. Ich steige in die unsaubere Nußschale. „He, zum Coliseum!“ rufe ich: „Marsch, laß' wacker traben!“ — Was thut der Mensch? Mit dem unerlöschlichsten Phlegma sagt er: „Ich fahre nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Es ist zu

weit, und die vornehmen Herren bezahlen gewöhnlich uns arme Teufel nicht." — „Spizbube! Auf der Stelle wirst Du fahren!" — „Nein, ich fahre nicht." — Denken Sie meinen Zorn? Ich greife zum Stock, ich schlage an meinen Degen, ich kenne mich vor Wuth nicht mehr. Da reißt der Grobian mit kaltem Blut seine Peitsche mir entgegen, und sagt: „Merken Sie wohl, daß ich nicht die Ehre haben werde, Sie zu fahren? Sie ziehen den Degen, und messen mir ihn flach auf. Ich erwiedre mit einem Peitschenhieb. Sie stoßen mir dann den Degen in den Leib, und die Historie ist zu Ende. Ich werde sie also gewiß nicht kutschiren, wenn Sie sich nicht vorerst friedlich mit mir verständigen." Ich mußte lachen; was war zu thun? Das Phlegma des Burschen hat mich einen baaren Louisd'or gekostet, damit ich nur zur rechten Zeit bei diesen Damen eintreffen konnte."

Die kleine Sittenschilderung wurde von den Zuhörern beifällig aufgenommen; aber ein unbegreiflicher Lärm, der plötzlich über die Treppe und durch die Vorzimmer heranwogte, machte alle Gäste verstummen. Gelächter, Getreisch, Gestampfe, Jauchzen und Scherzen bacchantischer Lust nahte auf Windesflügeln. Von einem Fußtritt geöffnet, ging die Thüre auf; zwei unverschämte Weiber, wenn gleich im höchsten Staat, flatterten herein, wie Mänaden schreiend: „Heda! Chevalier! wo bist Du, Chevalier! Wir bringen den Marquis, ihr Freunde!" und hinter ihnen schwankte Langlade, blaß, im Weinberg des Herrn, unordentlich gekleidet, über die Schwelle.

„Der Herr des Hauses! Mein Vater!" sagte Alexander beschämt, die beiden Herren einander vorstellend. — „Ei, sieh da!" erwiederte Langlade ausgelassen: „Gott Plutus, der Langersehnte, in meinem Schlafrocke! Macht's Euch bequem, alter Goldwurm; seyd willkommen, Tabaksträmer und Sklavenhändler. Es ist die höchste Zeit,

daß Euer Taugenichts von Sohn von Paris losgemacht werde. Wird manchen Ballen Zucker, manchen Sack Goldstaub kosten, beim Blitz! Guter Junge Alexander, ich kann Dir nicht helfen. Ich habe heute bei der Herzogin im Biribi mein ganzes Baargeld verloren, und kann Dir unmöglich länger Credit geben. Spezerei-
händler! Du kommst ganz gelegen, um für den kleinen Muthwillen, für den Chevalier da, meine dreißigtausend Livres zu bezahlen!"

„Dreißigtausend Livres? an Sie, Herr Marquis?“

„Auf Ehre, mein Alter. Nicht wahr, Alexander? Ach, wenn der sparsame Bube da Alles zusammenrechnet, das er schuldig ist, beträgt's kaum viermal so viel. Ein wahres Lumpengeld für einen Amerikaner.“

„Gott steh' uns bei!“ seufzte der betrübte Vater, und die Gegenstände schwammen vor seinen Augen, im Abglanz seiner Thränen

4.

Slaven-Loos.

Providence-Plantation — Ebenezer hatte Aubüffons Niederlassung mit diesem Namen belegt — war binnen kurzer Zeit an Fröhlichkeit und Wohlbehagen herabgekommen; hatte jedoch zugenommen an Betriebsamkeit und Einkünften. Master Ebenezer verstand, seine Leute zur Arbeit anzuhalten. Kaum daß er den Sonntag frei gab, um nicht bei den Nachbarn als ein ruchloser Kirchenverächter zu gelten. Von früh bis spät rührten sich in seinen Feldern und Werkstätten alle Hände, und das Knallen der Aufseherpeitschen trieb auch die Trägsten an, ihre Schuldigkeit zu thun. Der bleierne Schlaf

der Ermattung verschaffte den Arbeitern die einzige Erholung. Kein Tanz, kein Pfeifenklang und Geigenstrich war mehr zu sehen oder zu hören, wo Ebenezers Unterthanen sich versammelten. Das Netz der stummmachenden Gewalt spannte sich über alle Häupter, und in dem Mittelpunkt dieses Netzes saß die einzige Person, die wohlgefällig das Pflanzenreich übersah: Mistreß Georgina, als eine feiste, gesättigte, träge Spinne. Während ihr Gatte, von Langeweile und unstätter Unzufriedenheit gemartert, den Kopf hing, während ihr Stieffohn Paulus von rastloser Habsucht und innerlichem Verdruß verzehrt wurde, und mürrisch grollte, genoß die Mistreß im ganzen Umfang die Seligkeit ihrer Lage. Die Königin in einem Bienenstock ist nicht besser daran.

Die warme Jahreszeit war plötzlich nach langen Stürmen eingetreten. Mistreß Ebenezers hatte unter dem Dache von Segeltuch, das die Veranda beschattete, ihre Residenz aufgeschlagen, bequem gelagert in einem mit Kissen wohlgefütterten Sessel. Alle Erfrischungen, die das Haus bieten mochte, standen in reinlichen Gefäßen um sie her. Coraly hockte neben ihr, um sie auf den ersten Wink zu bedienen, und mit den Kindern Dick, Beß und Bill zu spielen, die sich vor der Mutter wälzten und um ein paar junge Maiskolben rausten. Ein Negerknabe in der völligsten Tracht der Unschuld stand mit einem Fächer hinter der Gebieterin, um ihr Luft zuzuwedeln, denn sie selbst rührte sich nicht im Geringsten, in seidne Röcke geschnürt, und mit der enorm hohen Frisur belästigt, die vor einigen Jahren die Mode aus Frankreich nach Amerika verpflanzt hatte. Ein artiges Gegenstück zu der starkgepuberten Frisur, zu Georgina's weißem, mit etlichen Mouchen geziertem Gesicht, und zu ihrem hellseidnen Gewande, gaben die vier Negerinnen ab, die in den Ecken des Vorzeltes auf ihren Fersen

saßen, gewärtig der Befehle ihrer Herrin oder der Mulattin, die nach Georgina im Hause das große Wort führte.

Georgina gähnte. Coraly reichte ihr einen Löffel voll Ahornzucker. Georgina seufzte. Coraly trocknete ihr mit feiner Baumwolle den Schweiß von der Stirne. — „Ist Master Ebenezer noch nicht heimgekommen?“ fragte Georgina. — „Nein Mistreß;“ antwortete Coraly.

Georgina rümpfte die Nase. „Das schwarze Volk riecht heute unausstehlich;“ bemerkte sie.

„Soll ich die Weiber fortschicken?“ fragte Coraly, und die Gebieterin nickte.

Die Mulattin gab dem Negerbuben einen Schlag und nahm ihm den Fächer, um selber damit hinter die Mistreß zu treten. „Packe Dich, schmieriger Bube! — Packt Euch alle an die Arbeit!“ rief sie den Schwarzen zu.

Der Bube entlief, froh, seinen glatten Körper in die glühende Sonne tragen zu dürfen, die dem Neger so wohl thut. Die Weiber standen eben so fröhlich auf, bis auf eine, die in Gedanken vertieft, vor sich hinschaute, ohne Coraly's Kommando gehört zu haben. Eins der andern schwarzen Weiber sah zögernd nach der Sinnenden, und winkte ihr, aber vergeblich.

„Schläft jenes Weibsbild?“ fragte Georgina mit einer Anwandlung von Spott und Ungeduld.

„Sie schläft, oder ist trunken;“ spottete Coraly ihrerseits und fächelte die Stirn der Mistreß.

„Wecke sie mit einem guten Rippenstoß, und nimm sie mit Dir, Hekate!“ befahl Georgina schadenfroh: „Master Paulus soll ihr fünf Streiche geben lassen, weil sie sich unterstand, vor meinen Augen zu schlafen.“

Hekate verneigte sich tief vor der Gestrengen, und flüsterte: „Vergib ihr, gute weiße Frau. Sie schläft nicht, sie ist nur entrückt an einen andern Ort. Seit zwei Tagen sitzt sie oft unbeweglich, wie jetzt, und folgt in Gedanken ihrem Mann, der vom jungen Herrn nach

Virginien geschickt worden ist mit Pferd und Wagen, um geräucherte Shads *) abzuliefern und Karolinareiß zu holen. Der Weg ist weit und gefährlich, und der Mann und die Frau lieben sich so sehr.“

„Nimm sie mit Dir;“ wiederholte Georgina ärgerlich, nachdem ihr Coraly ein paar Worte in's Ohr geraunt.

Hekate ging auf die Hinstarrende zu, tippte ihr auf den Scheitel, und sagte mitleidig: „Komm Nide! komm die Mistreß schickt uns fort.“

Nide schlug die Augen schnell auf, klatschte in die Hände, und fragte lebhaft: „Sie schickt mich fort? Darf ich meinem Cäsar folgen?“

„Unverschämtes Geschöpf!“ murmelte Georgina. „Sie ist verrückt;“ hohnlachte Coraly.

„Wo denkst Du hin?“ begann jedoch Hekate: „Cäsar wird schon wiederkommen; zu Deinen Kindern sollst Du gehen.“

„Zu meinen Kindern? Mit Freuden! ich bin lieber dort als hier!“ Mit heitrer Stirne erhob sich Nide, und bereitete sich, der Hekate zu folgen.

„Wahrhaftig, das unverschämteste Thier, das ich je gesehen!“ hob wieder Georgina an. — „Weil Nide so gerne ginge, befehl ihr, zu bleiben;“ rieth Coraly schadenfroh.

Die Ebenezer gab auch den Befehl zur Stelle. Nide zuckte die Achseln, und kehrte unterwürfig an ihren Platz zurück. Hekate ging mit Bedauern hinweg.

„Warum, Du schwarzes Unthier, bleibst Du nicht gerne in meinem Angesicht?“ sagte Georgina.

Nide schwieg. — „Soll ich Dir Verstockte den Mund mit Gewalt öffnen lassen?“ fuhr des Pflanzers Frau mit aller Gemächlichkeit fort.

*) Maisische, die in großen Lasten theils in die verschiedenen Staaten von Nordamerika, theils nach Westindien gehen.

Aïde sandte ihr einen verstohlenen Flammenblick, und erwiderte trocken: „Ich sehe immer Eine bei Dir, die mich haßt, und die mir nicht gefällt.“

Coralie verneigte sich mit höhnischer Grimasse über Georgina's Schulter gegen Aïde. Die Pflanzlerin aber sagte: „Sie haßt Dich, weil Du zu Allem träge und unwillig; sie gefällt Dir nicht, weil sie frei und mein Liebling, weil sie sich putzen darf, und streng auf meinen Dienst sieht.“

„Sie hat mir oft Strafe zugezogen, sie hat mich eine Diebin und Verrätherin genannt;“ murrte Aïde: „ich war Strafe und Verläumdung nicht gewohnt.“

„Meine silbernen Ohrringe sind noch nicht wiedergefunden, und es ist noch nicht ausgemacht, daß Du dem Jo nicht über die Bäume geholfen, da er entsprang;“ entgegnete Coralie boshaft: „Die Strafen wurden Dir immer gerecht zugemessen. Du bist die Ungehorsamste auf Providence-Plantation.“

„Herr Aubüsson hat das nie gesagt;“ sprach Aïde halblaut vor sich hin, und eine Thräne rollte über ihre Wange.

„Willst Du aufhören von dem Monsieur, von dem Froscheffer zu reden?“ drohte Georgina: „Wer weiß, aus welchen Gründen der Windbeutel Dich vorgezogen! Gewöhne Dich nur an Strafen, Nachteule. Meister Paulus soll Dir heute Abend für Deine Widerspenstigkeit nicht nur einmal, sondern zweimal fünf Streiche geben lassen.“

Aïde fuhr zusammen. Ein wildes Achzen entstieg ihrer Brust. „Ach Cäsar, ach meine Kinder!“ seufzte sie und verstummte ganz, da Georgina fortfuhr: „Damit Du Dich jedoch nicht minder an Coralie's Anblick gewöhnst, sollst Du ihr heute bis zum Untergang der Sonne gegenüber sitzen, und wehe Dir, wenn Du ein Auge von ihr abwendest.“

Der flachsköpfige Dick unterbrach die Richterinnen, indem er überlaut schrie: „Ich höre den Vater! Er hat seine Flinte abgeschossen, und der Knecht Christoph jauchzt sein Hi = a = au!“

Bess und Bill fügten lärmend bei: „Wir wollen hinaus, wir wollen zum Vater! Unter den Tulpenbaum wollen wir.“

Nach vergeblichen Bemühungen, dem Drängen der Ungezogenen zu steuern, sagte endlich die Mutter: „Ist denn möglich, diesen lieben Affen etwas abzuschlagen? Geh' denn hin, Coraly, und führe Master Dick und seine Schwestern, wohin sie verlangen. Ich lasse Herrn Ebenzer ein schönes Willkommen vermelden.“

Auf einen Wink der Pflanzerin nahm Mide der Coraly den Fächer ab und stellte sich an ihren Platz. Die Kinder sprangen davon, die Magd folgte ihnen. Es wurde still unter dem Zelte. Georgina redete schon um des Anstands willen kein Wort, und Mide, mechanisch den Fächer hin und her bewegend, war bereits wieder viele Meilen von der Plantage entfernt, und mit ihren Gedanken bei dem armen geplagten Cäsar.

Da geschah es, daß sich eine Mücke auf Georgina's fette weiße Hand setzte, und sich auf dem Polster gefiel. Die Pflanzerin, nachdem sie von dem Insekt Notiz genommen, bewegte den Daumen, den Mittelfinger — die Mücke entfernte sich nicht. Weil Frau Ebenzer nun einmal die ganze Hand nicht bewegen und von der Armlehne heben wollte, stieß sie einen leisen grunzenden Ton aus, der dem gewöhnlich dienstthuenden Fächerknaben ein bekanntes Signal war. — Sie wiederholte diesen Ton, aber der Fächer wedelte nicht herüber, um die Mücke zu vertreiben, und der Stich des Insekts war von einem Augenblick zum andern zu befürchten. — Daher drehte Mistress plötzlich mit einiger Anstrengung den Kopf nach

Cäsars Weibchen, und sah, wie Aïde abermals in die blaue Luft starrte, nichts hörend, nichts merkend, steif, wie der Fächer, den sie nach und nach zu regieren vergessen. — Die Erbitterung der Pflanzerin bei so unverzeihlicher Vernachlässigung kannte nun keine Grenzen: Einen doppelten Zweck zu erreichen, hob sie schnell die bedrohte Hand, daß die Mücke noch schneller davon flog, und gab der Negerin einen nicht unbedeutenden Schlag auf die Wange. Aïde schrie auf, und schwang, neuerdings ihren Träumen entrissen, den Fächer gegen die Gebieterin. Georgina streckte abtorend die Hände aus; Aïde hatte indessen schon wieder ihre Fassung gewonnen, und sagte zu ihr: „Fürchte nichts von mir; ich will Deine Mißhandlungen nicht vergelten, denn sie werden doch einst ihr Ziel erreichen. Hat doch der tiefste Unglücksbecher seinen Boden!“

Wie sehr auch Georgina gewohnt war, sogar das Ausbrausen ihres Unwillens der Bequemlichkeit und Ruhe unterzuordnen, dennoch erbitterte der schneidende Ton der Verachtung, den Aïde gegen sie anschlug — verletzender als selbst eine thätliche Beleidigung — die Seele der Pflanzerin in dem Maße, daß ihr die Stimme den Dienst versagte, um ihren Zorn laut werden zu lassen. Ihre Hände fuhren auf und nieder, ihre Augen bligten, ihre Nasenflügel arbeiteten heftig, ihre Wangen und ihr Hals blähten sich auf, aber ihre Zunge war gebunden. In diesem Zustande fand Herr Ebenezer seine theure Gehälft.

Der Pflanzer trat sehr mürrisch heran, die Kinder folgten ihm, schlecht empfangen und maulend, Coraly musterte mit böshafter Wonne die ganze Gruppe.

„Was ist los, ich frag'?“ hob Ebenezer an.

„Peitschen, peitschen, bis auf's Blut . . . die da“ schraubte Georgina, Aïde bezeichnend.

„Warum? he? ich frag'?“

„Sie hat mich geschlagen, ich hab' ihr gedroht;“ antwortete Nide ruhig.

„Well; Paulus soll Dich züchtigen lassen. Nimm sie mit Dir, Coraly.“

Coraly stieß Nide vor sich her und trieb sie hinweg. Die Kinder jubelten nach, begierig, das grausame Schauspiel zu sehen.

Ebenezer streckte sich bequem auf die Kissen aus, schenkte sich einen Becher Cyderöl ein, trank ihn mit einem Zuge aus, und sagte dann, den vertraulichen Bafstarddialekt annehmend, den deutsche Anstiedler auf amerikanischer Erde lernen: „Immer Krakeel, Mistreß? Ihr macht mir böses Blut.“

„Die Creatur muß fort, fort, fort, Master. Sie bringt mich unter die Erde!“ Georgina schluchzte. Die Verstellung machte heute wenig Wirkung auf den Gatten.

„Fort?“ sagte er: „leicht gesagt; aber ich vermuthete schwer gethan. Ein solches Kapital verschleudern? Wenn Gelegenheit wäre, sie zu vermietthen, aber . . . die Pest auf dieses Land!“

Die Verwünschung kostete wieder einen verben Schluck Cyderöl. Der Pflanzer war im Zuge. Er faltete die Stirn und die Hände. „Ich hab' die Notion,“ sagte er unwirsch, „daß Ihr, Mistreß, Schuld an all' meinem Verdruß seyd.“

Georgina setzte sich dem Herrn gegenüber, machte große Augen. „Ich? Man?“ Der letzte Ausruf war so gedehnt, wie ihn die neugierigsten Amerikaner kaum dehnen, wenn sie einen Fremden in's Verhör nehmen.

„Man?“ wiederholte Ebenezer: „Ich will's Euch, no doubt, beweisen. Ich war recht comfortabel hinten im Lande. Ihr habt mich getrubelt, hervorzuziehen.“

„So? Und der Krieg? und die vermaledeiten Indianer? he?“

„Hm; der Krieg war all, und die Indianer hatten

uns noch nicht gefalpt. Aber das Wohlleben, der bunte Kram am Leibe, — es gefiel Euch nicht mehr im Blockhause. Jetzt sitzen wir vorn dran, und lassen uns die Haut abziehen.“

„Ha, ha! Ihr habt doch nicht theuer gekauft?“

Ebenezer verneigte sich andächtig. „Mein Herz fliegt God-ward. Aber, wenn ich konsideere, wie ich hier getrubelt bin“

„Blag' und Noth! ha ha ha! Ihr sitzt als ein Grand-Sire im Land, seyd ein Mann bei der Assembly“

„Thut mich nicht daran erinnern, Mistreß! Kommt' ich nicht aus der Assembly zu Annapolis? Hab' ich mich nicht genug gelangweilt unter Leuten, die mir Kau-berwälsch schwägen, und die mein Schwägen auslachen? Blexen! bin ich aus den Kleidern gekommen?“ Er klopfte auf seine kurzen Beinkleider von gelbem Leder und auf seine blauen Strümpfe. „Und weiß ich, warum? Ich hab' mitgebootet, was die Meisten gebootet haben, ohne zu verstaan. Gewiß haben sie wieder ein' neuen Tax dekretet. Die Cirischen*) und die Tax bringen mich um, machen mich todt.“

„Ihr seyd geizig, Master Ebenezer, und schwäget, wie der Paulus.“

Der Genannte trat so eben mit barschem Schritt unter das Zelt. Er trug das leinene Jagdhemd des Hinterwäldlers und die Mokassins desselben. Seine Miene war finster und entschlossen; seine Rede kurz und resolut.

„Guten Abend, Vater;“ sagte er.

Der Pflanzer erhob sich, steckte die Hände in die Taschen seines Kittels, und fragte: „Die Arbeiten? die Wirthschaft? wie steht's, wie geht's?“

„Perfect.“

*) Angloamerikaner.

„Die Nide?“ fragte ihrerseits die Stiefmutter begierig: „hat sie ihr Rekompens weg?“

„All well!“ entgegnete Paulus dem Vater. — „Nlein,“ erwiderte er der Stiefmutter.

„Se, warum nicht?“

„Ich wollte nicht.“

„Well aday! Ihr ungerathener Sohn? Warum nicht? ich frag’?“

„Ich hab’ den Verstand, als solltet Ihr mich gleich begreifen. Vater, ich schwäge mit Euch. Ich zieh’ fort, ich will nicht mehr hier sehn. Gebt mir meiner Mutter Erb’ heraus. Uebermorgen will ich von hier absetzen (abreisen).“

„Du fangst mich in einer Maus=Trap, Paulus;“ bemerkte der Vater mit kaltblütiger Verdrießlichkeit, „fahr wohl jedoch, for me. Was Ursach?“

„Ich will neben einem Bauer ein Jäger sehn, kann hier nur Eichhasen schießen, und hab’ mir sie zum Ekel gegessen. Ich verlang’ nach dem Walde.“

Der Vater seufzte sehnsüchtig nach dem geliebten Blockhause und dem wildreichen Forst. „Weiter;“ befahl er, aber viel sanfter, denn zuvor.“

„Weiter? ich will mein Herr sehn, hab’ lang genug gesehrt (gedient) und kann die Stiefmutter nicht gut leiden, und mag die Kleinen nicht mehr ausstehen.“

Georgina wollte ein groß Geschrei des Vorwurfs erheben. Ebenexer hieß sie jedoch schweigen, indem er sagte: „Der Jung’ hat nicht Unrecht. Er thut es nicht gleichen (es gefällt ihm nicht), daß die Kinder ihm das Erb’ schmal machen. Weiter, Paulus.“

„Weiter mag ich hier herum nicht Hochzeit machen, und will die Batchelors=Tax*) nicht zahlen. Die Tax ärgert mich, weil sie ein Spott ist.“

*) Hagestolzentaxe, die jeder Lebige vom 21sten Jahr an erlegen mußte. (Pensylvanien und Maryland.)

„Ja, ja, die Taxen!“ seufzte wieder der Vater:
 „Sie machen mir auch Bile. Im Hinterland hab' ich
 keine gezahlt, und muß hier die Kriegsschulden mit aus=
 blechen. Wohin aber, Paulus?“

„Ich geh' auf Pittsburg. Dort sind Makler von
 geklartem*) Land. Ich setz' mich dann neben die mäh=
 rischen Indianer am Muskingum, oder mach' ein Sett=
 lement im Westland am Kentucky.“

— „Paulus ist schmart (klug),“ sagte Ebeneker zu=
 frieden zu der schmollenden Georgina. „Aber Deiner
 Mutter Erb'“

„Das gehört mir.“

— „Freilich wohl, aber, wie soll ich so viel Geld
 aufmachen (zusammenbringen)?“

Paulus zuckte die Achseln. „Ich kann nicht expecten
 (abwarten).“

— „Verily?“

„Für Gut und All.“**)

— „Wie soll ich's aufmachen? in Bills? in Certi=
 ficates?“***)

„Ich thue das nicht gleichen.“

— „Ich hab' nichts als zerschnittene Spanisch=
 Dollars!“†)

„Ich thue das gleichen, wenn sie gerecht gewogen sind.“

— „Er ist schmart, sag' ich Euch, Mistreß. — Doch
 Paulus, mangeln mir ein paar hundert Pfund!“

„Ich nehme Waaren dafür.“

— „Schwarzköpfe?“

„Mit Rabatt, wegen der Reise-Fees (Kosten).“

*) abgerodetem.

***) Die englische Redensart: for good and all.

****) Papiergeld oder Staatsschuldscheine.

†) Ein Auskunftsmittel, das man während des Befreiungs=
 kriegs ergriff, um dem Mangel an Scheidemünze zu begegnen.

— „Billig. Ich hab'“ — Ebenezer zählte an den Fingern — „ein Weibsbild und zwei Kinder, auch zwei Männer, die . . .“

„Das Weibsbild?“

— „Die Nide des Cäsars.“

„Well. Ich hatte schon Motion von ihr genommen. Sie kocht und wäscht gut. Sie versteht sich auf Kräuter und Wunden zu verbinden. Derofern hatte ich sie nicht schlagen lassen. Sie wär' verdorben für die Reise.“

— „Aber den Cäsar behalt' ich; verstanden.“

„Gut. Er soll Euch bleiben. Wer sind die Männer?“

— „Der Pumpkin=Neger und Jehu.“

„Pfund Jehu; ein alter Bursche! Den Pumpkin=Neger nehm' ich. Ich werde Pumpkins pflanzen.“

— „Aber Jehu? Er ist noch fein rüstig. Eigen= sinniger Bub' mit dem ewigen Kopfschütteln! Willst Du Ackerzeug an seiner Statt?“

„For me, aber redlich berechnet, hört Ihr?“

— „Genug. Wir kommen nicht miteinander vor's Law. *) Top?“

„Top!“

Mit diesen Worten war die Verhandlung zwischen Vater und Sohn zu Ende, und Mistreß Georgina blühte wieder auf, wie eine weiße Rose, da sie an einem Tag den lästigen Stiefsohn und die verhasste Nide los wurde.

*) Gerichtsam.

Das Theuerste verloren.

Mehrere Tage nach obiger Unterredung traf Cäsar wieder auf Providence-Plantation ein. Er hatte seinen Auftrag in Virginien mit Klugheit und Vortheil ausgeführt, hatte seine Shads abgesetzt und die erforderliche Ladung Reis eingenommen. Er sang deswegen fröhlich auf der Heimfahrt. Von seinem Trinkgelde hatte er eine Schnur rother Glasperlen erhandelt, die für Wido bestimmt war; in einem kleinen Kästch hegte er einen bunten Vogel, den er seinem Jaques schenken wollte; in seinem Gürtel steckte ein wohleingewickeltes Stück blaues Baumwollenzeug, das seiner Blanche trefflich zum schwarzen Gesichtchen stehen sollte. Er war glücklich, und nicht die leiseste Ahnung störte diese Zufriedenheit. Der Abend war herrlich und glanzvoll, die laue Luft gaukelte erquickend um den Reisenden; die Thiere, die den Karren zogen, liefen rüstig. Schneller jedoch strebten Cäsars Gedanken voran. Wiedersehen! Wiedersehen! jauchzte seine Brust. Da lag das helle Haus vor ihm, da zählte sein scharfes Auge schon von ferne die Spitzen der umherverstreuten Negerhütten, da ragte schon aus der Mitte die immergrüne Eiche, an deren Fuß die Cabane des glücklichsten Negers stand. Cäsars Herz pochte immer stärker. Aber am Wege, nicht hundert Schritte ab von der Einfriedigung der Plantage lehnte eine finstere Gestalt an einem verfallenen Brunnen. „Glück auf, Jehu!“ redete Cäsar den ruhenden Greis an. — Dieser streckte die Arme wie ein Verzweifelter in die Höhe, und antwortete dumpf: „Weh, weh den schwarzen Männern! Ich danke Dir nicht, ich grüße Dich nicht. Bestreue Dein Haupt mit Staub und laß uns weinen!“

„Alter Mann, warum diese Trauer?“

„Dein Feuer ist ausgelöscht, Deine Kalebasse zerbrochen, Deine Schüssel zerschmettert. Ich habe Dich einst unter Dein Dach gewiesen, — jetzt sag' ich Dir: geh' nicht nach Deiner Hütte.“

— „Bist Du wahnwitzig? Hast Du zu viel Lafia getrunken?“

„Was will der verwaiste Vogel im leeren Nest, mein Sohn? Kehre ein, in meine Hütte. Die Deinige ist von Fremden bewohnt.“

Sie befanden sich am Eingang der Pflanzung. Die Stallknechte nahmen dem Cäsar den Wagen, die Peitsche ab, und sagten zu ihm, wie Jehu gethan, mit der Stimme des Mitleids: „Geh hin, und feuchte die Erde mit Thränen.“

— „Grausame Henker! Unglücksvögel! was krächzt ihr? Wehe! meine Kinder! was ist geschehen?“

Cäsar hatte es bald erfahren. Eine Leidensgeschichte wie die seinige ist bald erzählt. „Der Herr hat die Deinigen an seinen Sohn verkauft und sie sind mit ihm über die blauen Berge gezogen!“ Das war Alles; ein Schicksal, so entsetzlich als alltäglich unter'm Volk der Slaven, ein Urtheil der Willkühr, gegen welches dazumal die Macht aller Throne nichts auszurichten vermochte.

Cäsar fiel nieder unter der Wucht des Schicksals, unter dem Joch des Urtheils. Er lag besinnungslos, er fand sich erst nach geraumer Zeit wieder zurecht in der abgelegenen Kabane des alten Jehu, der alle Neugierige zu entfernen gewußt hatte, und stumm beobachtend seinem betrübten Freunde gegenüberstand. — Cäsar saß auf Jehu's Matte, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, die geballten Fäuste vor die glühenden Augen gedrückt. Der riesenhafte Mensch schien vernichtet, seine Seele schien entflohen. Nach und nach hob sich jedoch und immer heftiger seine breite Brust, ein fieberhaftes

Zittern überschlich seine Glieder. Seufzer, wildes Geheul, bitterliche Thränen erleichterten endlich des Vaters und Waters unbeschreiblichen Schmerz.

Die Gestirne der Nacht sahen gleichgültig in die niedrige Hütte. Ihr silberner Strahl erzürnte den Verzweifelnden. Er verwünschte die Erde, den Himmel, die Sterne, Alles was da lebte. „Verloren, für immer verloren!“ stöhnte er: „Und Aïde, sie starb nicht? sie folgte ohne Murren dem neuen Herrn?“

„Sie hat mit Gewalt müssen weggebracht werden;“ antwortete Jehu: „Sie hatte auf Deine Rückkehr gehofft. Wenn sie am Leben blieb, so geschah's um der Kinder willen!“

— „Die Kinder! Jehu! mir schwindelt! die Kinder! sie werden umkommen auf der Wanderung in's bittere Elend!“ — Cäsar nahm, in Erwartung versinkend, die Perlschnur von seinem Halse, und zerriß sie, er zerlegte das blaue Tuch, das seine Blanche hatte schmücken sollen; er wollte dem bunten Vogel, den er seinem Söhnchen bestimmt, den Hals umdrehen, — doch besann er sich, und ließ ihn schnell durch das runde Guckloch der Hütte davonsiegen. „Seh frei!“ murmelte er: „flieh' hin und der gute Geist lenke Dein Gefieder, daß Du meine Aïde einholst! Grüße sie! Es soll zauberhafte Vögel geben, die zu reden verstehen. Rede zu ihr! fliege, armes Thierchen. — Was soll ich aber jetzt beginnen, Jehu?“

„Das Haupt beugen, dem Herrn die Füße küssen, und Hefate zum Weibe nehmen, die der Herr in seiner Gnade Dir bestimmt;“ versetzte Jehu verächtlich.

Nach einem kleinen Stillschweigen erhob sich Cäsar wie neugestählt, zog das Messer, das er als Sonnenbinde stets bei sich führte, und sagte: „Zuvörderst will ich den Herrn umbringen, und seine Brut erwürgen!“

Dem Entschlossenen stellte sich Jehu in den Weg,

sprechend: „Steck' ein das Messer. Herr und Frau und Kinder sind nicht daheim. Sie schlemmen drüben bei Wilber's Schmauserei. Und wären sie im Bette und wehrlos in Deiner Macht, morde sie nicht. Dein Leben würde es unfehlbar kosten. Versuche nicht ein Wort der Drohung oder der Klage. Es würde nichts nützen und Dir nur Fesseln bringen, schwere Ringe an die Füße, die vielleicht dennoch einmal wieder auf Adens Spuren zu laufen bestimmt sind.“

— „Wo ist ihre Spur? wer zeigt mir sie?“

„Sie sind über die blauen Berge gezogen, Cäsar.“

— „Oh! zeige mir das unendliche Meer und darauf die Furche des Mövenflügels! Jehu! ich kenne die blauen Berge, das harte Doppelgebiß, über dessen Spitzen der weiße Teufel mein Weib in den Klauen des Todes schleppt. Aber der Pfad über die Felsen, die keiner Sohle Eindruck aufnehmen, ist stumm für den nacheilenden Späher; und wo die Bahn durch den weißen Kalkstaub führt, verweht sie nicht der Windstoß, der daherschifft von den wilden Seewässern?“

„Ich will Dir sagen,“ begann Jehu vertraulich, „was ich, unbemerkt horchend, aus dem Munde des Paulus vernommen. Ich verstehe freilich nicht die Heimathsprache jener weißen Ungeheuer aus Holland, aber den Namen Pittsburg hörte ich öfters nennen. Paulus geht gewißlich über Pittsburg. Kennst Du den Ort?“

— „Ich hab' von ihm gehört. Ach, er ist weit von hier, weit, weit!“

„Es soll eine Stadt seyn, mit vielen Häusern, Menschen und Soldaten. Sie rasten gewißlich dort, armer Cäsar.“

— „Rasten! rasten! Und der Vorsprung, den sie haben? mancher Tag ist schlafen gegangen, seit der weiße Teufel mir Weib und Kinder entrißen hat!“ Cäsar warf sich nieder auf die Matte, und sann. Jehu streckte

den Kopf aus der Hütte, um zu sehen, ob niemand sie behorche, und kauerte sich dann neben seinen Freund nieder. Der Letztere begann, als ob er mit sich selbst redete und ruhig überlegte: „Ich bin ein Mann von starken Knochen, die Hitze thut meinen Gliedern wohl; ich laufe schnell mit schweren Lasten auf Kopf und Schultern, und dreimal schneller noch, wenn ich nichts trage. Ich lache des Staubs, der Steine und der Waldbäche; meines Fußes Schwielen sind hart wie eines Pferdes Huf. Ich fürchte mich nicht vor Feinden, jeder Baum leiht mir eine Keule. Ich kann Hunger leiden, und stille ihn mit der rothen Indianpflaume eben so gern, wie mit dem saftigen Mais. Der Trunk aus der Pfütze löscht mir den Durst, wie Cyder oder Persimonbier. Ich schwimme mit den Fischen um die Wette, und der große Fluß, dessen Ufer ein Menschenauge kaum erreichen kann, sollte mich nicht aufhalten! Aber — ich hole sie doch nicht mehr ein, die Wandrer! Könnte ich so schnell laufen wie die Sonne! Könnte ich fliegen, wie der Buzzard! Aber ich habe nicht Schwingen, ich habe nicht der Sonne goldne Räder!“

„Du bist ein Narr, Cäsar;“ schalt Jehu heimlich: „streichen denn die Andern auf den gelben Strahlen über's Land? haben denn die Andern Flügel zu spannen über die blauen Berge?“

— „Du hast recht;“ entgegnete Cäsar ermutigt, Jehu's Hand ergreifend. Der Alte fuhr fort: „Du merkst, wozu ich Dir rathe. Zu stolz, um Dich unter Dein Glend zu beugen, zu klug, um durch ohnmächtige Wuth Deine Freiheit und Dein Leben in Gefahr zu bringen, brich Deine Ketten, und folge dem Räuber und den Geraubten. Denke selbst, wie langsam sie ziehen, beladen mit ihren Habseligkeiten, wie wenig sie gewohnt sind, den Wildnissen zu trotzen. Denke, wie so langsam der Schmerz Deiner Aide, wie so bleiern die Schwäche

Deiner Kinder auf dem harten Wege hinschleichen! Du wirst sie einholen, geschwind wie die Liebe, blitzartig wie die Rache. Und glaube nicht, daß der habgierige Treiber die Geißel gebrauche, um seine Opfer zu jagen auf dem Pfade, der ihre Füße bluten macht. O nein! er hat sie ja bezahlt, mit Fleisch und Wein und Blut gekauft, als Lastthiere erhandelt, und als Keime eines neuen Geschlechts von Knechten. Er will nicht seine Thaler verlieren, er will nicht seine Thiere einbüßen. Er wird sie nicht jagen; Du kannst, Du wirst sie erreichen. Fürchte auch nicht, daß der Treiber eile aus Besorgniß vor Dir. O nein, er traut Dir nicht das Wagstück zu, ihm zu folgen, er denkt nicht an die Möglichkeit. Hundertmal hat er das Weib vom Mann, den Vater von den Kindern gerissen; er darf's, es ist sein Recht. Der Slave wäre ein aufrührerischer Schurke, wenn er sich dagegen auflehnen wollte. Der Slave ist gewohnt, Vater, Mutter, Weib und Kinder zu verlieren, und er tröstet sich darüber, indem er die Eltern vergiftet, und ein anderes Weib nimmt, um andrer Sklavenknechten Vater zu werden. — Nein, Master Paulus geht Dir zu liebe oder zu leide nicht um einen Schritt schneller. Du wirst ihn einholen."

Eine gräßliche Bitterkeit machte sich in den Worten des Alten Luft. Das Unglück des Freundes hatte die Hefe seiner eignen Unglücksfälle in seiner verwiterten Brust aufgerührt. Der erstorbne Vulkan rüttelte sich noch einmal auf. — Cäsar unterbrach seinen Rathgeber, indem er finster fragte: „Was wird geschehen, Jehu, wenn ich ihn erreicht habe? Was wird dann seyn zwischen dem Herrn, der sein Recht braucht, und dem aufrührerischen Schurken, der es leugnet?“

„Es wird geschehen und seyn zwischen euch, was die Geister wollen, die unser Leben lenken;“ versetzte Jehu feierlich: „hoffe nicht auf Barmherzigkeit, aber stehle mit List, was Dein eigen, oder gewinne es wieder

mit Blut, oder, Cäsar, geh' im Kampfe zu Grunde. Besser ist Dir, Du verschmachtest in der Wildniß, Du ertrinkst im Waldstrom, oder Du fällst von der Kugel des Feindes, als daß Du lebest nach solcher Schmach. Ich wünsche Dir das Letzte nicht. Stirb, wenn's seyn muß, und nimm mit Dir hinweg das Weib und die Kinder."

— „Du gibst mir das Leben, denn Du gibst mir wieder Muth!“ begann Cäsar aufgerichtet: „Ich kann nicht ärmer werden! nirgends elender seyn. Wie es auch komme, ich wag's. Wann geh' ich? in dieser Nacht?“

„Ohne Säumen, mein Sohn. Heller ist die Nacht, als vielleicht morgen Dein Tag seyn dürfte. Noch liegst Du nicht in Eisen; benütze die Zeit.“

— „Ueber's Gebirg, gen Pittsburg?“

„Den Weg haben sie eingeschlagen. Da, nimm meine Kalebasse, da ist Tabak, ist Feuerzeug, da ist mein Strohhut. Er ist gewohnt, eine rachebrütende Stirn zu beschatten. Nimm auch dieses zweischneidige Messer. Wirf Deinen Kneif hinweg. Der Dolch bringt Dich dem Feind näher, und hält ihn besser von Dir ab. Geh, und unsrer Vorältern Geister beschützen Dich.“

— „Wenn mir der Holländer nachsetzen ließe...?“

„Sorge nicht. Ich will ihm eine falsche Fährte angeben. Jedenfalls hast Du die Nacht gewonnen über die Verfolger.“

— „Segne mich, Jehu! Das Auge der Welt erhalte Dich!“

Jehu schüttelte heftig den Kopf. Cäsar flüsterte erschreckend: „Ha! wenn Dich der Herr wegen meiner Flucht zur Rechenschaft forderte...? wenn er Dich quälen und foltern ließe, wenn er Dein ehrwürdig Alter schänden, verstümmeln wollte?“

Jehu schüttelte abermals den Kopf. „Sey getrost;“ sagte er ruhig: „er thue, was er wolle, ich entschlüpfe ihm. Ich habe lang genug Jammer, Schmach und Knechtschaft

getragen, dreimal so lang als Du. Der elende Erdentanz muß einmal ein Ende haben. Ich lebe noch, um Dir zu nützen; kann ich das nicht mehr, so geh' ich von der Welt. Eine alte Rothhaut gab mir einst eine Schote voll heftigen Gifts, das sie gebrauchen, um ihre Pfeile hineinzutauchen. Ich trage die Schote auf meiner Brust; ihr Inhalt ist in einem Athemzug verschluckt. Dann bin ich ewig frei, und gehe zu dem guten Franzosen, der wohl lange schon in den Himmel aufgefahren ist. Du weißt: die zwei Jahre sind bald vorüber, und wir haben nichts von ihm gehört."

— „Woran erinnerst Du mich? Hab ich nicht auch bei'm Sauberwasser geschworen?"

„Du gehörst der Liebe und Deinen Kindern enger an, als dem guten Herrn. Laß mich vorangehen. So, der Entsprungene, wird mir folgen, — und wenn Du nicht retten kannst, was Dir geraubt ist, so komme meinerwegen bald uns nach. Du wirst uns im ew'gen Frieden willkommen sehn." — —

— Nach ein paar Minuten hatte Cäsar bereits Providence-Plantation im Rücken, und verfolgte seinen Weg in der Richtung vor Hancocktown am Potomak. Sein Lauf war rastlos; wild und scheu sauste er auf den schmalen Saumwegen durch die einförmigen Waldungen. Ein scharfes Auge hätte kaum seine Gestalt unter dem schwarzen Schatten der Jerseykiefern wahrgenommen. Die Sonne traf ihn schon weit von seiner Sklavenheimath, und die Begierde, sein Ziel — das unsichre — zu erreichen, ließ ihn nicht müde werden. Städtchen und Weiler umgehend, näherte er sich nur selten den spärlichen Höfen, die hin und wieder in der Wildniß lagen. Ein paarmal bettelte er dort um etwas Brod, das ihm nur aus Furcht vor seiner grimmigen Erscheinung gereicht wurde. Nach Verlauf von einigen Tagen hatte er sich an's Leben in der Einöde gewöhnt, trank aus schlammigem Morast, naschte aus den Rinne, die er hie und da, zur Einsammlung des Aborn-

zuckers, vorfand. Beeren und Kräuter waren meistens seine Kost, seine Wegweiser die Gestirne. Kaum daß er, selten genug, eine Viertelstunde dem Schläfe gönnte, wohlverdeckt von hohen Stauden, oder liegend im Grunde einer tiefen Schlucht im Gebirge. Die wilden Thiere, die ihm begegneten, flohen aus seiner Nähe, den wenigen Menschen, die auf ihn zukamen, wich er aus wie ein Wildthier. Endlich — endlich, da schon seine ungeheure Körperkraft zu wanken begann, und er nur einem ungewissen, durchsichtigen Schatten gleich durch die weißen Eichen zu huschen vermochte, erreichte er den Abhang der zweiten Gebirgskette, und durch einen hellen Waldausschnitt winkte ihm, tief unter seinen Füßen, ein freundliches Hügelland. Zwei beträchtliche Ströme durchfurchten es, die sich westwärts in einem großen Fluß vereinigten. Eine Festung, ein Städtchen lag am Felsenabhang ihm gegenüber. Ein heitrer Himmel spreitete sich über das Fort und die Häuser und die üppig grünenden Thäler. Ein Hausfremder fuhr des Wegs. — „Der Fluß?“ fragte der Neger. — „Der Monangahela.“ — „Die Stadt?“ — Fort Duquesne.“ — „O weh!“ — „Oder besser: Pittsburg;“ fügte der Andere hinzu, und Cäsar brach in Freudengeschrei aus. Der Hausfremder fürchtete sich vor den tollen Sprüngen des Sklaven, und lief, was er konnte, fürbaß. — Cäsar achtete seiner nicht, aber laufen konnte er auch nicht mehr. Er sank erschöpft unter einem Papaw nieder, von dessen Eyerfrüchten einige der wohlthätige Bergwind in seinen Schooß schüttelte, damit der Arme nicht verschmachte.

Er erquickte sich, und ließ mit seinen Augen nicht ab von dem Strome, der Stadt und der fruchtbaren Landschaft. Seine Einbildungskraft steigerte sich im Halbschlaf der Ermattung, und er sang mit lallender Zunge, was ihm seine Hoffnung eingab: ein rohes Lied, aus dem Stegreif, wie seine Landsleute, die Stiefkinder dieser Erde, es zu erfinden und auszudrücken pflegen:

„Ich war ein Krieger, und hütete viele Büffel, denn mein Vater war reich; aber der weiße Mann hat mich fortgeführt in Ketten.

„Ich mußte sein Land bauen, und ein Handwerk für den Faulen lernen, und die Arbeit wurde mir sauer, wie das salzige Meer.

„Ich war ein Waise und verborrte am Wege; da gab mir der gute weiße Mann ein Weib zur Gefährtin.

„Die schlanke Aibe liebte ihren Zes (Cäsar) und schenkte ihm zwei schwarze Kindlein, und er hatte seinen Speer und seines Vaters Büffel vergessen.

„Da stahl ihm der böse weiße Mann Alle, die ihn liebten, und Zes hatte keine Sagaye, sich zu rächen, aber Füße, um seinem Glück nachzulaufen.

„Ich springe wie der Virginia-Hirsch mit krummem Rücken, aber meinen Rücken hat die Sorge gekrümmt, und meine Füße knicken ein.

„Ich schnaube wie der braune Tiger nach meinen Jungen; der braune Tiger ist aber stärker und geschwinder als ich.

„Aibe kocht und siedet für einen Andern; sie trägt ihre Kinder auf dem Rücken in gefährlicher Wildniß.

„Sie wird straucheln im Waldstrom, sich die Füße verletzen an den Steinen im Creek; und Cäsar ist nicht bei ihr, sie zu unterstützen.

„Sie wird gebissen werden von der kupferbäuchigen Schlange, und Zes ist nicht bei ihr, um sie zu retten mit seiner Weisheit und seiner geheimen Arznei.

„Arbe! Du sitzt am Strom dort unten, und denkst mein! Könnte ich wachsen zu hundert Ellen an Größe, ich spiegelte mich im Strome dann, und Du würdest mein Bild sehen.

„Arbe! Du horchst auf das Geschwätze der Luft. Könnte ich aller Löwen Gebrüll in meiner Kehle vereinigen, ich rief Dich an, und Du solltest mich hören von ferne.

„Arbe! Du wartest auf mich! Wäre ich der Regenbogen, und könnte schreiten von einem Berge zum andern, mit einem Schritte wär ich bei Dir!

„Arbe! bleib', o bleib' an jenem Ufer. Der Monangahela ist ein schäumendes Pferd, aber ich will mich in seine Mähnen werfen, und es soll mich hinüberschleudern zu Di!“

6.

Der Gerichtstag.

Pittsburg hatte dazumal — kurz nach dem Versailler Friedensschlusse — bei weitem nicht die Wichtigkeit, die es in neuern Zeiten errungen. Da wo sich heute eine reiche, bevölkerte, wohlgeordnete Handelsstadt erhebt, lagen damals ungefähr fünfzig bis sechzig hölzerne Häuser unordentlich durcheinander, unter dem Schutz einer sogenannten Festung von einigen gemauerten Bastionen, die jedoch von ringsumliegenden Anhöhen beherrscht und daher gerade nur Indianern Troß zu bieten im Stande war. Der Luxus steinerner Häuser war zu Pittsburg noch in der Kindheit. Zwei bis drei Speculanten, welche die Zukunft der vortheilhaft gelegenen Stadt ahnten, waren im Begriff, solide Wohnungen zu

ihrem Gebrauch zu erbauen. Die Pittsburger jener Zeit, träge, nachlässig und folglich arm, sahen den Speculanten unthätig, spottend sogar, zu, ohne Lust zu haben, ihnen nachzuahmen. Der Ackerbau, der Handel mit Pelzwerk und Häuten verschaffte ihnen den nothdürftigsten Unterhalt. Was sie Ueberfluß nannten, gewannen sie durch das Geld, das die Besatzungen des Forts Pitt, Mac-Intosh und Wheeling am Ohio bei ihnen umschlagen, und durch die Brellerei, womit sie die bereits zahlreich nach dem Westlande ziehenden Anstiedler bedienten, die ihre Stadt passiren mußten. — Sie hatten zwar nicht Kirche, nicht Schule, nicht Gerichtshaus; dafür besaßen sie aber ein Wirthshaus, eine schiefe hölzerne geräumige Barrake, worinnen der Pittsburger Gentleman schmauste, worinnen die Pittsburger Damen mit den Offizieren der Festung und der entlegenen Forts Bälle gaben, Komödien aufführten, und Concerte veranstalteten, und woselbst auch Gerichtstag gehalten wurde, wenn es dem Staat von Pensylvanien einfiel, einen Richter zu senden, um die Prozeßhändel zu schlichten.

Ein solcher Gerichtstag war eben vorüber, und die Stadtvorsteher benützten die günstige Gelegenheit — da viel Volk von nah und ferne zusammengekommen — einen Kauf- und Miethtag zu halten. Häuser- und Ackerkäufe wurden ratificirt und eingetragen; Pfandschaften und Pachtungen eingegangen und erledigt, Wohnungen und Felder zur Mieth feilgeboten, Geräthschaften und Waaren versteigert. — Der Tag war sehr lebhaft und geräuschvoll. Die Liste der Verhandlung erschöpfte sich bald; die Geschäfte gingen rund. Dennoch wichen die Partheien nicht vom Plaze. Pferde, Ackervieh, Schafe und Schweine kamen an die Reihe zum Verkauf, und wurden erstanden. Dennoch gingen nicht Käufer noch Mäkler, noch Verkäufer von der Stelle. Endlich kam es an die redende Waare, an das

Menschenvieh; der Sklavenmarkt wurde aufgethan. Diesem letzten Akt des Kauftags sah Jung und Alt mit Zufriedenheit und lachender Neugier entgegen.

Sie traten hervor, unter Gottes freiem Himmel, aus dem Stalle des Wirthshauses, die Unglücklichen. Sie ordneten sich in eine Reihe. Die Gruppe, die zusammengehörte, wurde mit einem Stricke umwunden. Jede Gruppe hatte ihre Loosnummer, jeder Einzelne seine Zahl. Es waren Männer, Weiber und Kinder jeden Alters.

Zuerst kam's an die zu vermiethenden Neger. Tom, der seine Aecker verpachtet hatte, gab nun auch seine Sklaven auf zwölf Monate in Lehen. Patrik, der zu faul war, seine Feldarbeit zu verrichten, vermiethete seine Neger, um vom Zins ihres Schweißes müßiggehend zu leben. David, der seine Schwarzen nicht verkaufen wollte, weil ihm der Preis zu niedrig, begehrte dagegen auch nicht, sie zu ernähren und Kopfsteuer für sie zu bezahlen. Darum ließ er sie aus, wie ein anderes Capital.

Es war ein buntes Schauspiel um die armen schwarzen Leute her. Da standen hochfrisirte Damen, Herren in seidnen Röcken, Offiziere in prahlenden Uniformen, den Hut auf dem Ohre, die Cigarre im Munde, Bürger in altväterischen Kleidern, Anstiedler aus der Gegend in Zwilchkitteln, Schiffsvolk und Soldaten in farbigen Jacken, und alle tratschten und lachten und schrieken fröhlich durcheinander. Der Kopf eines Quäkers guckte hie und da über die Menge, und belauerte die Bewegungen der Negressen: ehrliche deutsche Wiedertäufergesichter sahen verwundert und mißbilligend dem ruchlosen Markte zu. Einige Indianerfamilien vom Stamme der Delaware, die unter den Mauern des Forts sich niedergelassen, betrachteten gleichgültig und gravitatisch, was da vorging, ohne sich von dem Balkenhaufen zu rühren, worauf sie Platz genommen hatten. Die Weiber des

Pöbels waren wie immer die ungezogensten Zuschauer, und jubelten mehr als die Uebrigen, als die Miethkontrakte alle abgeschlossen waren, und nun die zum Verkauf bestimmten Neger antraten.

Bisher hatten im engern Kreise nur der Ausrufer und die Herren und Miether der Sklaven geredet; jezo mischten sich auch die Letztern, die bis dahin fühllos und stumm geblieben, in's Gespräch, und zwar auf eine Weise, die das harte Herz der anwesenden Republikaner im Innersten hätte bewegen müssen, wenn nicht in ihnen ob der Alltäglichkeit solcher Auftritte jede menschliche Regung längst erstickt gewesen wäre. —

„Bobri, ein Neger von dreißig Jahren!“ schrie der Ausrufer; „in der schönsten Kraft, Zähne und Augen ohne Tadel, von Handwerk ein vortrefflicher Schneider und Teppichmacher! hundert und zwanzig Pfund pensylvanisch; ein Bettelgeld!“

Die Lusttragenden näherten sich die Waare zu untersuchen. Da hob der arme Schlucker an: „Glaubt nicht, ihr Herren, was der Mann von Bobri sagt; Bobri ist wohl um zehn Winter älter, und verpfuscht alle Kleider. Bobri hat nichts gelernt, und der Schilling ist zu viel, den ihr an ihn verschwendet!“

— „Jigghead, ein Guineamann in der Blüthe der Jugend, ein ausgezeichnete Pechfleder und Zuckerbereiter! Zudem versteht er die Geige zu spielen, und hält die ganze Nacht beim Tanze aus, ohne sich zu berauschen. Um seiner Nüchternheit und Treue willen würde ihn sein Herr noch hundert Jahre behalten, wenn er nicht im Begriff stände, sich in England niederzulassen. Hundertfünfzig Pfund als erstes Gebot! eine Kleinigkeit wahrhaftig!“

Worauf der Guineamann mit thranenden Augen: „Ach, ihr Herren! ich diene schon dreißigmal zwölf Monden, und das Pechfleden geht mir nicht mehr von

der Hand; aber noch weniger thut sich's mit dem Geigen. Jigghead zittert sehr, und Jigghead ist trunken von einem Schluck Whiskey. Ich will euch nicht betrügen, Gentlemen!"

— „Loby und Beß, ein Congoman mit seinem Weib, aus der Gantmasse des bankerotten Whiteful. Zwei Stück Neger, noch wohl erhalten, wenn auch dem Mann ein Finger an der linken Hand, und dem Weib dieß und das in der Kinnlade fehlt. Wackre Arbeiter, gesund, treu wie Gold und getaufte Christen. Hundert und dreißig Pfund zusammen! Werden auch einzeln abgegeben!"

„O weh, oh weh!" ächzten Loby und Beß: „wir sind krank und sehr gebrechlich! Loby hat eine auszehrende Krankheit, Beß leidet an drei zerbrochenen Rippen. Wir sind schon wegen Diebstahls gezüchtigt worden. Ihr gute Gentlemen! verkauft euch nicht an uns. Wir sterben hin, ehe der Winter kommt.“

Die Armen wußten, daß ihr Joch um so härter seyn würde, je theurer man sie kaufte; daher ihre Warnungen und Selbstanklagen. Der Eine gab sich für einen unersättlichen Eßer, ein Andrer für einen Fallsüchtigen aus. Weiber und Männer, sogar die Kinder, überboten sich an Geständnissen ihrer vorgeblichen Mängel. Dabei hafteten aber ihre Blicke, unruhig forschend, auf den Gesichtern der Kauflustigen. Sie suchten ihr zukünftiges Schicksal darauf zu lesen. — „Wer mich kauft," schrie ein Mann aus vollem Halse, „muß auch mein Weib kaufen!" — „Ohne meine Kinder lasse ich mich nicht verkaufen!" klagte von einer andern Seite ein junges Negerweib, ihre beiden Kleinen an die ängstlichathmende Brust drückend.

— „Wer ist das Weib und wer verkauft sie?" fragte eine wohlgekleidete ältliche Frau, deren Züge die Indianerin nicht verläugneten, daneben aber Spuren von feltner Schönheit trugen.

„Euch zu dienen, Mistreß Grenadier, so gehörte sie dem maryländischen Schurken, der vor ein paar Tagen den braven Mätkler Bellmount im Streit erschossen hat;“ antwortete ein Lieutenant der Milizen.

„Ein feines Weib, schön zu nennen für ein schwarzes Gesicht;“ bemerkte die Mistreß mit Theilnahme: „wie sie die Kinder zärtlich an sich drückt! Ja, ja, auch das Negervolk hat seine edeln Gefühle, daran hab' ich nie gezweifelt. Ich will ihr eine Decke schicken, sie ist so zerlumpt und schämt sich ihrer Blöße.“

„Ihr Herr war auf der Reise mit ihr und jenem dicklippigen Neger und ein paar weißen Knechten, um in's Hinterland zu ziehen. Darum sind die Gewänder des Volkes nicht im besten Stand. Dem Maryländer mag's nicht besser gehen. Er ist davon gelaufen, nachdem er seinen Streich vollbracht, und hat Alles im Stich gelassen. Die Stadt thut recht, sich der fressenden Kapitalien um jeden Preis und so schnell als möglich zu entledigen.“

— „Aide, eine Negerin von Cuba gebürtig!“ schrie der Auctionator: „jung und gesund, wie ein Reh, ohne Mängel, ohne Mann, mit zwei Kindern: Jaques und Blanche.“ — Die Versammlung lachte über den Witz des französischen Pflanzers, ein schwarzes Mädchen Blanche zu taufen, gewaltig und unauslöschlich. — „Hundert Pfund grad aus, um aufzuräumen. Die Negerlinge werden auch besonders abgegeben!“

„Wer mich kauft, muß auch die Kinder kaufen!“ schluchzte wieder Aide, und drückte ihr Gesicht in den Busen ihrer Kleinen, um den ungeschliffenen Blicken zu entgehen, die sich auf sie richteten.

Zwei Hinterwäldler traten vor die Gruppe hin, die Büchse in der Hand, in's Franzenhemd des Wildschützen gekleidet, und wandelnd auf Sandalen von Büffelleber. — „Wahrlich!“ sagte der Eine zum Andern: „das Weib hat meinen Beifall; ich kaufe sie.“

— „Wie ihr wollt, Gebatter Beavershap. Mir wären die Kinder recht. Mein schwarzes Hausgespenst, die Anemone heult noch immer um ihre jüngst verstorbenen Jungen. Die kleinen Affen trösteten sie vielleicht, und ich hätte bessere Tage. — Was sollen die Negerlinge kosten, Freund?“

„Weh mir! weh mir!“ seufzte Aïde, die Hände ringend: „Werdet Ihr so grausam sehn, Gentlemen, die Kinder von der Mutter zu reißen?“

„Das Aeußerste, Meister Muzzle,“ antwortete der Ausrufer dem Hinterwäldler, „das Aeußerste für die Brut ist zehn Pfund, ein Bagatell!“

— „So? hm? so? für eine Waare, die etwa morgen so umsteht? Hunde sind leichter aufzuziehen und zu erhalten. Fünf Pfunde biete ich, nicht einen Penny mehr.“

Es fand sich ein anderer Liebhaber, der zehn Shilling mehr bot, Muzzle steigerte bis auf sieben Pfund. Die Kinder wurden ihm zugeschlagen. Aïdes Jammer stieg herzerreißend durch die Lüfte. „Kauft mich noch obendrein,“ bat sie. Muzzle schüttelte den Kopf. „Ich käme schön an;“ lachte er.

— „Hundert Pfund für die Negerin!“ rief der Gerichtsbote überlaut.

„Und fünf Shillinge!“ bot Herr Beavershap.

— „Und fünf Shillinge!“ wiederholte der Ausrufer: „Hundert Pfund und fünf Shillinge.“

„Hundert eins!“ warf ein Mäkler grad nur im Vorübergehen ein.

„Hundert eins und ein halb!“ steigerte Herr Muzzle's Gebatter.

„Seyd Ihr unsinnig, Master Beavershap?“ klang die Donnerstimme seiner Gattin in seine Ohren: „Was wollt Ihr mit der Negerin? ist unser Haus nicht voll wie ein Ei? Nehmt Euch in Acht, daß ich nicht Dinge vermurthe“

Breavershap war augenblicklich eingeschüchtert. Er stammelte Entschuldigungen. „Wenn ich den Spaß rückgängig machen könnte . . . ?“ meinte er.

„Wenn Ihr könntet? Meiner Treu. Ihr seyd pösterlich; Master Breavershap. Ihr müßt, sage ich. Versteht Ihr mich?“

„Freilich; nur allzudeutlich. Aber . . . die Ehre . . . das Gericht hält mich beim Wort . . .“

„Was geht mich das Gericht an? Kommt auf der Stelle mit, guter Herr, damit ich eure Ehre rette.“

Der Taxator hatte eine Pause gemacht, um das Gebot andrer Liebhaber zu erwarten. Es meldete sich keiner; sogar der Mäfler war eigentlich vorüber- und weggegangen. Der Schavenhaushalt wurde schon damals in Pensylvanien von den bessern Leuten nicht mit günstigem Auge mehr betrachtet, daher der Menschenhandel flau ging. — Als Mistreß Breavershap ihren Mann am Ermel zog, rief der Taxator über alle Dächer: „Hundert eins und ein halb, zum erstenmal!“ — Dem Hinterwäldler rieselte es kalt durch die Gebeine. „Haltet das Gebot für mich!“ flüsterte er dem Muzzle zu, der mit offenem Maule wartete. — Muzzle kratzte sich hinter den Ohren. —

„Hundert eins und ein halb, zum zweitenmale!“

— „Beim heil'gen Patrik beschwör' ich Euch, steigert mich ab! Binnen ein paar Wochen kauf' ich das Weib trotz meiner Frau Euch ab, und auf ein paar Pfund Zinsen kommt mir's nicht an.“ Diese Worte flogen wie die hurtigsten Pfeile ganz leise in Muzzle's Ohr.

„Zum zweitenmale, und zum . . .!“ Ein Rippenstoß in des schwankenden Muzzle Seite füllte die Kunstpause des Ausrufers zweckmäßig aus; denn Master Muzzle pauste die Backen auf, und zwang seine widerstrebende Zunge, vernehmlich zu entgegnen: „Hundert und zwei vollauf, und Gott segne mich!“ — „daß mir

die schwarze Anemone die Augen nicht auskragte, wenn ich das Weib heimbringe!" setzte Muzzle in Gedanken hinzu. Dann wußte er nicht mehr genau, was um ihn vorging, bis Aïde und ihre Kinder plötzlich vor ihm auf den Knien lagen, auf seine Hände weinten, und die von großer Angst befreite Mutter schrie: „Guter weißer Herr! ich danke Dir für Deine Barmherzigkeit. Wir sind Dein, und Du hast mich nicht von den Meinigen getrennt, wie mich der Maryländer von meinem Gatten riß. Dank Dir in Ewigkeit!"

Nun erst begriff Muzzle, daß ihm die Waare geblieben. Er zahlte die Summe aus seinem und Breavershaps Beutel, und machte den Vorschlag, alsobald das Boot zu besteigen, das die Gevattern gebracht hatte. „Der Alleg-hany hat noch viel Wasser," sagte er, „es ist ein Spiel, die dreißig Meilen zurückzulegen, ehe der Abend einbricht. Ihr setzt mich dann mit meiner schwarzen Familie am Snake-Creek ab, und fahrt in der Kühle leicht die fünf Meilen bis zu Euerm Hause. Paßt Euch das?"

Der Vorschlag wurde auf der Stelle angenommen. — Die gutmüthige Indianerin, Mistreß Grenadier, kam gerade noch zur rechten Zeit, um der halbnackten Aïde einen Teppich umzuwerfen. „Fasse Muth, armes Weib! erhalte Dich für Deine Kinder!" sagte sie ihr mit einer Thräne des Mitleidens. — Aïde fühlte ihre Augen überströmen, und riß sich aus den mütterlichen Armen. „Leb' wohl, Aïde!" sagte der Pumpkin-Neger traurig: „werden wir uns wiedersehen?" — Aïde schüttelte den Kopf; dennoch stammelte sie, an allen Gliedern zitternd: „Du siehst etwa einst meinen Cäsar wieder? O, sage ihm mein Schicksal."

Nach diesem Abschied wurde die Negerin mit ihren Kindern nach dem Boote getrieben, und der Pumpkin-Neger von seinem Käufer nach der entgegengesetzten Richtung, und zwar gebunden, in's Land geführt. — Das Wiedersehen war für Aïde näher als sie hoffen durfte; aber,

welch ein Wiedersehen? Ein barmherziger Geist hatte es vorbereitet: der heimtückische Dämon der Welt, der Zufall machte es zu Schanden. —

Als die Hinterwäldler noch ihre Vorbereitungen am Ufer machten, ihre Einkäufe in's Boot luden, ihre Ruderer zusammenriefen, stürzte in eiligster Hast von dem halblenden Waldberg, wo Tausende von Cicaden grillten, der flüchtige Slave Cäsar, als säßen die Henker auf seiner Ferse. Und sein heißer Blick erforschte im Nu eine feichte Stelle im Monangahela, und er tauchte sich rasch bis an den Gürtel in den silbernen Schaum, laufend, schwimmend, vorwärtschießend in der ziehenden Fluth, die in schiefer Richtung den Röhren dahinriß gegen die Landspitze, wo am Fuße eines aufgeschwemmten Hügel's der Alleghany und Monangahela sich zum einzigen, dem „schönen Flusse,“ verbinden. Und wie Cäsar ringt und arbeitet, daß Gestade zu erreichen, wie er sich entgegenstemmt dem gewaltigen Zuge der Wellen, treibt vor seinen Augen, hinter der Landspitze hervor, ein Kahn wie ein geschleudeter Stein so schnell, hinaus auf der Bahn des Ohio. Von einer Ahnung erschüttert, richtet sich Cäsar auf und schaut dem Schiffelein nach. Weiße Gesichter schaukeln auf dem schwanken Fahrzeug. Was kümmern die blassen Gesichter den eiligen Mohren? — Aber noch einmal blickt er hin, und eine Welle trägt den Kahn höher. — Flinten, Strohhüte, Jagdkittel! Paulus? fragt sich Cäsar. — Da hängt sich das Schiff auf die Seite. Schwarze Gestalten tauchen darinnen auf. — „Hab' ich recht gesehen?“ fragt sich Cäsar in eiligen Gedanken: „flattert dort nicht Nides buntes Kopftuch?“ — Aber auch er ist gesehen worden. „Zes!“ schallt ein Schrei über das Wasser. — „Nide!“ antwortet der Schwimmer, und überläßt sich dem Zuge des Stroms. Er gleitet wie ein Hund, der das Ziel über den Fluthen nicht aus den Augen verliert. Da steht er Nide sich erheben; sie will sich in den wirbelnden Strom werfen.

Sie wird zurückgehalten ein Schuß faust nach Cäsar's Kopf herüber — mit Bogelschnelle rudert das Schiff in's Weite, — die Sinne werden dem armen Sklaven ungetreu; eine mitleidige Woge wirft ihn blutrünstig an's Ufer.

7.

Das Haus der Mistreß Grenadier.

Cäsar kam wieder nach einem starken Fiebertaumel zu sich. Er lag auf einer reinlichen Matratze, ein gestreifter Vorhang umhüllte sein Lager. Seine Gedanken sammelnd, und den verbundenen Arm betrachtend, wo ihm eine Ader geöffnet worden, sagte er vor sich hin: „Binnen wenigen Tagen überrascht mich die hüßlose Ohnmacht schon zum zweitemale. Welch' ein Schwächling bin ich geworden! und doch ist mein Unglück noch lange nicht zu Ende; ich fühle und weiß das. Ich muß mich fernerhin mit Gewalt zusammenraffen und den Kopf oben halten; ich muß. Aber zuvor will ich wissen, wo ich bin.“

Er schob den Vorhang etwas zurück, und gewahrte eine hübsche Frau, die am Tische saß, und mit Beihülfe eines jüngern Frauenzimmers Strohgeflechte machte. Mistreß Grenadier schaute nach dem Kranken. Sie war froh überrascht, ihn bei Sinnen, seine Augen klar zu finden. Sie näherte sich dem Neger.

„Wie geht's, armer Mann?“ fragte sie milde: „das Fieber hat Dich gestern übel mißhandelt? Aber Du kömmt wieder auf den rechten Weg, nicht wahr?“

„Ich hoff' es. Wer bist Du, wohlthätige rothe Frau?“

Die Mistreß nannte ihren Namen. „Du bist in meinem Hause. Ich war glücklicherweise am Strande, als

Du angetrieben kamst. Die Weißen wollten mit dem halbtodten Schwarzen nichts zu schaffen haben. Da mußte ich mich Deiner wohl annehmen. Ein paar Soldaten trugen Dich auf mein Bitten hieher, und der Regimentschirurg hat Dich mir zu liebe behandelt."

"Ich danke Dir. Ich fühle mich gesund und erleichtert. Nur hier . . . nur hier . . .!" Der arme Cäsar legte die Hand krampfhaft auf's Herz.

"Du mußt mir jedoch sagen, wer Du bist, woher, warum Du nach Pittsburg gekommen;" begann die Frau nach einigem Stillschweigen: „Der General will's wissen. Du brauchst nichts zu verhehlen. Meine Tochter da versteht zu schweigen."

Cäsar zauderte nicht lange, die Wahrheit zu sagen. Von seinem Mißgeschick tief bewegt, äußerte dann Mistreß Grenadier, halb zu dem Neger halb zu ihrer Tochter redend: „Wir dürfen dem General nicht sagen, daß Cäsar ein entlaufener Sklave ist. Er schickte ihn, meiner Treu, wieder nach der Plantage zurück. Wir müssen das anders drehen und wenden. Wie beklag' ich Dich und Dein armes Weib, guter Schwarzkopf! Ich habe Thränen vergossen, da ich das Weib verkaufen sah! Es ist ein bitteres Leiden, das Deinige."

— „Ich wundre mich, daß ein Wesen von indianischer Abkunft Mitleid fühlt für einen Mann von meiner Farbe. Die rothen Leute hassen uns noch wilder, als selbst die Weißen thun."

Mistreß Grenadier runzelte leicht die Stirne bei Erwähnung ihrer Landsleute, und versetzte: „Ich denke nicht mehr, wie meine ehemaligen Brüder und Schwestern denken. Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Die Indianer hassen mich, wie Dich und Deinesgleichen, und die Weißen verachten mich nicht weniger, als Dich. Darum hab' ich mich gewöhnt, barmherzig zu sehn, und meinem Nächsten beizuspringen, er sey gefärbt, wie er wolle."

— „Wer ist so böse, eine Wohlthäterin, wie Du bist, zu verachten?“

„Ich bin eine Christin geworden und habe von den Weißen gelernt. Deswegen grollen mir die Rothen. Sogar die erbärmlichen Delawares, die sich hier eingenistet haben, möchten mich vergiften mit neidischen Blicken. Was die Weißen betrifft — liebe Tochter, geh' in den Garten, und pflücke einige Früchte für den kranken Mann, er wird der Erquickung bedürfen! — Was die Weißen betrifft,“ fuhr sie nach Entfernung der Tochter fort, „so vergessen sie nie meine Abkunft, und dann mißgönnen sie mir den kleinen Handel mit Mokassins und Stroharbeiten, der mir ein reputirliches Vermögen gemacht hat — dieses Haus ist mein eigen, und ich hab's mit großer Vergünstigung in den Obstgarten bauen dürfen, den die Engländer, die ehemalige Besatzung, am Fort angelegt hatten. — Zu obigem gehört aber noch, daß das Mädchen, welches vorhin fort ging, die Tochter des englischen Generals ist, und daß ich recht gut bei dem jetzigen General der Republik angeschrieben stehe.... auch das vergessen mir die Pittsburger nicht.“

— „Ich wollte, ich wäre an Deiner Stelle,“ seufzte Cäsar: „die Feindschaft sollte mich nicht anfechten. Frei sehn, Haus und Feld und Geld haben — ach, kaum fasse ich das Entzücken mehr, frei und reich zu sehn! Wie führte aber Dich der große Geist hieher?“

„Ach! unsere Wigwams standen weit unten am rechten Ufer des Ohio, und es ist über fünf und zwanzig Jahre her, daß eines Tags mein Bruder, — er war das Oberhaupt, der tapferste Krieger unseres Stammes — aufbrach, um mit seinen Leuten den Strom aufwärts zu gehen, und den Engländern die Stadt zu zerstören. Wir hielten's dazumal mit den Franzosen, mußt Du wissen. Meines Bruders Mutter und Schwestern hatten von alter Zeit her das Recht, einen Kriegszug mitzumachen

wenn gleich die übrigen Weiber unserer Leute zurückbleiben mußten. Ich wohnte als ein junges rasches Geschöpf, jenem Zuge bei. Wir überfielen die Stadt, und brannten sie völlig nieder. — Aber die Rache ließ sich nicht erwarten. Die Engländer erhielten Verstärkung, stelen aus der Festung über die sorglosen Sieger her, und schlugen meinen Bruder aus dem Felde. Viele der Seinigen blieben todt auf dem Plage, und ich wurde gefangen. Ich fürchtete, sterben zu müssen; aber der General erbarmte sich meiner Jugend, — und ich blieb im Fort zurück, habe auch von meinem Stamm und den Geschwistern nicht ein zuverlässiges Wort mehr gehört.“

Mit der Tochter zugleich, die mit einem Obstkorbe erschien, trat auch der General der Nationalmilizen in's Zimmer. Er war im Negligé, sah aus wie ein breitschultriger Pächter, trug einen weißen breiten Hut, eine braune Halbjacke und steifleinene Kamaschen. „Nun? wie steht's mit dem Wollkopf? Sieh' da! aufrecht? Wie nun? Wer da? Woher? wohin? warum? verdächtig oder nicht? bekannt oder unbekannt? heraus damit. Nicht gelogen. Nun, was da?“

Nach diesem Strom von Fragen hielt der General inne und fixirte seinen Mann. Daneben betrachtete er die Mistreß mit kluger Prüfung. Eine feine Schlaubeit verbreitete sich über das feiste Bierbrauergesicht. Der General war in der That ein Bierbrauer aus Wilmington, Patriot und taxirter Hagestolz, daneben ein tapftrer, entschlossener Soldat und als Kommandirender nicht geradezu ungeschickt.

Die Wichtigkeit des Fragers verblüffte den guten Cäsar. Er stammelte und verwickelte sich dergestalt in seinen Reden, daß auch die Geschichte, die Mistreß Grenadier ihm zu liebe erfand, nichts half. — der General zuckte verächtlich die Achseln. „Keine Lügen, um Gotteswillen!“ sagte er herbe: „ein Maronneger, so

wahr ich lebe. Mit welchem Volk behängt Ihr Euch, Mistreß?"

„Er ist unglücklich,“ erwiderte die Frau, „und Gott befiehlt uns, den Nächsten zu lieben, wie . . .“

— „Pst!“ fiel der General verdrießlich ein, und öffnete die Thür, als wollte er weggehen. Nach einiger Ueberlegung sagte er über die Achsel zu seiner Freundin: „Ich hab' ein Wort mit Euch zu reden, Frau Grenadier.“

Sie folgte ihm unter die Hausthüre. Sein Bescheid lautete — dabei drohten seine Augen eifersüchtig: „Ich kann nicht zugeben, Jane, daß Ihr Euch mit dem langen wohlgewachsenen Burschen in's Geschrei bringt. Ich verbiete Euch, solch' Gesindel zu hegen. Der Neger ist entsprungen, gehört zur Strafe gezogen. Trotz dessen will ich um Cuertwillen heute noch durch die Finger sehen. Finde ich ihn jedoch morgen noch hier, so will ich selber mit ihm Ordnung machen. Ihr wißt, Jane, wie rund mir das von der Hand geht. Gott segne Euch indessen.“

Mistreß Grenadier kam niedergeschlagen zu dem Neger zurück, und konnte kaum über sich gewinnen, ihm den Bescheid des Generals mitzutheilen. Es mußte aber einmal seyn, und Cäsar. antwortete nur mit einem wehmüthigen Kopfnicken und der ergebensten Sprache: „Ich darf ja nirgends weilen, wo ich Freunde habe. Zudem muß ich frei und schnell seyn um Aide zu finden. Der Gast, der am kürzesten verweilt, ist immerdar der angenehmste. Ich will Morgen mit Anbruch des Tags den Fluß abwärts gehen, da ich auf meines Weibes Spur bin.“

— „Ich kenne nicht den Mann, der sie erhandelte,“ entgegnete Mistreß Grenadier: „doch wird er nicht allzuweit zu suchen seyn. Ein Anstiedler auf dem linken Ufer des Ohio, nicht weit im Lande drinnen, sonst hätte er

bleiben lassen, mitten am Tage schier seine Fahrt heimwärts anzutreten.“

Ich will nicht eine Hütte undurchsucht lassen,“ versetzte Cäsar: „Nides Herr wird wohl gnädig genug sehn, mich aufzunehmen, wenn ich ihm meine Haut und Dienste umsonst antrage. Was kümmern mich Ketten, wenn ich nur meine Nide wieder habe?“

„Ach, welche Liebe!“ rief die Frau, indem sie leise weinte: „hörst Du, Biddy? hörst Du? So viel Liebe in einer pechschwarzen Brust! Man sollte es nicht glauben.“

Das Mädchen holte aus einer Kiste ein Paar indianische Stiefel, schön und dauerhaft gearbeitet, und reichte sie dem Neger: „Damit Du die Füße nicht wund läufst; nimm. Möchten diese Sohlen Dich zum Glücke tragen!“

Auch die Mutter suchte aus ihrem Kasten ein Geschenk. Mit einer gewissen Feierlichkeit hing sie dem Sklaven ein Halsband von Glanzähnen um, das auf vielfarbige Schnüre gereiht war. Sie sprach dabei: „Es ist ein unumstößlicher Glaube in unserm Stamm, daß ein solcher Halschmuck Glück bringe. Guanahari, mein Bruder, hat mir's vor jenem Kriegszuge umgehängt. Bei mir ist's eingetroffen. Bin ich nicht glücklicher, als alle meine Stammgefährten? Ich darf dieses Band nur auf einen Mann vererben, und ich weiß keinen, der ein heiligeres Ziel vor Augen hätte, als Du. Nimm das Wunderpfand eines tapferem Sachem, und es gebe Dir Heil und Lebensfreude nach langem Kummer.“

Der abergläubische Sohn der afrikanischen Wüsten küßte die Schnur ehrfurchtsvoll und berührte damit die Stirne. „Unsere Zauberer haben mich oft belehrt,“ sagte er, „daß es Dinge von geheimer Kraft gebe, die das Schicksal zwingen, uns hold zu seyn. Ich zähle mit Sicherheit darauf, daß der Schmuck aus Deiner reichen und mildthätigen Hand mir ein Zauberstab seyn werde.“

Außer den genannten Geschenken waren noch mehrere

für Cäsar bestimmt. Die frommen Weiber wollten ihn mit einer Reisetasche voll Lebensmittel, mit Gewehr und Pulver ausstatten, sie wollten ihm sogar einiges Geld einhändigen. Aber der unruhige Scharfsinn des Generals machte diese Anstalten unnöthig.

Mitten in der Nacht ließ der Gestrenge sich das Haus der Mistreß öffnen, und begab sich, von einigen Soldaten und einem blaffen Mann im grauen Rocke und fuchsjiger Stupperücke begleitet, vor Cäsar's Lager. „Aufgestanden, die Schuhe geschmiert, marsch, Negerkopf!“ befahl er: „Ich weiß jetzt ganz gewiß, daß Du ein entsprungener bist, und mag nicht um der Hehlerei einer elenden Schwarzhaut willen in mein Ansehen eine Bresche schießen lassen. Ich will Dich zwar nicht ausliefern, wie ich sollte, aber Du mußt fort, darfst keine Minute mehr hier verweilen. Master Azariah Snatchbone, bemächtigt Euch dieses Faulenzers von starken Knochen.“

„Wie Ew. Excell. . . . wie der Herr General befehlen!“ antwortete Snatchbone mit melancholischem Ausdruck, und erholte sich ein Weilchen von dem Schrecken, den ihm die aristokratische Anrede gemacht, die er beinahe vollendet hätte, zu einem Republikaner redend, er, der heimliche Königsfreund. Während dessen suchte er in seinen weiten Taschen unter flirrenden Gegenständen, und brachte sehr gut gescheuerte Daumschrauben hervor. „Habt die Güte, ihr ehrlichen Leute,“ sagte er zu den Soldaten, „der Schwarznase diese Kleinigkeit anzupassen. 's thut nicht weh, Freund, wie Ihr schon wissen werdet.“

Mit ruhiger Freundlichkeit sah er zu, wie Cäsar gefesselt wurde. Die Weiber klagten, Cäsar schien mehr verwundert als erschreckt. Demüthig fragte er den General: „Lieber Herr, wer ist der Mann, dem Du mich überlieferst?“

„Ein Schwarzwilbhändler,“ spottete der General: „ich hab' Dich ihm verkauft.“

„Durfteft Du mich verhandeln, lieber Herr?“ fragte Cäſar mit kaltem Vorwurf.

„Boß Tauſend, das fragt noch? Kerl! noch ſteht Dir die Wahl frei. Soll ich Dich, um Fanggeld zu verdienen, nach Maryland zurüchſchicken, oder willſt Du gehorſam mit dieſem guten Mann den ſchönen Fluß hinab, nach Louiſville oder Neu-Orleans marſchiren?“

„Den ſchönen Fluß hinab?“ wiederholte Cäſar mit einiger Freude: „Gern, Herr, o gern, mein lieber Herr!“ — „Das iſt eben mein Weg;“ ſagte er heimlich und frohlockend.

„So gehen wir denn in Gottes Namen;“ verſetzte Snatchbone mit Honigmilde und Traurigkeit: „Deine Gefährten warten am Eingang der Stadt, Freund Cäſar. So heißeſt Du, wie ich höre? Füge Dich und wir werden uns lieb gewinnen. Laß' uns das Kreuz dieſer Erde geduldig zuſammen tragen.“

Beim Fortgehen kniete der dankbare Sklav vor Miſtreß Grenadier nieder und küßte ihre Hände. Mutter und Tochter weinten laut. Auf ein donnerndes „Marſch“ des Generalſ nahm jedoch das Lebewohl ein haſtiges Ende, und Azariah führte ſeine Beute behutſam und leiſe davon.

8.

Wiederfinden.

Es war ein Trupp von fünfzehn Sklaven, Alles in Allem, paarweiſe gefeſſelt, nur Cäſar hatte keinen Kettengefährten. Ein weißer Knecht von herkulischen Formen und ſchwediſcher Abkunft, bewaffnet bis an die Zähne, ein paar Doggen mit Stachelhalsbändern und

Master Snatchbone in seinem friedlichen Aufzug bildeten das Geleit. — Mit dem ersten Strahl des Morgens setzte die ganze Bande auf einer Fähre über den Monangahela, und schlug den Weg längs dem linken Ohioufer ein. Der Zug war schier lautlos; die Neger sangen nicht, sie plauderten nur wenig und mit halber Stimme, die Hunde schritten, stumm die Morgenluft witternd, und Gräser speisend. Der Knecht schmauchte; die Letzten in der Reihe waren Cäsar und Azariah.

Beide beobachteten sich verstohlen. Der Sklavenhändler wünschte sich Glück zu der wohlfeilen und kostbaren Aquisition; der Neger studirte den Händler, so weit seine beschränkte Menschenkenntniß ausreichte. Der Weiberrock kann einem Soldaten nicht possierlicher anstehen, als das Handwerk dem Herrn Snatchbone anpaßte. Immer dasselbe freundliche, wohlwollende Gesicht, immer dieselbe süße Sprache. Mit lächelndem Munde befaß und ordnete er, ohne Geräusch. — „Ich bitte, lieber Freund Jensen, ziehe der Nummer fünf die Kette fester um den Knöchel.“ — „Seh so gefällig, guter Jensen, und lange der Nummer zwölf einen billigen Lungenhieb, daß sie in der Reihe bleibe!“ — „Grant, mein ehrlicher Hund, zwicke gefälligst die Herren in die Wade, damit sie dem Schritt etwas zulegen.“ — „Seze nicht so arg, mein wackerer Hund Tob. Alles mit Maas, hörst Du?“ — Azariah zog nun ein Gesangbuch hervor, und begrüßte den gelben Morgen, und seine brauenden Wolken mit einem frommen Liede. — Nachdem er die siebenzehn Verse desselben standhaft abgesungen, schöpft er eine starke Prise aus seiner Horndose, sah nach der Pfanne von ein paar Sackpuffern, die in seinen Brusttaschen verborgen steckten, schob ein Schiffsmesser, das unter seinem Rocke am Bandelier hing, zurecht, und wickelte den Riemen seines eisenbeschlagenen Stocks fest um die Hand. Er hatte in die gewitterlich aufsteigende Sonne geblinzelt und ein

paarmal genießt, als er plötzlich zu seinem Nachbar Cäsar anhub: „Du scheinst ein ganz verträglicher Kamerad zu sehn, armer Bursche. Ich liebe die Klugen, die sich in ihr Schicksal finden. Was hilft alles Geräusch und Loben? viel Lärm um nichts, damit holla Laß Dir ja das Herz nicht auf Deine Fersen fallen. Der Muthige trägt immer die Glocke davon. Verstanden?“

Cäsar verstand zwar nicht viel von diesen eigenthümlichen altenglischen Redensarten; dennoch nickte er um den Herrn bei guter Laune zu erhalten. Snatchbone seufzte dreimal, und fuhr fort: „Der Weg zum Himmel geht immer bei'm Thränenkreuz vorbei. Das begreift aber ein schwarzer Heide nicht.“ Azariah schnupfte, mit wehmüthiger Heiterkeit sah er um sich her, da sie eben an einer offenen Stelle längs dem schönen Flusse gingen. „Hast Du Freude an den Wundern der Welt?“ fragte er den Neger.

Cäsar versetzte zerstreut: „Ja, Herr, warum nicht? Ich liebe die Sonne mehr als den Mond, aber sie ist heute nicht schön. Ich liebe Aïde mehr als die Sonne Aïde ist mein Weib, Herr.“

— „Ein Heide hat keinen Sinn für die himmlischen Gefühle der Schöpfungsbewunderung;“ klagte Azariah sehr melancholisch: „Spricht er nicht von seiner Bellibone, während mein Gemüth in dem Morgen schwelgt, den uns der Herr gegeben? Es gibt nichts schöneres, Cäsar, als ein frischer Morgen. Darum gehe früh zu Bett und stehe früh auf, wer gesund, reich und weise sehn will.“

„Ach Herr,“ versetzte Cäsar traurig, „ich bin zeit meines Lebens früh aufgestanden, und bin nicht reich, nicht weise geworden . . .“

— „Aber gesund,“ fiel Azariah ein, „und das ist die Hauptsache für einen Menschen, — für ein Geschöpf, wolt' ich sagen, das in Handel und Wandel umgeschlagen wird.“

Cäſar machte ein häßliches Geſicht zu der gleichgültigen Definition. Bitter warf er hin: „Du haſt mich auch heute frühe aufſtehen gemacht, Herr; dennoch drücken mich die Schrauben ſehr.“

— „Sie ſollen Dir, ſobald wir Halt machen, abgenommen, und Fußſpringer dagegen angelegt werden, lieber Junge. Kröſte Dich nur, und vergiß vor Allem das Weib. Ich würde Dir ein Sprichwort von Wildgänſen ſagen, aber Du verſtehſt es nicht. Vergiß, ſage ich Dir. Iſt Erde, Himmel und Waſſer nicht ſchöner als das Weib? Sieh die grünen Wälder drüben am Fluſſe! bewundere die Wallnußbäume, die Ahornſtämme. Und neben uns? ſchau in die Höhe. Hängen uns nicht Kaſtanien und Maulbeeren grade in den Mund? Welche Pracht, welcher Ueberfluß? **Te Deum** laudamus! Die Luft voll Gefieder, der Forſt ſtrotzend von ſaftigem Wildpret, von Fiſchen wimmelnd der Strom! Siehſt Du ſie dahin ſtoffen? Das war ein Stör, ich wette. Ha, da ſprang ein Raſenfiſch über die Wellen; gewiß verfolgt ihn ein Hecht von Doppelhardlänge! „Herr der Welt, ich darf mich rühmen, Dein auſerwähltes Kind zu ſeyn,“ wie's im Geſangbuch heißt. Nur Schade, daß Bruder Jonathan die königlichen *) Fiſche ſpeiſt.“

„Ich bin hungrig mitten im Ueberfluſſe;“ bemerkte Cäſar, und Azariah entgegnete: „Nur Geduld, mein Freund. „Eile langſam,“ haben ſogar die Heiden, Deine Vorfahren, ſchon geſagt. Alles mit der Zeit. Ich laſſe Dich gewißlich nicht verhungern, aber Du, laſſe Dich nicht anstecken von dem Murren der Andern, horche nicht auf das Knurren ihres Magens. Alles an Zeit und Ort. Ich bin ſo zu ſagen Euer Vater, *salva venia*. Ich werde aber wahrhaftig den ſchlank gemachſenen Cäſar nicht als einen ausgemäſteten Dickbauch nach Louiſiana

*) „Regal Fishes;“ die großen Fiſche.

bringen sollen? Das hieße Mäusekoth in den Pfeffer streuen. Ich verderbe meine Waare nicht."

— „Wo ist Louistana?" fragte Cäsar ängstlich. Azariah machte ein Doctorgesicht, und erklärte: „Louistana . . . das ist Neu-Orleans, und Neu-Orleans ist quasi Louistana. Beide liegen am großen Flusse. Mit diesem Punkte wären wir also im Reinen. Es macht dort sehr, sehr warm, deshalb kann man daselbst die fetten Leute nicht brauchen. So. Jetzt weißt Du Alles, ausgenommen, daß es das schönste Land der Erde ist, und daß ich Dich beneide, der es bewohnen wird."

„Am großen Flusse?" murmelte Cäsar schauernd, und betrachtete bald seine Bande, bald ein paar Hütten und Schuppen, die sich in der Ferne zeigten, zwischen Ländereien liegend: „Wirfst Du mich nicht unterwegs verkaufen, Herr?"

„Nicht gern, Cäsar, auf mein Wort, oder ich müßte einen sehr, sehr raren Handel machen können. Du bist zu gut für die rohen Ansiedler am Kentucky und Ohio. Beruhige Dich also. — Höre, Jensen, es klingt fabelhaft, wie der schwarze Bursche mir gleich zugethan worden ist. Ich soll ihn ja durchaus unterwegs nicht verkaufen! Welche Anhänglichkeit! — Nein, wie gesagt, Cäsar. Die Nummern eins bis fünf geb' ich vielleicht her; sind ohnehin schon ältliche Exemplare, Reformado's so zu sagen. Die Uebrigen jedoch — kerngesund. Ihr werdet den gelben Jaquot*) auslachen, und geltet zu Neu-Orleans einen dreimal stärkeren Preis, als wo irgend in der Union."

„Das gelbe Fieber?" wiederholte Cäsar mit Abscheu; „lieber lasse ich mich Hungers sterben."

„Pah, pah, warum nicht gar? Wirst wohl anders singen lernen, Schwarzvogel. Zeit und Stroh machen

*) Das gelbe Fieber.

die Misseln reif. Die Leute von Neu-Orleans leben auch gerne, und sind unschuldig an der großen Sterblichkeit, die jetzt dort grassirt. Ich halte dafür, sie sey eine Strafe des Himmels. Sie kommt noch über die ganze Union. Gott segne den König."

Cäsar hörte nicht auf den Menschenmäkler. Er hatte, den Häusern näher schreitend, einige Negerinnen wahrgenommen, die sich mit Maisstampfen abgaben. Sein Puls ging stürmisch. „Wäre Nide darunter?“ fragte sich der arme Schelm: „zum erstenmal wünsche ich, sie hätte ein weißes Gesicht statt eines schwarzen. Ich würde sie von weitem erkennen.“

Azariah, der unvermerkt auf seinen Grundtext gekommen war, redete indessen traurig fort: „Und warum fürchtest Du Dich? Setze ich nicht mein Leben ebenfalls ein? Narrheit. Bedrohte Leute leben lang. Ich will auch nicht von Philadelphia herabgekommen sehn, mit Plag' und Noth und schweren Kosten, um mich begraben zu lassen. Das hätt' ich in Philadelphia später auch haben können. Es ist aber eine abgemähte Wiese, das Nest. Der Handel in Schwarz geht nicht mehr. Die Freunde, die Näsler, die Zitterer *) verderben Alles, wollen die von Gott eingesetzte Dienstbarkeit aufheben, geben ihre Negro's frei, oder verkaufen sie um einen Pappenstiel. Sie wollen die Mohren weiß waschen; Du lieber Gott Vater! ich kenne aber auch Kreide und Käse von einander. Ich will nicht unter den närrischen Freunden und den gottlosen Rebellen zu Grund gehen, wie ein Dreihellermann. Darum also . . . he, Grant, Tobb, haltet zusammen! Da ist ein Settlement. Bleibt in der Reihe, meine Umseln. Jansen, habe doch die Güte, und rufe die Colonisten herbei.“

Freund Jansen stieß in ein Hieshorn, und schrie aus

*) Quäker.

voller Kehle: „Gentlemen! Myladies! schwarze Mohren zu kaufen! wer will? Tausch, Einhandeln, was beliebt? Wer hat Negerköpfe zu verkaufen? Der ehrenwerthe Herr Azariah Snatchbone zahlt in ächten Certifikates und in funkelnagelneuem Unionsgeld, Shilling für Shilling, Pfund für Pfund!“

Die weißen Ansiedler und ihre schwarze Dienerschaft liefen aus Feldern, Garten und Hütten herbei, und gafften den Zug an. Cäsar musterte alle Gesichter. Niemand war nicht darunter. In dieser Niederlassung wurde nichts gekauft und verkauft. „Wie weit zur nächsten Station?“ fragte Azariah. — „Vier Meilen (englische); Marshall's-Tabern;“ antwortete ein maulfauler Holzspalter. — Die Wanderung ging fürbaß. Hitze, Müdigkeit, Hunger und Durst quälten die armen Gefangenen. Die Rumflasche in der Hand, Brod und Schinken aus der Jagdtasche speisend, ermahnten Snatchbone und Jensen ihre Unterthanen zur Ruhe und Geduld. Der Weg streckte sich ohne Ende. Die Sonne sank bereits, als Marshall's-Tabern aus dem Dickicht hervortrat. Von einem Jubelruf der Neger begrüßt, öffnete sich ihnen bald die elende Hütte, oder besser der Stall derselben. Snatchbone wäre gern noch weiter vorgeedrungen, aber der Bewohner der Hütte, der Schmied, einem Wilden nicht unähnlich, versicherte mit so viel Treuherzigkeit, die nächste Wohnung sey weit entlegen, und das Gewitter werde unfehlbar am selben Abend losbrechen, daß Herr Azariah nach einem kurzen Kriegsrath mit Jensen, beschloß, sein Nachtquartier in Marshall's-Tabern aufzuschlagen. Die Sklaven erhielten ungesalzen Büffel Fleisch, Indianerpfäumen, Whiskey, saure Milch und Negerbrod. Alsdann wurden ihre Eisen von dem künstlerischen Hauswirth genau untersucht und vernietet. — Zum Schluß verammelten die Wächter die Stallthüre, und befahlen ihrer Waare, zu schlummern. Es war die Stunde, da

die Hausgenossen von ihren Beschäftigungen heimzukommen pflegten. Cäsar horchte mit Anstrengung, er belauschte die Stimmen der Blockhausbewohner. Aber vergebens horchte er. Staube Männergespräche, eine grobe Weiberzunge, die Schwiegertochter des Wirths, die sich in der Männer Schwazzen mischte, das Rullern von Truthähnen und eines kranken Pferdes Husten war Alles, was Cäsar vernahm. Niedergeschlagen, getäuscht, aber zugleich von Neuem hoffend auf den künftigen Tag, streckte er sich auf dem feuchten Boden aus, und schlief, dem Gram und der Müdigkeit zum Troste, bis zum Augenblick des Ausbruchs.

Er war der Letzte seiner Unglücksgefährten, der sich zum Marsch erhob. Die Schnur um seinen Hals rasfelte; er nahm den Morgengruß für ein gutes Zeichen. — Der Talisman hielt Wort. Azariah machte dem Neger die Eisen los, und lud ihm eine ziemliche Last von Lebensmitteln auf, die er in der Laverne gekauft hatte. „Ich erzeige Dir eine Ehre, Freund Negro,“ sprach er wohlwollend: „ich hab' Dich beobachtet, Du bist ein ruhig Blut, Du hast Deinen wilden Haber schon ausgesät, ich setze mein Vertrauen in Dich. Sey fettenfrei und trage die angenehme Bürde des Mittagsmahls, da wir denn doch in einer verwünschten Prairie den größten Theil des Tages zubringen werden. Munter, mein Junge, munter. Die Branntweinflasche Senses soll Dir zu Diensten sehn. Munter und Marsch!“

Die kleine Colonne setzte sich wieder in Bewegung, mehr erheitert von der Freundlichkeit des Slavenhändlers, als von dem stillen, heißbrütenden Morgen. Aber die gute Laune des Herrn Azariah sank bald tiefer als im Wetterglas das Quecksilber. Seine gottselige Sanftmuth und Melancholie hintansetzend kam er, der zurückgeblieben war, um den Wirth zu bezahlen, schnaubend und pruhstend seinem Transport nach. Seine Perrücke

saß schief, die Spitze seiner Hutkrempe bohrte gen Himmel; er focht mit seinem Stocke in der Luft. „Was habt Ihr, Master?“ fragte Jensen ruhig: „Ihr glüht wie eine Zange im Feuer.“

„Bei Gott! warum sollt' ich nicht, wenn's beliebt, Freund Jensen? Wenn ich herumliefe wie Jack in der Laterne *), es wäre kein Wunder. Ich spreche mein Herz aus, ich hab' es ausgesprochen gegen den englischen Hund — nicht doch, gegen den amerikanischen Büffel von Hinterwäldler und Schurken. Hat er mich geplündert, der Bube! Vierzehn Dollars, ist das erhört? Das Fünfstel von einem Neger Netto! von Negern, so wie Numer Eins bis fünf! Der Dieb, der Pfennigvater, die Flaschennase! — Weh mir! ich bin in der größten Versuchung, zu lästern! Gott segne mich; aber der Schmied fahre in die Hölle, zum Altvater der schwarzen Diebe, die ich durch's Land conbohiren muß, zum Lohn für meine Sünden, und die just heute schwagen wie die Elstern. Tittletattle, wischi waschi! Wollt ihr die Zungen ruhen lassen? — Jensen, stopft ihnen den Mund. Brav, Jensen! Schweigt, seht ihr nicht, daß ein himmelhohes Gewitter in der Luft steht? das Gewitter, das der Ehrenmann uns für die gestrige Nacht prophezeit hatte. Ein schöner, ein biedrer Prophet. Er ist so klug, wie Waltham's Kalb, bei meiner Treu, und so brav, wie Einer, der das schönste Hanfhalband verdient hat! Sieh! da kommen Dächer zum Vorschein. Der lügnerische Rusian hat vorgegeben, wir würden bis Brea = vershaps = mill keine Niederlassung finden! Wir wären in's Paradies gekommen, wären wir nicht in der Höllentaverne geblieben!“

So ging es fort und fort, den ganzen Tag, auf rauhen Pfaden, mit rauhen Worten. Je schwärzer die

*) Irwisch.

Wolken am Himmel, je desperater wurden Azariah's Aeußerungen. Die Landschaft zeigte sich wild erhaben unter dem finstern Firmamente. Der Ohio strömte stahlblaue Wellen, felsige Spitzen ragten bald am jenseitigen Ufer, von dunkeln Waldstreifen gekrönt; bald lief der Wald bis zum Flusse herab, bis in den Fluß hinein. Eine traurige Stille hielt die Gestade umfassen, von Zeit zu Zeit durch Trommelschlag aus dem Fort Mac-Intosh unterbrochen, dem zur Seite die Wanderei vorüberzogen.

Ein Wildschütz saß am Wege und zog einem Fuchs den Balg ab. „Wie weit nach Breavershap-mill?“ fragte Azariah. — „Ihr kommt heut nicht hin.“ — „Warum?“ — Der Jäger zeigte gen Himmel. „Das alte Lied!“ brummte der Sklavenhändler: „Habt Ihr etwa eine Laverne in der Nähe?“ — „Ich wohne dort,“ versetzte der Waidmann kaltblütig, und zeigte einen in den Wald gehauenen Weg: „dort über'm Creek, den auch ihr passieren müßt; in der Salzstederei.“ — „Und Breavershap-mill?“ — „Ihr kommt nicht hin; fahrt wohl. Der Jäger ging seines Wegs.

„Verwünschter Bursche!“ seufzte Azariah, auf den die Annäherung des Gewitters einen peinlichen Eindruck machte. Der Athem wurde ihm schwer, seine Stirne naß vom Angstschweiß; auf seine Vermaledehungen folgte jezo eine Sentenz nach der andern; seine Sprichwörter klangen immer moralischer. Er fürchtete sich, denn sein Gewissen klopfte an, wetterscheu und zaghaft.

Nachdem eine kleine Erfrischung eingenommen worden, zogen die Wanderer weiter, beharrlich und still wartend der Dinge, die kommen würden. Die Einöde wurde schauerlicher immer grauer der Tag; die Vögel des Waldes schlugen auf den Nestern sitzend ängstlich mit den Fittigen. Endlich rollte über den Fluß ein grollendes Gepolter. — „Schießen sie mit Kanonen in Mac-Intosh

oder in Wheeling?" fragte Azariah. — Jensen antwortete: „Euch zu dienen, Master, so vermuthe ich, daß es gedonnert hat.“ — Der zweite Donnerschlag erläuterte den ersten. Die Sklaven, das gefährliche Wetter fürchtend, drängten sich zusammen, wie die Schaafe auf dem Felde, und weigerten sich, über den Creek zu gehen, der zu ihren Füßen nach dem Flusse seine schnellen Wogen wälzte, und auf dessen jenseitigem Gestade ein unwirthbarer Forst sich aufthat. Wo im tiefsten Grunde des Waldes eine Lichtung bemerkbar wurde, verrieth sich eine weite Steppe. Ein Obdach war dort weit und breit nicht zu sehen und zu hoffen, und der Gewittersturm blies schon im Indianerland aus vollen Backen.

Der Konsequenz zu liebe fragte Snatchbone, seine Furcht bemäntelnd: „Wollt ihr denn durchaus nicht über den Creek gehen, liebe Kinder?“ — Die Neger grunzten eine Verneinung, und schoben sich in einen engern Knäuel zusammen.

„So wird am besten seyn, daß wir die Salzstederei auffuchen, Freund Jensen?“

— „Ich denke, Master Snatchbone. Linksum, meine Jungen. Verfolgen wir den Pfad am Creek. Da hängen Netze, da fault ein Wasserkasten. Der Pfad ist sicherlich ein Fischerweg. Voran, und trabt muthig, liebe Knaben.“

Die lieben Knaben trabten, was sie konnten; lustiger als alle, die ungewöhnliche Hitze verlachend, lief Cäsar dahin wie ein Vogel. In seinem Herzen war's so hell, so warm, er wußte nicht, weshalb, doch nahm er's für eine gute Vorbedeutung. Die Reisenden hatten das Glück, noch vor dem Ausbruch des Orkans und des Regens die Salzacken und die Niederlassung dabei zu erreichen. Der Salzsteder stand unter seiner Thüre, im Gespräch mit dem Jägersmann, der dem Sklavenhändler um eine gute Frist zuborgekommen war. — Die Männer bewillkommten mit Lachen den schwarzen Zug.

„Sagt' ich's euch nicht vorher?“ fragte der Jäger; „doch kommt ihr noch zurecht; mein Oheim ist geneigt, euch eine Lagerstätte zu geben.“ — „Tretet ein;“ sprach nun der Eigenthümer zu Azariah: „Geh, Ned,“ setzte er hinzu, „und laß das Magazin hier neben von dem Größten rein machen. Die Sklaven können darinnen übernachten. Mittlerweile stelle sie unter's Vordach, oder unter den Schupfen.“ — Nachdem er die Befehle ertheilt, führte er den Azariah in seine Stube: „Das Traktament wird nicht viel bedeuten, Herr. Ich bin ein Wittwer, meine Töchter sind auswärt's verheirathet, mein Vetter ist noch ledig, und eine Schwarze führt meine Haushaltung; nehmt vorlieb.“

Wie gerne begnügte sich der Pensylvanier, denn draußen brüllte schon der Donner, der Wind jagte die Schindeln von den Dächern und erschütterte die Bretterwände der Gebäude, der Blitz zickzackte roth und gelb durch den Forst. Ein klatschender Regen sprudelte thalergroße Tropfen zur Erde. — Mochten seine Sklaven draußen zittern in Nässe und Kälte, mochte die schwarze Haushälterin des Salzleders noch so mißvergnügte Gesichter zu der Gastfreundschaft ihres Herrn ziehen, Azariah langte zu, als wäre er im eignen Hause.

Der Viehstand der Niederlassung sprang durcheinander, blöckend und schreiend, von der Weide herein zum Stalle, die Dienerschaft kam von allen Seiten, mit Körben, Säcken oder Teppichen über dem Kopfe, herbeige-eilt, sich vor dem Wetter zu sichern. — Auf einmal erhob sich im Hofraum, unter dem Schupfen, ein großes Geschrei, das den kauenden Azariah aufmerksam machte. Er lief an's Fenster; weiße und farbige Leute hatten unter dem Wetterdache einen Ring geschlossen, in dessen Mitte sich zwei Figuren als wie im Tanze bewegten. Freudengeschrei, Gelächter schallte, im grellen Kontrast zu den Donnerschlägen, aus dem Kreise empor.

„Was haben die Narren?“ fragte der Salzsteder unwirsch; „ist jetzt Zeit zum Tanz und Scherz; das ruchlose Volk wird mir den Bliß auf's Dach ziehen.“

Den Ochsenziemer in der Hand ging er hinaus. Azariah schritt ihm nach, weil er bemerkt hatte, daß ihm Fenschen Zeichen machte, herbeizukommen. Mit zwei Sprüngen waren die Männer unter dem Vordache des Schupfens. Beide erstaunten nicht wenig, als sie die Ursache des Zusammenlaufs erfuhren. Cäsar hielt ein schwarzes Weib in seinen Armen; sie küßten, sie umhalsen, sie streichelten sich; sie verschwanden gegenseitig die süßesten Namen, sie tanzten vor Freude, und alle Augenblicke wiederholte sich der Ruf: „Zes! Zes!“ — „Wide! Wide!“

„Die Schwarze, die Ihr von Pittsburg brachtet, ist des fremden Negers Weib;“ sagte der Nefse lachend zum Onkel. Herr Muzzle sah nicht gnädig zu der Eröffnung. Azariah stand verblüfft und unentschlossen. — „Wollt ihr auseinander?“ schrie der Salzsteder, an die Jubelnden hintretend. — „Herr, ach Herr! er ist mein Mann, mein Mann! Er ist nicht todt, den ich beweinte, ach wie sehr!“

— „So? hat ihn Breavershap's Kugel nicht getroffen, den schwarzen Dieb?“ versetzte Muzzle. — „Weißer Mann! trenne mich nicht von meiner Wide.“ —

— „Welche Zumuthung? Heda, Pensylvanier! was sagt Ihr dazu? Wollt Ihr nicht Eurerseits der Frechheit steuern?“

— „So, gewiß, meiner Treu, lieber Freund. Weiche zurück, Cäsar. Laß das Weib.“

„Nicht anders als im Tode, Herr; nicht anders.“

— „Weiche, sag' ich, oder das Wetter soll Dich....“

Das Wetter sandte im Nu einen glühenden Strahl auf einen der höchsten nahstehenden Bäume, daß er in Flammen aufschlug, während noch der Donner krachte.

Azariah, halbtodt vor Schrecken, ließ seine zornigen Manieren fahren, und sagte wie ein armer Sünder: „Seh vernünftig, Cäsar, guter Junge. Du bist mein Eigenthum, und das Weib ist ihres Herrn.“

„Sie ist mein Weib, wiederhol' ich. Trennt mich nicht von ihr, wenn ihr Menschen sehd.“

„Lustig, lustig!“ lachte der Nefte. Muzzle unterbrach ihn wild: „Schweige, Du unreifes Angesicht! Lustig, daß mir grün und gelb vor den Augen wird? Pensylvanier, nehmt Euren halfterstechen *) Burschen an Euch. — Marsch in Deine Hütte, Aïde, oder . . .“

Aïde fiel mit stummer Geberde des Flehens ihrem Meister zu Füßen.

„Kaufe mich, Herr! Nimm mich auf unter Deine Sklaven, und mache zwei Glückliche!“ bat Cäsar mit Thränen in den Augen.

— „Das siele mir gerade ein! haha! ich habe just davon geträumt;“ spottete Muzzle.

„Höre, Jes! man kauft Dich nicht ohne meine Einwilligung;“ bemerkte Azariah eifrig; aber augenblicklich sank seine Stimme zur Klage, und er wurde menschlich, weil noch der Donner brummte, und der Sturm heulte: „Jedoch, wenn mein ehrlicher Wirth einen Vorschlag machte . . .“

„Bah! ich habe genug schwarzes Volk im Hause. Marsch in eurz Hütten!“

„Die Sklaven Muzzle's wurden weggetrieben. Cäsar wollte Aïde nicht fortlassen, aber Azariah flüsterte ihm zu: „Sage Ja, seh ruhig. Ich will das Ding schon gleichmachen.“

Da ließ Cäsar schnell vertrauend Aïde aus den Armen, und schluchzend, mit wenig Hoffnung im Herzen, trennte sich das arme Weib von ihm. — Azariah's Ne-

*) halter-sick fellow, Galgenkandidat.

ger wurden in das Magazin gesperrt, und die Ruhe stellte sich wieder ein.

In der Stube, zwischen einem Becher „Doktor“ und einem Glase „Flipp“ *) hob Azariah wieder an: „Mich dauern die armen Eheleute von Herzen.“ — „Um, der Kaplan hat nicht den Segen über sie gesprochen.“ — „Aber sie lieben sich so innig.“ — „Schwarzhändler, ich begreife Euch nicht.“ — „Wenn Ihr den Bes kaufen wolltet, — ich gäb' ihn billig, weil ich meinen guten Tag habe.“ — „Ich glaub's; ich brauch' ihn aber nicht, ich mag ihn nicht. Hab' zu viel von dem Volk.“ — „Freilich, allzubiel, Master Dichy;“ seufzte Anemone, die Schwarze, mit verdrießlichem Gesicht und giftigem Blicke, der von Eifersucht funkelte. — Muzzle zuckte die Achseln. „Ihr hört's, Kaufmann.“

„So will ich Euch einen andern Vorschlag thun;“ sagte Azariah, der eine Weile für sich spekulirt, und die begierig lauende Anemone auf's Korn gefaßt hatte: „Ihr habt zwar Unrecht, daß Ihr den frischen, zweihändigen Burschen ausschlagt; — einem Andern geb' ich ihn nicht unter zweihundert Pfund, Ihr bekämt ihn für hundert und siebenzig. —“

— „Gott segne Euch;“ lachte Muzzle und lüpfte den Hut.

— „Aber, hört mich an, will ich sagen. Ich bin ein Mensch, leider ein gefühlvoller; ich taue nicht für meine Profession; ich werde sie nächstens aufgeben. Das Unglück der Neger geht mir immer mehr zu Herzen, seit ich die Vergänglichkeit des Lebens verstehen gelernt habe. Ich weinte, da ich zur Welt kam, und jeder Tag belehrt mich mehr, warum ich weinte. — Laßt uns barmherzig sehn. Unsere Werke folgen uns nach. Verkauft mir das Weib

*) a Doctor, Milch mit Rum; a Flipp, warm Bier mit Rum und Zucker.

um ein Billiges. Ich bring' ein Opfer, um zwei Menschenseelen wieder zu vereinigen."

„Und wahr muß seyn, der Herr hat recht und tausendmal recht. Das Weib ist zuviel im Hause. Gebt's hin.“ — Es war Anemone, die sich lebhaft zum Gespräche gesellte.

Muzzle warf ihr einen verdrießlichen Blick zu, schlug aber seine Augen vor den andern nieder. Er drehte der Schwarzen den Rücken, stopfte sich den Mund mit Kautabak, spuckte in die Kohlen des Kamins, die entzündet worden waren, um den Thee warm zu halten, reckte die Hände wie ein Schlafstücker, und ließ die plumpen Worte fallen: „Ich kann alle Tage hundert Pfunde für das Weib haben. Aber ich geb's nicht weg, ich setze meinen Kopf drauf.“ — „Wahrhaftig?“ — „Auf mein Wort.“ — „Unveränderlich?“ — „Kurz und gut.“ — Muzzle fing an, einzunicken.

Anemone ging hinaus. Azariah bemerkte, daß sie ihm einen Wink gab. Er plauderte daher mit Muzzle Quäker- und Methodistengeschwätz, bis der Hauswirth fest entschlafen war. Dann folgte er auf den Beinen der griesgrämigen Anemone.

9.

Das Asyl am Ohio.

Die Neger im Magazin schnarchten; der einzige unter ihnen, der wachte, war Cäsar. Er wartete auf Azariah. Nach und nach wollten freilich seine Hoffnungen schwinden mit den Stunden, die fruchtlos dahingingen. Nach und nach verließ ihn das Vertrauen, das trotz herber Erfahrungen der Natursohn noch immer den Versicherungen der Menschen schenkte. Er zählte nach, wie

oft er schon von weißen Männern getäuscht worden, wie oft er Schmach für Glück eingeeerndtet. Er wiederholte sich in Gedanken, was Azariah während der kurzen Zeit seiner Bekanntschaft mit ihm gesprochen, was er gethan; wie er sich fromm geberdet, während er seine Opfer mißhandeln und hungern ließ; wie er Sanftmuth geheuchelt, während er seine Pistolen geladen; wie er Menschlichkeit gepredigt, während er seine Mitmenschen in den Klauen des gelben Fiebers trieb. — Der Gleichnisse manche stiegen in der Phantasie des Negers auf. Seine Heimath, was er in seiner Jugend gesehen und gehört, lieferten sie ihm. Die Hyäne, die da weint, wie ein unschuldiges Kind, der Schakal, der melancholischen Augs die Fährte der Schlachtfelder sucht, das harmlos blinzeln- de Antlitz und die Sammetpfote des reißenden Tigers — alle diese heuchlerischen Gewohnheiten der Ungeheuer vereinigten sich in Azariah's Stimme, Blick und Geberde. Der Slave erkannte das mit Schrecken; er hatte seinen Mann nicht ungeschickt begriffen, und zu wette war hundert gegen eins, daß Meister Snatchbone ihn belogen und hintergangen.

Dennoch stellte sich Azariah ein, leise die Thür öffnend, die Doggen mit einem Winke beruhigend. Er schritt vorsichtig über die Schläfer und musterte beim düstern Schein der Hänglaterne ihre Gesichter. Cäsar hob seinen Kopf, ohne Geräusch zu machen. Azariah bedeutete ihm, aufzustehen und zu folgen. Nachdem das Magazin wieder verschlossen und einige Worte zwischen Azariah und dem Wächter Jensen gewechselt worden, faßte Snatchbone den Slaven beim Arm und führte ihn aus der schweigenden Niederlassung bis an das Ufer des schäumenden Creeks. Die Nacht war ziemlich ruhig, die Pracht der Gestirne dämmerte durch die zerfließenden Wolken.

— „Wer da traut ohne geprüft zu haben, der be-

reut, bevor er wird begraben," hob Azariah an: „Hast Du Dir das Sprichwort nicht oftmal gesagt, während ich Dich warten ließ?“

„Ich habe Dir gern geglaubt," erwiderte der Sklave.

— „Mit Recht, Bursche, mit Recht. Ich habe Alles in Ordnung gebracht. Dein Weib ist wieder Dein, und ich will sorgen, daß ihr zusammenbleibt und in den Dienst einer frommen Herrschaft kommt. Während ich mit Dir plaudere, macht Anemone die andere frei, wir erwarten sie hier. Da jedoch der Salzfeeder nicht von unserm Complot wissen darf — er schlüge Dich und mich und Dein Weib todt so geht dann nur ein Stück weiter auf diesem Pfade und verbergt euch im Dickicht. Ich will vorgeben, Du sehest entsprungen und hättest Dein Weib geraubt. Anemone wird schon das Nöthige ihrerseits veranstalten. Auf meinem Weiterzuge schließt ihr Euch später an uns an, und damit gut.“

„Mein Wohlthäter!" rief der Neger, die Kniee Azariah's küssend und Freudenthränen vergießend.

— „Allerdings, wahrhaftig!" sagte Snatchbone mit Wichtigkeit: „Ich habe mich's ein groß Stück Geld kosten lassen, um das Weib der Anemone abzuhandeln, die vor Eifersucht beinahe närrisch ist.“

— Das große Stück Geld war jedoch nur ein kleines Geschenk, wonach die befriedigte Anemone keineswegs verlangt hatte, da ihr Ziel erreicht und die gefürchtete Nebenbuhlerin entfernt werden sollte. „Ich werde schwerlich durch euern Verkauf je zu meinen Auslagen kommen;" rühr Snatchbone kläglich fort; „aber um der Menschlichkeit willen bring' ich ein Opfer. Ihr werdet mir's nicht mit Undank vergelten, he?“

„O Herr, unser Blut, unser Leben...!"

— „Genug. Ich vertraue jezo Dir, da ich Dich mit dem Weibe vielleicht ein paar Stunden lang ohne Aufsicht lasse. Im Grunde hab' ich wohl nichts zu befahren. Der

Salzfleder wird nach der Frau, ich werde zum Schein nach Dir spähen lassen. Während dessen werd' ich weiter ziehen. Ihr wärt also nicht in Sicherheit, weder in meinem Rücken, noch vorausseilend meinem Pfad. Zur Rechten habt ihr den wilden und breiten Ohio, und drüben das Land der blutdürstigen Indianer. Zur Linken habt ihr die Gebirge mit ihren Wildnissen und reißenden Thieren und mit dem Hungertode. Ihr könnt nur bei mir in Ruhe und Sicherheit verweilen. Ich bin euer Compaß in der Wüste und ein milder Vater, der für euere Bedürfnisse und Zukunft besser sorgt, als eure Fetische."

„Ewig sehen Dir unsre Dienste geweiht!"

Ein paar Gestalten erschienen unfern in zweifelhaften Umrissen. Azariah schnalzte mit der Zunge wie ein Vogel, und die Gestalten kamen schnell herangeweht. Nide flog in die Arme Cäsars. „Muthig, vorsichtig und dem Herrn getreu!" sagte der Menschenhändler, wies noch einmal auf den Pfad, den Cäsar einschlagen sollte, und verschwand mit Anemone.

Die Slaven gingen rasch auf der vorgezeichneten Bahn fort, und ruhten erst nach einer geraumen Weile. Der zärtlichsten Liebe Geschwätz und Bethuerungen wurden wohl zum erstenmale unter den Schatten des uralten Waldes laut. — Nachdem aber Cäsar seiner Nide erzählt, was Azariah mit ihnen vorhabe, fiel Nide schnell in seine Rede: „Du wirst doch nicht dem Henker folgen?" — „Warum nicht, Nide?" — „Ihm, der uns aus Habsucht vereinigte, um einen ungeheuren Preis aus unserm Mark und Blut zu ziehen?" — „Nide!" — „Du glaubst, wir würden vereinigt bleiben? O Jes, hoffe das nicht. Aber wenn auch ... unsre Kinder, denkst Du nicht an die Kinder?"

„Ha, beim Andenken meiner Heimath, was sagst Du, Nide! O ich Elender!" Cäsar zerschlug sich die Brust in Verzweiflung. Das Glück, sein Weib zu umarmen, hatte ihn für einen Moment der Kinder vergessen gemacht. „Wo

stüb sie, daß ich sie küsse? wo, daß ich sie um Verzeihung bitte?" fragte er mit Thränen.

Uide breitete die Arme aus, als wollte sie damit andeuten, daß sie die Kinder nicht mehr besäße. „Mein Busen ist verwaist, der Busen einer Mutter!" antwortete sie mit empörtem Gefühl: „Der Herr, das Thier, hat die Kinder am zweiten Tage schon verkauft, da Anemone sich gehässig weigerte, sie anzunehmen an die Stelle ihrer eigenen, die gestorben."

— „Verkauft? Fluch und Tod über den Hund!" knirschte Cäsar; aber Uide versetzte schnell und rachelodernd: „Verschwende nicht die Kraft in vergeblichen Verwünschungen. Ich weiß, wo die Kinder sind. Laß uns gehen, und sie dem Teufel stehlen."

— „Ich will. Aber dann?"

„Dann flieh'n wir in die Wälder, zum Flusse, wohin Du willst. Am besten über den Fluß. Er liegt auf unserm Wege, und ist die breiteste Grenze zwischen uns und den Verfolgern. Sie trauen sich nicht hinüber; die Rothhäute streifen jenseits."

— „Wir über den Fluß setzen, Uide?" — „Wir schwimmen hinüber, unsere Kinder auf dem Rücken, und verschlänge uns die Fluth, besser wär's, als eine Trennung."

— „Und wenn uns auch der Geist an jenes Ufer führte? — Uide, die Rothhäute schonen die schwarzen Leute nicht." — „So laß uns sterben unter ihren Nexten. Wir kehren dann mit einander in die geliebte Heimath zurück."

Uide's Worte waren Flammen, ihre Schritte durch den Forst, wohin sie den Gatten nach sich zog, glichen dem Sprung der Schlange. Cäsar folgte ihrer Obergewalt, dem Durst nach Freiheit, der Liebe zu den Kindern, die der Neger hätschelt, wie der Affe seine Jungen. —

„Wir verirren uns?" sagte er, da der Morgen graute, und das Dickicht immer finstrier wurde. — „Ich betrüge

mich nicht;" entgegnete Uide vorwärts strebend: „dort, dort muß das Blockhaus stehen. Der Teufel, mein Herr, hat mich gezwungen, selber die Kleinen ihrem neuen Eigenthümer hinzutragen. Ich weiß, o die Mutter weiß den Weg!"

Es war seit einer Stunde heller Tag, — da kamen sie an einen Waldsaum, und sahen Spuren einer Einfriedung, von aufschießenden Zweigen und Ranken überwuchert. Eines Baches Silberfaden rann durch das kleine Thal. — „Der Bach führt uns zur Hütte," versicherte Uide. —

Eine dunkle Waldwand begränzte den Gesichtskreis, dennoch wurde ein Einschnitt in dieselbe bemerkbar. — „Hinter jener Ecke das Haus! Bes, wir stehen am Ziele!" hauchte Uide aus wogender Brust, und ruhte ein Weilchen, das Ohr nach dem Winde drehend. „Rechts von da, in jenem Waldstrich, fern von uns, klingen Beilschläge; der Weiße ist mit seinen Leuten draußen, Bäume zu fällen. Hörst Du, Bes?" — „Ich höre, Uide. Aber mich beunruhigt das Geräusch, das seltsame Brausen, das vor uns, hinter jenen Wipfeln aufsteigt. Ist es die Luft, der Wolkenzug? ist's das Rauschen einer Mühle?" —

„Komm, komm!" entgegnete Uide glühend, und stürmte gegen die Walddecke an. César folgte eben so schnell. Rasch um die Waldspitze, und vor ihnen lag der schöne Fluß, erhaben anzuschauen durch die ausgehauenen Hallen des Forsts. Nahe beim Ufer stand das Blockhaus, still und stumm. —

Die Sklaven schlichen an das Haus hinan, gleitend durch die Netze von Ranken, die Baum mit Baum verbanden. Ein Zaun zwang sie, still zu stehen. Jenseits war ein sogenannter Garten angelegt, eine schlecht ausgeputzte Wildniß. Aber vor einem Beet von Küchenkräutern kniete eine alte Frau arbeitend, und einige Schritte von ihr spielten zwei Negerlinge an der Erde. „Siehst Du sie?" fragte Uide schnaubend. „Jaques! Blanche!" rief mit dumpfer

Stimme der Neger und setzte über den Zaun. Ehe die Kinder sich besinnen konnten, hatte er sie gepackt und wie Federballen der Mutter zugeworfen, die mit ihnen dem Flusse zulief. Die alte Frau fand nur Zeit, einen schwachen Schrei auszustößen. Cäsar hatte sie alsbald niedergeworfen, ihre Füße mit seinem Gürtel gebunden, ihren Mund mit ihrer eigenen Schürze geknebelt. Dann stieß er die Thür des Hauses auf, um nach einem andern Gegner zu spähen. Das Haus war leer. An der Wand hing eine Flinte, ein Jagdsack mit Munition. Cäsar bemächtigte sich der willkommenen Waffe mit einem Freudenruf. Was von Nahrungsmitteln auf dem Herde lag, raubte er eben so geschwinde, und suchte flugs die Spur seines Weibes. Vom Ufer aus winkte sie ihm mit ihrem Kopftuche. Er zögerte nicht, und fand seine Uide und die Kinder in einem Canot sitzend, das auf dem Wasser schaukelte. „Ergreife das Ruder! ohne Furcht, hinaus in den Strom! frei sehn! frei sehn, wenn gleich sterben! Eile, Bes!“ — Der Aufforderung seines Weibes gehorchend, und nicht ferner überlegend, zersprengte Cäsar mit einigen Kolbenschlägen die schwache Kette, woran das Canot befestigt war, und stieß vom Lande. Er und Uide führten rüstig die beiden Ruder des Schiffeins. Die Kinder hockten, Mund und Augen weit geöffnet, zu der Eltern Füßen, und wußten nicht, wie ihnen geschah.

Die kühnen Schiffer von Ungefähr hatten bald die Mitte des Flusses erreicht, wo die Gewalt desselben sie forttrug ohne ihr Zuthun. Die Sonne war lieblich, die Luft kühl, die Fahrt so schnell, wie die Kugel aus dem Rohre fliegt. Die tiefe Einsamkeit, die so wohlthätig die ihrer Slaverei Entronnenen umgab, und die grüne Waldesnacht, die auf dem virginischen, wie auf dem Indianergestade sie zu verbergen schien vor den Verfolgern, beruhigte nach und nach ihre stürmischen Empfindungen. Abwechselnd in der Sorge, den Kahn durch

die mannichfachen Strömungen und Hindernisse des schönen Flusses zu leiten, herzten Cäsar und Uide ihre Kleinen und träumten von einem Paradiese, das sie gewinnen würden. Was lag den unverwöhnten Kindern der Natur an der allernächsten Zukunft? Die Genügsamen besaßen Lebensmittel für einige Tage, der Strom trieb sie emsig an unbekanntem Ländern vorüber nach unbekanntem Gegenden hin; sie trugen keine Fesseln, sie waren Herren ihrer selbst. Dieses Glück, das sie lange nicht mehr gekannt, beseligte sie, und stählte ihren leichtsinnigen Muth. Sie fuhren stolz an den wenigen Ansiedelungen hin, die bei den Ausmündungen der Ströme, welche in den Ohio fallen, errichtet waren. Sie lachten der einzelnen neugierigen Kolonisten, welche dazumal anfangen, den jetzigen Staat Kentucky zu gründen, und von ihrer Arbeit am Ufer anschauend, dem hinschwebenden Fahrzeuge verwundert nachsahen; sie schlugen der Civilisation, die ihnen nur ein hartes Joch geboten, ein übermüthiges Schnippchen. Wollten sie essen, so hingen sie ihr Canot an eine der zahlreichen schwankenden Inseln, die, von ineinander verschränkten Baumstämmen im Flusse gebildet, eine gewisse Festigkeit erlangt hatten. Begehrten sie zu ruhen nach glücklich vollbrachter Tagreise, so lenkten sie den Kahn an's Indianerufer, banden ihn mit Ranken an die über's Wasser gebückten Bäume, entzündeten ein helles Feuer — die Freude der Neger und ein Schirm gegen wilde Thiere — aßen von den wilden Trauben, die am Gestade reiften, und waren gutes Muths, und schwelgten in Hoffnungen. Den in der Kenntniß des Erdballs so Unerfahrenen lächelte die Möglichkeit, auf dem schönen Flusse bis in's Meer zu schwimmen und sodann mit gutem Glück und Wind das schmerzlich entbehrte Vaterland erreichen zu können. Uide träumte von Cuba, wo ihre Jugend harmlos verlief, Cäsar von den staubenden Wüsten seiner Heimath mit

ihren traulichen Nasen. Der kräftige Mann strebte schon wieder nach grenzenloser Freiheit, das demüthige Weib wünschte im besten Falle nur das mildere Sklavenleben in spanischen Besizungen zurück. Blaubernd, scherzend, liebend, schlummerten sie dann ein neben den schlafenden Kindern, und Mibe deckte mit ihrer Umarmung ihre Blanche vor dem Nachthau, und Cäsar wärmte an seiner Brust den rüstigen Jaques, um dessen Hals der zärtliche Vater den glückverheißenden Schmuck der Mistreß Grenadier gewunden.

Aber — nachdem sie mehrere Tage lang das Schifferleben genossen — eines Morgens war der Kahn nicht mehr zu sehen. Ob ein Wilder ihn während der Nacht gestohlen, ob die hochgehenden Wogen ihn von den befestigenden Lianen losgerissen, und als ein Spielwerk entführt, das war nicht zu ermitteln. Dem Erstaunen der Armen folgte der Schrecken, das Bewußtseyn einer neuen, ungewohnten, dabei verzweifelten Lage. Sie klagten und weinten, dann faßten sie sich wieder, endlich beschlossen sie, das neue Leben zu versuchen. Sie wanderten am Flusse hin und spähten nach dem gebrechlichen Fahrzeug; umsonst. Der mühsame Weg und die Nacht zwangen sie, ihre Nachforschungen einzustellen und ein Obdach zu suchen. Ein alter Sycomorstamm reckte seine markigen Zweige nahe bei ihnen in die Luft. Der ungeheure Kumpf des Baumes war hohl, trotz der lustig grünenden Aeste. Cäsar fand in seiner merkwürdigen Höhlung, worein ein Mann zu Pferde hätte dringen, worinnen er hätte gemächlich umwenden können, die ersehnte, vom Himmel den Verlassenen bescheerte Wohnung. Es lauerte darinnen kein schlimmes Thier, der Aufenthalt war trocken, genugsam geschützt. Die Familie beschloß, vor der Hand in dem Sycomorhause zu verweilen. Es stand so heimlich im Dickicht, wo tausend Blüthen und Früchte aller Farben wuchsen. Der süd-

liche Himmelstrich, den sie auf ihrer schnellen Reise erreicht hatten, spendete balsamische Düste und immerwährende Wärme. — Die Einsiedler fanden bald auf Bequemlichkeit. Cäsar sammelte das spanische Moos, das, langen Bärten ähnlich, von den Bäumen hing, und bereitete daraus seiner Gattin ein Lager; Aïde flocht für die Kinder eine Hängematte aus den zähen Fasern eines Palmengewächses, das häufig in jener Gegend wucherte. Das Feuer ging nicht aus auf dem kunstlos errichteten Herde; die Kinder suchten Trauben, Beeren und Vogeleier; Aïde angelte im Flusse, und gewann viel Beute; Cäsar streifte mit seiner Flinte weiter in den Wald, und kam niemals leer nach Hause. Mit Speise versehen, einer nahen Quelle sich erfreuend, vermiften die gezwungenen Ansiedler nichts. Die gütige Natur schien sogar den Flußfebern zum Vortheil der Fremden an diesem Orte mit Fleiß zu wehren, indem eine ungeheure Menge von Sonnenblumen das Asyl am Ohio umgab. Die Muskitos des Meerstrandes fehlten hier gänzlich, Sinsengkraut in überschwenglicher Fülle bot dem Bisse giftiger Gewürme ein Gegengift, — eine Spur des braunen Tigers und des wilden Bären war hier nicht zu sehen, der Tritt eines Indianers hatte diese Erde noch nicht berührt. — Die Bewohner des Sycomors waren glücklich, und wenn schon hie und da der Gedanke sich ihnen aufdrang, daß der Winter mit seinen Plagen auch dieses Paradies heimsuchen werde, so verscheuchten sie ihn leichtsinnig, wie sie überhaupt, einander völlig genügend, jede Sorge über Bord warfen.

Eines Tags erwachte Cäsar mit lächelndem Gesichte, badete sich im Flusse, und zog seine Indianerstrümpfe an, auch nahm er seine Waffe. — „Wohin?“ fragte Aïde, die aus diesen Vorbereitungen eine weite Wanderung errieth. — Der Mann erwiederte: „Seh nicht unruhig, wenn ich heute zur Tagesmitte nicht daheim

bin. Die Sterne werden mir vielleicht erst den Heimweg zeigen. Ich hab' im Traum den Ort gesehen, wo sich unser Canot befindet. Der Geist hat mir in's Ohr geraunt, ich würde das Fahrzeug finden, und mir den Weg bezeichnen. Ich traue den Stimmen der Geister, und wohl uns, wenn wir unser Schiff wieder besitzen. Wir können nicht immerdar an diesem Orte verweilen." —

Nide sagte ernsthaft. „Der Schlaf weissagt allerdings. Willst Du nicht die Halschnur, die uns Glück gebracht, auf Deinem Wege an Dir tragen?“

Cäsar winkte und näherte sich dem Buben, ihm den Schmuck abzunehmen. Jaques weigerte sich aber, wehrte sich, wurde ungeberdig und entlief dem Vater, sich hinter dem Gebüsch zu verstecken. Der Neger zuckte halb ärgerlich halb lachend die Achseln. „'s wird schon gelingen ohne Zaubermittel;“ sagte er zuversichtlich, küßte sein Weib, und verfolgte den Lauf des Flusses, langsam aber beharrlich.

 10.

Das verlorne Paradies.

Nide hatte ohne Bangigkeit den Tag verstreichen lassen. Sie theilte die abergläubische Zuversicht ihres Mannes. Die Stunden rollten in gewohnter Einförmigkeit hin. Als die Nacht mit ihrem schwarzen Mantel die Sonnenscheibe zudeckte, war die Negerin noch ohne Besorgnisse. Sie lullte die Kinder mit leisem Gesang ein und schürte das Feuer. Auf ihrem Lager ruhend, lauschte sie der Rückkehr Cäsars, horchte auf den Wellenschlag und das sanfte Rauschen der Luft, und sank unversehens in den Arm des Traums. Er gaukelte ihr, wie ihrem Gatten, das

Bild des wiedergefundnen Rahns vor. Zes schwamm darinnen freudlich den schönen Fluß herauf, dessen Ufergrün wie Hochzeitspalmen prangte. Buntgemalte Masten zierten das Schifflein; von ihren Gipfeln, von den Rudern und Rändern des Rahns flatterten seidne Tücher in den mannichfaltigsten brennendsten Farben, die der eitelsten Negerin Wünsche weit überflügelten. Nicht zu beschreiben war die Herrlichkeit, und Cäsars Freude, da er aus dem Schiffe sprang, und an das enggeflochtene Gitter klopfte, womit der gastfreundliche Sycomor verschlossen wurde zur Nachtzeit. Dieses Geräusch lockte die Schlafende aus dem Wunderreich des Traums in die Wirklichkeit; sie erwachte langsam. „Zes! sey willkommen!“ lallte sie noch in den Banden des Halbschlafs. „Zes, warum zögerst Du vor der Thüre?“ begann sie bald darauf, munterer werdend. „Was suchst Du am Herde, Zes? O laß die sterbenden Kohlen, und komm' zu mir!“ Sie richtete sich halb auf, und ihrer Zärtlichkeit Klagen wandelte sich in stummes Grauen. Sie sah ihren Cäsar doppelt, dreifach. Er rüttelte am Gitter, er hochte am Herde, er schwang stehend einen Feuerbrand im Rade, um die Flamme zu entzünden — Alles zur gleichen Zeit. Endlich kam ein Viertes zu dem, der am Gitter arbeitete, und sagte zu ihm: „Eile, brich feck in den Baum, ich habe eine Menschenstimme darinnen gehört. Fürchte nicht in eines Ungeheuers Bau zu brechen.“

„O mein armes Leben!“ seufzte Aïde: „das sind fremde Leute; Cäsar ist nicht unter ihnen. O, wie wird es mir ergehen!“ Sie eilte zu den Kindern, um sie mit ihrem Leibe zu decken. Indessen fiel das Gitter zusammen, eine schwarze Faust hielt den lodernden Brand in die dunkle Höhle, drei schwarze Gesichter guckten wild und neugierig hinein. „Zes! Zes!“ schrie Aïde auf, und die Kleinen stimmten in den Wehruf ein.

„Versteckte Menschen! sagte einer der nächtlichen Moh-

ren. — „Kindergeschrei!“ sagte der zweite. — „Ein Weib!“ rief der Fackelträger mit häßlicher Freude, und faßte die unverhoffte Beute in seine starken Arme.

Nide's Zetergeschrei verdoppelte sich. — „Willst Du schweigen?“ drohte der Erste der Neger: „stehst Du nicht, Thörin, daß wir Deine Landsleute sind?“ Nide flehte und schalt französisch, englisch, spanisch durcheinander, so gut die arme Sclavin es auf Cuba und in Maryland gelernt hatte. Die ungebetenen Gäste antworteten in demselben lächerlichen Mischmasch. Sie bestürmten das Weib mit tausend Fragen zumal. Der Fackelträger versuchte eine Liebkosung. Nide stieß ihn von sich, und zugleich nahm einer der Andern sie in Schutz. — „Zuvörderst müssen wir sie dem Capitän vorsehren;“ sagte er gebieterisch: „alsdann mag um sie loosen, wer gute Fäuste hat.“ — „Was aber mit den Kindern?“ fragte der Zweite, und der Fackelträger machte eine verdächtige Bewegung nach dem Messer in seinem Gürtel. — Da trat der Vierte rasch in den Schlupswinkel, und redete die Andern an: „Ueber eurem Geschwätz vergeht die Zeit. Mir ist, als hörte ich leises Rufen durch den Wald, als brächen Stauden und Zweige unter den Füßen und Händen von nahenden Leuten. Der Kapitän ist nicht weit. Ich will wünschen, daß gerade nur Er mit seinem Haufen es sey, der durch die Wildniß anmarschirt.“ —

„Se, ohe! was willst Du, Weib?“ fragte derselbe Neger alsobald überrascht, da er sich von Nide umklammert fühlte. Als ihm jedoch das Weib unter Freudenthränen zurief: „Jo, Jo, gesegneter Jo! beschütze mich! Ses ist Dein Freund gewesen; schütze sein Weib, Du wahrer Jo!“ — da jauchzte er nicht minder, und übertraf seine gescholtenen Gefährten noch an Plauderei und Zeitvergeudung. Er fragte und Nide antwortete geschwätzig: dann fragte Nide und noch geschwätziger antwortete Jo, der aus Providence-Plantation entsprungene

Slave. Wie er Virginien und die Karolina's flüchtig durchwandert, wie er von anstедlerischem Volk über den Ohio gejagt worden, wie er dann im sogenannten großen Swamp*) plötzlich auf einen starken Haufen Maron-neger gestoßen, an deren Spitze Beau-Soleil, der entlaufene Slave des Fleance, wie er frisch und fröhlich bei den freien Negern geblieben, die sich nähren vom Raube am Illinois und Wabash, auch wo der Ohio die nordamerikanischen Freistaaten bespült, — wie endlich Beau-Soleil, erschüttert von dem Sumpffieber, das auch seine Miala befallen, nach Südkarolina's Wäldern zu marschiren beschloffen habe, und wie Jo und drei Gefährten als Späher vorausgesendet worden, einen günstigen Punkt oder eine Furth zu entdecken, um über den Fluß zu setzen, wie sich alsdann die Späher, obgleich nicht allzuweit von dem großen Trupp entfernt, in der Einöde verirrt und zufällig an den Sycomor gekommen, wo ihnen das glimmende Feuer die Nähe von Menschen verrathen — alles dieses erfuhr Nide haarklein, ohne daß ihr ein Wort geschenkt worden wäre.

Jo würde noch zur Stunde plaudern, und Nide bestürmen, die Gelegenheit zu benutzen, mit den geächzten Landsleuten und Unglücksgefährten über den Fluß zu gehen, und Winterquartiere in bevölkerten Gegenden zu beziehen: Nide ihrerseits würde lange noch nicht aufgehört haben, ihm begreiflich zu machen, daß ihre Pflicht sey, den Mann zu erwarten, und daß sie eine räuberische Lebensweise nur mit Widerwillen ertragen würde, — wenn nicht ein Schuß das Gespräch unterbrochen hätte. — „Der Kapitän!“ rief einer der Schwarzen, und sprang hinaus, dem Beau-Soleil entgegen. — Bald jedoch fielen mehrere Schüsse schnell hintereinander; ein gräßliches Geschrei hallte durch den Wald. „Ohe! ohe! was

*) Moor- oder Sumpfsgegend.

gibt's?" So fuhr empor mit diesem Rufe. Er hatte noch nicht den Ausgang der Baumhöhle erreicht, als der vorhin hinausgeeilte Mann mit Geheul der ganzen Länge nach in das Versteck und auf den Boden fiel. Das Blut lief stromweise von seinem Schädel. „Nothhäute! Rettet euch!“ stammelte er, und über seinen Leib weg ging die Flucht der Uebrigen aus dem Baume in's Freie. So riß Aïde mit sich fort, die beiden andern Neger schleppten die Kinder nach. „An den Fluß, in den Strom!“ riefen Alle ängstlich, und suchten stromabwärts eine Bucht, ein hohlgespültes Uferstück, wo sie vor ihren grimmigsten Feinden sich verbergen könnten. — Hinter ihnen erscholl wüthes Kriegsgeschrei der Wilden. Sie hörten, wie die Indianerärzte in den Sycomor und dessen Nachbargesträuch hieben: sie sahen dort Funken in die Höhe flattern, sie vernahmen das Knistern des Brandes, der vom wilden Feinde in den Gebüsch entzündet wurde. Nicht lange, und eine hohe Flammengarbe stieg aus dem Walde empor. „Unsere Hütte! unser stiller Zufluchtsort! die Grausamen brennen unsern Baum nieder!“ jammerte Aïde, trostlos zurückblickend, wenn auch auf flüchtiger Sohle.

„He! ist das nicht Ruder Schlag auf den Wellen?“ fragte So, das Ohr neigend. Im nächsten Moment gleitete, von der Flamme beschienen, ein Schiffchen hinter halbeingesunkenen Bäumen hervor, den Fluß herauf. — „Bes!“ — „Aïde!“ der Doppelschrei machte die Luft erzittern. Noch einen gewaltigen Ruck that Cäsar, der Schiffer, und die Spitze seines Canots berührte das Land. — Zu gleicher Zeit stürzten aus dem Forst mehrere kupferfarbige Gestalten, malerisch in Decken und Häute gehüllt, mit roth- und schwarz bemalten Gesichtern, dräuend mit Keulen und Feuergewehr. Sie fielen gräßlich brüllend die Neger an. Cäsar schwang mit nervigen Fäusten sein Weib in den Kahn, So setzte ihnen nach, die kleine Blanche ihrem Träger entreisend. Dieser wollte folgen;

ein Wurfspeer traf ihn zwischen den Schulterblättern, daß er zu Boden stürzte. — Cäsar stieß unbesonnen vom Ufer ab, um das Schiff den Angreifern zu entreißen. Jo feuerte aus Cäsars Flinte gegen die Indianer. Sie antworteten mit Hohngelächter, mit Kugeln und Steinen. Cäsar und seine Gefährten sahen bald, weit genug im Strome treibend, wie die Grausamen mit Bränden in der Faust um zwei Negerleichen tanzten, wie sie endlich frohlockend die entseelten Körper in den Fluß stürzten, während im Walde das Gefecht zwischen der Horde und Beau-Soleils Raubgenossen fortbauerte.

Aide erwachte aus ihrer Bestürzung. Vierigen Auges schaute sie um sich her in dem schmalen Fahrzeug, das von den Sternen und dem Waldbrand beleuchtet war. „Wo ist mein Knabe, wo ist unser Jaques?“ fragte sie verzweifelnd, und wie ein Messer schnitt der so spät bemerkte Verlust in Cäsars Herz. — „Du fragst, Unglückliche?“ murmelte er: „o daß ich diesen Tag erleben mußte, Du sorglose Hüterin!“ — Jo, erschüttert und betroffen, zeigte nach dem blutigen Gestade. „Vorbei ohne Rettung verloren!“ sagte er, und die Gatten wurden zu Stein vor Schmerz.

— Das Schiffchen, — dasselbe, welches einst vom Winde seiner Bande entledigt und den Fluß hinabgeschwemmt worden war und das Cäsar in der That, wie ihn der Geist im Schlafe belehrt, nicht allzufern vom Sycomor, in den Zweigen eines Sägers*) gefangen, wiedergefunden hatte — das Schiffchen gehorchte indessen dem erfahrenen Arm des Jo, und trug die Heimathlosen ohne Gefahr an's Territorium der Republik.

*) „Sawyer,“ ein vom Sturm entwurzelter und in die Kluthen gestürzter Baum, der unter dem Wasser hin- undherschwanft, und den Schiffen gefährlich wird.

Nonine.

Die Indianer, die wie der tödtende Blitz unversehens aus dem Innern des Landes auf das Gestade des Ohio gefallen waren, hatten die unverhoffte Gelegenheit, ihren Blutdurst zu sättigen, vollkommen benützt. Die Horde des Beau-Soleil, die ein böser Zufall ihnen in die Hände geliefert, war so gut als vernichtet. Nur wenige Neger waren wohl dem Gemetzel entronnen, und es ist nie wieder von ihnen das Geringste gehört worden. — Die Rothhäute versammelten sich mit Triumphgesang auf dem Plage, wo ihr Oberhaupt seinen Speer in den Boden gestoßen hatte. Mehrere Feuer brannten lustig empor in der frischen Morgenluft; Wildpret in Fülle röstete am Spieß, um die hungrigen Sieger zu erquicken. Einer nach dem Andern tanzte mit wunderlichen Geberden, Keule oder Streitart schwingend, an den Erdaufwurf hinan, wo der Anführer saß, und legte zu dessen Füßen die scheußlichen blutbesudelten Skalps nieder, die sie ihren schwarzen Feinden abgeschunden. Der Anführer lächelte seinen Helden gnädig zu, dann versank er jedoch schnell in tiefen Ernst, und richtete die Adleraugen, die von der ehemaligen Kraft des alten Häuptlings Kunde gaben, nach allen Seiten, als laure er auf irgend eine ersehnte Erscheinung.

Endlich erheiterte sich sein Gesicht, denn vom Waldsaum her, eiligst laufend über den Hügel, der bis zum Ufer abfiel, wo der Wildenstamm verweilte, kam ein junges Weib, kriegerisch aufgeputzt, die Waffen in den Händen. Die Indianer jauchzten ihr entgegen, der Anführer winkte ihr freundlich zu, und machte ihr Platz an seiner Seite. „Seh gegrüßt, Nonine, mein Kind!“

sagte er: „Du bleibst so lange fern, daß ich ein neues Unglück auf mein Haupt gefallen wähnte.“

Nonine war das Musterbild einer schönen Sqaw Ihre Glieder, besser und ebenmäßiger geformt, als die ihrer Landsmänninnen gewöhnlich zu sehn pflegen, verriethen ausdauernde Kraft. Ihre dunkeln Augen, lang gespalten, blizten unstät, ihr Mund lächelte bald, bald warf er sich trotzig auf; ihre Bewegungen waren anmuthig, aber von einer Lebhaftigkeit, die an das Hochstrebste, launenhaft wechselnd, wie der Ausdruck ihres Gesichts, auf dem gar oft der Zorn die Sanftmuth, grausames Behagen die kindliche Unbefangenheit ablöste.

Nonine warf ihre Waffen zu Boden, trocknete den Schweiß von der Stirne, und wickelte aus den Falten des Teppichs, der sie umhüllte, ein Negerkind. Sie setzte das am ganzen Leibe bebende Geschöpf vor die Füße ihres Vaters, warf sodann ihren Mantel ganz ab, und stand furchtlos in der Mitte der gaffenden Männer, nur mit dem blauen Röckchen bekleidet, umwallt von ihren aufgelösten langen Haaren.

„Ich habe die Beute auf dem Feld des Kampfs gefunden;“ sagte sie: „des Buben Geheul und Sträuben hielt mich auf. Was soll mit ihm geschehen?“

Der Häuptling stieß, die Augen verächtlich abwendend, den Knaben mit dem Fuße von sich, daß er in den Kreis rollte, und wimmernd auf dem Angesichte liegen blieb.

„Er sterbe!“ sagte der Anführer.

„Dogh, Dogh!“ riefen die Krieger mit wilder Zustimmung.

Der Zauberer des Stammes trat zum Knaben, betrachtete ihn vom Kopf bis zur Zehe, und sprach mit wichtiger Miene: „Die Mißgeburt, die schwarz ist, weil das Auge des großen Geistes sich von seiner Haut mit Abscheu gewendet, soll sterben, und jedweder Krieger ein Stück br

seinem Fleische genießen, einen Tropfen von seinem Blute trinken, denn solche Mahlzeit macht fest und stark gegen die bösen Mächte. Aber beleidigt nicht das Auge der Welt mit dem Opfer. Es soll fallen in der Nacht, wenn das Auge des Bösen leuchtet.“

„Dogh! Dogh!“ wiederholten die Krieger, und der Knabe wurde indessen gebunden und bei Seite gethan, um gefüttert zu werden. Der Zauberer beraubte ihn der wenigen Lumpen, die um seine Glieder hingen, und nahm ihm ein Halsband von Elenzähnen ab. — Er überreichte es dem Häuptling. „Ein zauberisches Anhängsel;“ sagte er: „sieh zu, ob diese Farben nicht die des Schnurgürtels unsers Stammes seyen.“ — Der Häuptling empfing das Halsband, betrachtete es, und verfiel in melancholisches Nachsinnen.

Nonine hatte sich indessen von dem Negerling abgewendet, wie von einem Spielwerk, dessen sie überdrüssig geworden, und war abseits von dem Kreise neben einen jungen Mann getreten, der, gedankenvoll auf einem Steine sitzend, nach dem Flusse starrte. Nonine legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach freundlich, wenn auch mit klopfendem Herzen: „Drury! sieh, wir haben Dich geleitet bis an die Gränze des Landes, das uns die weißen Leute gelassen haben. Bist Du noch entschlossen, von uns, von mir zu gehen?“

Drury sah zu ihr empor mit finstern Augen. Seine Gesichtsfarbe verrieth den Europäer, jeder seiner Züge den Engländer und den harten, veränderlichen, leidenschaftlichen Mann. Er trug eine unscheinbar gewordene Uniform. Der Rest seiner Kleidung war die eines Indianers. — Er nickte, und setzte die Worte hinzu: „Mein Entschluß wankt nicht; er ist heute fester, denn jemals.“

„Warum, Drury?“

— „Ich vermag nicht länger, ein Zeuge eurer Grausamkeiten zu seyn. Ich bin des Lebens, das ich geführt,

herzlich müde. Das Jammergeschrei der elenden Neger gelte noch in meinen Ohren."

"Drury, Deine Gedanken wechseln schnell. Du wirfst sie von Dir, wie der Vogel seine Federn, und sie wachsen neu und geschwind, wie jene. Du hast lang bei uns gewohnt, unser Wigwam war Dir theuer, wie das Deines Vaters. Du bist mit uns in Krieg gezogen, und hast manchen Feind gekalpt, wie unsere Krieger thun. Warum das Mitleid mit den bösen Schwarzen?"

— "Der große weiße Vater hat mich geschickt, um euch für seinen Dienst zu werben, und ich habe, indem ich mit euch gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde focht, für den großen Vater gestritten. Ich habe nicht gemordet, wie ihr in dieser Nacht gethan."

Monine dachte ein wenig nach, dann schüttelte sie das Haupt, und versetzte: "Ich verstehe Dich nicht. Ich glaube Dir nicht. Die Anführer gegen den großen weißen Vater haben lange mit ihm Friede gemacht. Dennoch bist Du bei uns geblieben. Du bleibst, weil Du die Freiheit, weil Du Monine liebtest, und sie Dir gezogen war. Sie ist es noch, aber Du liebst sie nicht mehr, und willst gehen, um nicht mehr wiederzukehren."

Drury schwieg noch eine Weile verlegen; dann sprang er auf, und entgegnete: "Du bist unerträglich in Deinem Argwohn. — Ich könnte sagen, daß eine Thorheit der Jugend mich verführt habe, auch nachdem meine Sendung bei euch vollendet gewesen, eure ungebundene Freiheit, euer wunderliches Leben länger zu genießen. Tausende von meinen Landsleuten in meiner Lage würden sich zurücksehnen nach den Genüssen der Heimath, und euch vergessen im fernen Lande. Ich begehre aber nur, mich zu den Füßen des weißen Vaters zu werfen, und meine Verwandten zu umarmen. Dann will ich schnell über's Meer schiffen, und Monine nicht mehr verlassen."

Monine betrachtete ihn zärtlich; ihr Auge blißte jedoch schnell auf, und mit wilder Geberde umschlang sie den Offizier, ihre Hand auf sein Herz legend. „Treuloser Drury!“ rief sie: „Deine Zunge redet, und Dein Herz ist stumm. Monine wird Dich nimmer wiedersehen.“

Der Engländer entzog sich ihr und versetzte ärgerlich: „So möge Monine thun, wie ich begehrt habe. Sie folge dem Beispiel ihrer großen Schwester Pocahontas. Sie begleite ihren Gatten in das Land der Weißen.“

Monine schüttelte traurig den Kopf: „Das weiße Land ist giftig für die rothen Leute. Die Du nanntest, ist dort gestorben. Die Kunde davon ist treu bewahrt worden in unserm Stamm.“

„So weiß ich Dir nicht zu rathen!“ sprach Drury hinterlistig. Eine lange Stille trat zwischen beiden ein. Monine brach zuerst das Schweigen. „Wohlan;“ sagte sie: „Monine wird ihren Drury erwarten, so viele Monden lang!“ Sie bezeichnete mit ihren Fingern die Mondenzahl eines Jahrs. „Käme Drury nicht zurück binnen der Frist, so wird Monine das Weib des tapfern „Fuchsaugen“ werden und Dir den Fluch senden über's große Wasser, damit das Unglück Dich verderbe!“

— „Ich erwartete nicht weniger von Dir;“ lächelte Drury; „Du bist schön, Monine, aber hartherzig. Du bist gut, wie ein Kind, wenn Du spielst und scherzest; aber grausam wie ein Tiger, je nach Laune. Du hattest Gefallen am Gemetzeln dieser Nacht, Du klatschtest in die Hände, als die Flammen aufloberten. Du wirst einst Mutter sehn, und Dein Kind nicht lieben.“

Monine fragte zornig: „Was sagst Du? woher weißt Du das?“ — Plötzlich stimmte sie den Ton herab, und sagte traurig, aber schmeichelnd: „Du kennst Monine nicht, Drury. Sie ist eine gute Tochter mit zärtlichem Herzen, und wird eine zärtliche Mutter sehn. Was soll ich thun, daß Du mir glaubest, Drury?“

— „Dem armen Negerknaben sollst Du das Leben erhalten;“ antwortete Drury, der sich den Anstrich menschlichen Gefühls gab, um die Indianerin einzuschüchtern: „jener Auftritt hat mich mit Abscheu erfüllt. Du triffst das Kind herbei wie eine Tigerin den lebendigen Hasen, spielend mit dem zerknirschten Feind, um dann sich zu weiden an seinem Blute.“

Nonine zuckte die Achseln, gleichgültig erwidern: „Ich hätte den Buben gern als einen Zeitvertreib behalten und aufgefüttert, aber Guanahari hat seinen Tod befohlen, und der Zauberer läßt seine Beute nicht.“

Der Häuptling trat, da seine Tochter kaum geendigt hatte, zu dem jungen Paare. In der rechten Hand trug er das geheimnißvolle Halsband, an der andern führte er Cäsars kleinen Jacques, der seiner Fesseln entledigt worden.

„Küsse dieses Band,“ sagte Guanahari zu seiner Tochter, „und gedenke dabei der Schwester Deines Vaters, von der ich Dir so oft erzählte. Sie war die Krone meiner jungen Jahre, sie war das Leid meiner spätern Zeit. Da fällt wie aus den Wolken dieses Zeichen in meinen Schooß; es ist der geweihte Schmuck, den ich meiner Sarjira gegeben, bevor sie in des Feindes Hände fiel. Der Knabe versteht nicht meine Fragen, er ist zu klein und ungeschickt, um mir anzudeuten, wie er zu dem Schatz gekommen: aber wahrlich! bei Sarjira's Gebeinen! es soll nicht sterben, wer diese Schnüre getragen!“

— „Du handelst als ein Mensch von Güte;“ lobte Drury den Häuptling mit falscher Wärme: „mir ist lieb, daß bei unserm Abschied Deine Hand wenigstens vom Blute dieses Knaben unbefleckt sehn werde.“

„Du willst uns also verlassen? — Du willst jedoch wieder zu uns kommen? — Guanahari und Nonine lieben Dich mehr, als Deine weißen Brüder.“

— „Ich glaub's, und kehre zu euch zurück.“ — Drury konnte kaum des Häuptlings durchdringenden Blick aushalten. — Nonine, die indessen den Negerling gestreichelt, sagte zum Vater: „Schenke mir den Buben. Er soll dick und fett gemästet seyn, wann Drury wiederkommt. Du wirst an des schwarzen Thierleins Backen sehen, Drury, daß Nonine eine zärtliche Mutter seyn kann.“

Drury lächelte verstohlen, aber die Rede, die Guanahari anhob, stimmte ihn verdrießlich. Der Häuptling sprach nämlich: „Ich hab' ihm das Leben geschenkt, Nonine, dem schwarzen Wurm, um das Andenken Sarfira's zu feyern. Aber dennoch würde er über kurz oder lang des gewaltsamen Todes seyn, insofern er bei unsern Wigwams verweilte. Der Zauberer grollt über des Knaben Freiheit, und dieser wäre verloren. — Darum mach' ich ihn meinem Sohne Drury zum Geschenke, und er führe ihn hinaus zu seinen weißen Brüdern. So ist mein Wille.“

„Was denkst Du?“ fragte der Engländer betroffen: „Wie soll ich auf der langen Reise den schwachen Buben, der nicht beharrlich laufen kann, fortbringen und verpflegen?“ „Drury!“ begann Guanahari wieder ernsthaft: „ich sende mit Dir einen vertrauten Krieger, der Dich geleiten soll, bis zum Flusse zu unsrer Rechten. Du kennst dort das Land, bist uns daher gekommen. Du findest dort Freunde und weiße Brüder. Guanahari's Krieger soll nicht nur einen Sack mit Speise, sondern auch den Knaben Dir nachtragen. Du kannst unter Deinen Landsleuten mit ihm verfahren, wie Du willst, wenn er nur aus unserm Lande, dem Zauberhalsband zu Ehren, unverfehrt gegangen ist. Siehe, wann Du willst, in Frieden. Kehre wieder, bald, zu unsrer Freude. Vielleicht findest Du uns alsdann in Ruhe, mit unsern unstätten Nachbarn die Friedenspfeife rauchend. Weh' uns, daß wir herabkommen mußten, hieher, um ihren Eingriffen zu wehren! Guanahari beehrte

nichts eifriger, als den Tomahawk zu begraben, und zwar auf ewig!"

"Komm bald zu unsrer Freude wieder!" bat auch Nonine, den Scheidenden umarmend: "Zürne nicht dem Geschenke des Vaters. Gedenke der harrenden Nonine, so oft Du des Buben häßliches Antlitz betrachtest. Lebe wohl, Drury, und lebe für uns."

12.

Cäsars Glück und Dankbarkeit.

Die heiße Sommerzeit nahte ihrem Ende. Die giftigen Fieber, die in New-Orleans und Louisville gehaust hatten, ließen nach. Dennoch konnten sehr viele Einwohner jener Städte, die nach Carolina ausgewandert waren, um der Seuche zu entinnen, sich noch nicht entschließen, die Heimath wieder zu betreten. Namentlich waren die Emigranten, die das fröhliche Charlestown zu ihrem Zufluchtsorte erwählt hatten, nicht von der Stelle zu bringen. Die Vergnügungen der heitern Stadt und ihre herrliche Seelust hielten die Zugvögel fest. Die Stadt war viel lebendiger, als sonst. Die Assembly war auf dem Punkte sich zu versammeln, und wartete nur der Rückkunft des auf einem wichtigen Streifzuge abwesenden Gouverneurs, um sich zu constituiren; eine Menge von Offizieren außer Dienst waren erschienen, um ihre Soldrückstände nachdrücklich einzutreiben; die Zahl der Emigranten aus Louisiana war nicht unbedeutend. Alle Wohnungen waren besetzt, die kühlen luftigen Häuser angefüllt bis unter's Dach. Auf den Straßen wogte gegen Abend trotz des Staubes eine dichte Volksmasse hin und her. Dieses war besonders der Fall

am Tage, da man den Gouverneur erwartete. Der beliebte Spaziergang an der Bai war verlassen, das Innere der Stadt lebte und webte lustig durcheinander.

Gegenüber von der Taberne „zum amerikanischen Adler“ saßen vor einem hübsch angestrichenen hölzernen Hause zwei Herren im eifrigen Verkehr. Der Eine, ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren, erzählte mit Feuer; der Andre, ein Offizier mit weißer Kofarde und bequastetem Degen, hörte ihm zu mit größter Theilnahme. „Gewiß,“ sagte der Erzähler: „ich hätte nicht erwartet, noch einmal eine Pilgerreise antreten zu müssen. Da ich aber — ein verdienter Lohn allerdings für meinen eignen Leichtsin — statt des liebevollen und dankbaren Sohns einen verderbten und undankbaren gefunden, der nach tausend Vorwürfen seine Handlungsweise dadurch krönte, daß er meine letzten dreißigtausend Livres, die mein Banquier noch in Händen gehabt, stahl und nach Savoyen entlief, mich und seinen Namen der Schande überlassend, — was war zu thun? Es mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden. Ich war in Gefahr, eingesperrt zu werden, um für meinen Sohn zu bürgen, da man sich hartnäckig weigerte, meiner Versicherung, daß ich nichts mehr besäße, zu glauben. — Der Himmel schlug sich in's Mittel. Schwankend, ob ich mich freiwillig dem Kerker oder dem Seinefluß überliefern sollte, irrte ich durch Paris. Da begegnete ich — wer hätte dieses erwartet — meiner Muhme Hardouin von New-Orleans auf den Stufen einer Kirche. Die hübsche Amerikanerin war sehr entsetzt, und in Trauer gekleidet. Sie erkannte mich eher, als ich sie, und bemächtigte sich meiner mit verzweifelter Lebhaftigkeit. Sie war mit ihrem Manne nach Paris gekommen, um Gelder einzutreiben, ihr Mann war gestorben, da er eben seine Geschäfte vollendet. Sie stand allein, fremd, hilflos, in der fremden Hauptstadt. — Mein Begegnen war ihr ein

Trost vom Himmel. Vergebens schilderte ich ihr meine Lage, und bemerkte ihr, daß sie nur einen armen Kostgänger, nicht einen reichen Beschützer an mir finden würde; nichts half, ich mußte sie begleiten, um sie nicht mehr zu verlassen. Wir reisten schnell aus Frankreich ab; ich verließ mein Vaterland zum zweitenmale. Ich habe Amerika zum erstenmal als Soldat betreten; Frankreich verlor dazumal Canada; ich gewann aber ein reiches, gutes, mir unvergeßliches Weib, das mein Glück gründete; zum andernmal kam ich als Bettler nach Amerika zurück. Aber die Ruhme verließ mich nicht, und ich bin, da sie nicht mehr heirathen will, obschon Viele nach ihren Schätzen eifriger strebten, als nach ihrer Person, in die bequeme Charge eines Ehrencavaliers gerückt. Mein bißchen Zukunft ist halb und halb gesichert, und Gottes weise Fürsicht hat mich als Reisestallmeister der Madame Hardouin sogar dem gelben Fieber entrückt, obschon ich aus dem Tode mir blutwenig mache."

"Man lebt nur einmal, braver Kriegskamerad;" entgegnete der Offizier: "Ich wünsche Dir ein volles Jahrhundert auf den Kopf, und nicht weniger Deinem Sohne, damit der Ungerathene seinen Gewissensbissen nicht so bald entlaufe."

Ueber Aubüffons gefurchte Wangen rannen Thränen, und er bat den Hauptmann: "Wünsche ihm nichts Böses, Carpentier. Es soll ihm wohl gehen auf Erden, daß er sich bessere, und mir einst jenseits rein und liebend entgegenkomme; jenseits, wo auch meine Seele rein und von der Schuld befreit sehn wird, die ich mir vorzuwerfen habe. Sprechen wir von etwas Andern. Meine Base hat Kopfschmerzen, und ich bin heute mein eigener Herr. Plaudre, guter Carpentier; zerstreue den grämlichen Alten, wie Du einst als Tambour Deinen Sergeanten mit Spässen erheitert hast. Weißt Du noch?"

Der Hauptmann drückte seinem ehemaligen Vorge-

setzten die Hand, mit den Worten: „Wir haben ernste Zeiten und mißliche Schicksale männlich durchlebt und ausgehalten. Aber der Lohn dafür? Wir sind Beide arm, und mögen uns mit Erinnerungen mästen.“

— „Ich habe mein Unglück verdient;“ erwiderte Aubüsson mit gesenktem Haupte. „Was wir aber Gutes verrichtet, lohnt uns dafür nicht das Bewußtsehn?“

Carpentier nickte, und deutete auf das vorüberlaufende Volk: „Diese Menschen kennen nicht des Kriegers Selbstgefühl. Kaum entronnen der dringendsten Gefahr, kaum befreit seit wenigen Jahren, rennen sie leichtsinnig und Alles vergessend nach einem Schatten und Kinderpiel. Neben sie von unsern Strapazen, von unsern Siegen? Gott bewahre! Verhungern lassen sie uns und sterben die Freiheit. Wie sie sich drängen, um den Gouverneur zu bewillkommen! Ich liebe ihn nicht, er ist ein eigenmächtiger Gesell; aber das Volk begehrt selbst, einem Tyrannen zu gehorchen und ihm den Hof zu machen. Herrliche Republikaner, in der That!“

„Was redest Du? Ich, ein Fremder in diesem Staate, kenne nicht, wer ihn regiert. Indessen müssen doch die Bürger eine Ursache haben, ihren Vorsteher sehnsüchtig zu erwarten?“

— „Kriecherei, nichts weiter. Seine Reise? Er ist seit einigen Monaten abwesend. Wohl; die Maschine ging auch leidlich ohne ihn. Was hat er auswärts gethan? Mit einer handvoll Milizen, unterstützt von seinen Collegien in Nord-Carolina und Virginien sammt ihrer bewaffneten Macht, ist er heldenmüthig an den Ohio vorgebrungen. Weßhalb? Um die Colonien zu besuchen und Landvermesser über den Fluß zu senden, denn uns wässert der Mund nach dem Indianerlande. Was haben die freien Rothhäute gegen die unterjochenden Republikaner gethan? Sie sind aus ihren Dörfern herangezogen, und haben ein Paar Landvermesser todtgeschlagen. Darauf

sind die Herren Gouverneure mit ihren vereinigten Milizen über die armen Teufel hergefallen, und haben ebenfalls ihrer etliche todtgeschlagen. Daher die Siegeslieder, daher ein neuer Friedensschluß, der die sogenannten Wilden eine unermessliche Strecke Landes kostet. Du begreifst, daß dem Sieger Gouverneur und dem Sieger Rührtreiber *) ein Triumph dekretirt werden mußte.“

„Du bist sehr bitter in Deinen Erläuterungen, Carpentier. Wie? ein Triumph? dieses Wogen und Drängen hat doch nur den Anstrich eines Familienfestes.“

— „O, der patriarchalischen Feierlichkeit! wahrlich, als ob liebevolle Kinder ihren längst ersehnten Vater erwarteten! Die Mitglieder der Assembly sind dem gestrengen Herrn entgegengezogen; das ist des Triumphs genug in einem Freistaat. Die Perrücken hätten besser gethan, unsere Rückstände zu liquidiren. — Ein Familienfest, sagst Du? Zum Todtlachen, nein zum Todtweinen, sage ich. Du weißt noch nicht einmal, was bei diesem Feste das rührendste Gewürz in die Suppe streut? Höre: Papa Gouverneur hat eine außerordentliche Gefahr bestanden. Nicht die Art eines Wilden, nicht einmal die Fluth des Ohio hat ihn bedroht; es hat ihn ganz einfach und natürlich eine Klapperschlange gebissen, da er just beschäftigt war, eine Art von Standrecht über ein paar Neger zu halten, die über den Fluß auf virginisches Ufer gekommen waren, man wußte nicht recht wie, und woher. Die Rifflemen wollten die des Spionirens für die Wilden verdächtigen Schwarzen gerne aufknüpfen, aber die Klapperschlange nahm ihrer Blutsverwandten Partei, und biß den Feldherrn, wie gesagt. Er fällt um, will sein Testament machen; die Milizen wissen nicht, was zu thun —

*) Oberst Williamson, der die Indianerstämme häufig zu Paaren trieb, und von ihnen mit dem Beinamen „Cow-driver“ belegt wurde.

da rettet einer der Neger den gnädigen Herrn, indem er ihm die Wunde ausfaugt, und gewisse Kräuter darauf bindet. — Meiner Treu, er ist genesen, und da eine Hand die andere wäscht, so beliebte der Gouverneur, auf Kosten des Staates dankbar zu seyn. Eine Depesche flog an die Assembly, die Assembly antwortete gerührt und bereitwillig, und nicht allein wurde der hülfreiche Neger nicht gehenkt, sondern der Staat hat von ihm das Geheimniß seines Recepts gekauft und dafür einen schönen Freibrief ihm und seinen Gefährten gegeben, beschwert mit einer feinen Summe Geldes. *) — *Sic fata trahunt, sic itur ad astra* — oder *astra*, wie Du willst. Ich nehm's mit dem Latein nicht mehr so genau, und hol' der Teufel alle Federfuchser und Congressmitglieder!"

Der partheiische und ungerechte Deklamator schwieg erschöpft, während Aubüsson seiner Diatribe lächelnd zuhörte, und begann erst nach einer langen Pause wieder mit heiserer Kehle: „Wäre Dir nicht gefällig, drüben im Adler ein Glas Sillabub zu nehmen? Meine Zunge ist trocken und die Lunge heiß.“

„Gern;“ antwortete Aubüsson, und sie gingen in die Taverne. Sie war ziemlich leer, um so deutlicher ließ sich bald ein Lärm vernehmen, der aus einer Hinterstube des Hauses zu kommen schien. Man unterschied deutlich eine scheltende Mannsstimme und das Angstgeschrei eines Kindes. — „Sieh nach, was es bei dem Engländer absezt!“ befahl der Wirth dem Aufwärter, und der letztere war im nächsten Augenblick wieder da, sich schüttelnd wie Espenlaub. „Gentleman, zu Hülfe!“ schrie er: „der Engländer will das Kind umbringen!“

„Ein Mord? Ein Todtschlag? das ginge mir ab!“ rief der Taberner, und seinen schnellen Schritten folgten, von Menschlichkeit angeregt, Aubüsson und Carpentier.

*) Historisch.

Der Engländer hatte die Thüre nicht verschlossen. Die Männer drangen zu ihm ein, und fanden einen jungen rothköpfigen Mann, der bescheidne Reisekleider trug, in großem Borne zu sehn schien, und eine Pistole auf einen armen Negerknaben anlegte, der jämmerlich heulend in einer Ecke des Gemachs kniete, und die Hände rang. „Du mußt sterben, Sohn eines Affen;“ schrie der Engländer zu wiederholtenmalen.

Der Wirth fiel dem Wüthenden in den Arm, entriß ihm die Waffe, und machte ihm Vorwürfe. Der Engländer wurde immer toller und plauderte unverständliches Zeug, bis Aubüsson, der den Knaben aufgehoben und beruhigt hatte, vor den Bornigen trat, und mit Ruhe und Würde die nothwendigsten Fragen an ihn stellte. Da sammelte sich der Fremde und erwiederte in Absätzen: „Ich war englischer Offizier, — mein Name ist Drury-Osborn — ich gehe in's Vaterland zurück — der kleine Bube ist mir aufgedrungen worden — ich kann ihn nicht los werden. Es hat sich Niemand gefunden, der ihn annehmen wollte; ich habe ihn mit Vorbedacht in einer volkreichen Straße verlassen, ich glaubte ihn verloren. Plötzlich — denken Sie sich mein Mißgeschick — plötzlich kommt die Brut wieder auf meine Fährte — das Schiff, das mich heimführen soll, liegt schon segelfertig vor der Barre — ich habe keinen Augenblick zu verlieren — ich kann den Buben nicht mitnehmen — ich habe wenig Geld, und ich hasse den Affen, dessen Gesicht mich stets an eine Person erinnert, die ich um jeden Preis vergessen will und muß. — Ich bringe den Burschen um, wenn mir nicht von ihm geholfen wird!“

Die Aufregung des Offiziers, dessen Leidenschaftlichkeit während eines mehrjährigen Herumziehens mit Indianerhorden in eine böse Schule gekommen war, erschien noch erhöht durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke. — Der Taberner machte Anstalt, ihn auf sein

Schiff bringen zu lassen. — „Mouffou, mich nicht verlassen!“ bat der Negerling den greisen Aubüsson. — „Was verlangen Sie für den Buben?“ fragte der Fran- zose den Engländer. Drury versetzte alsobald: „Was er mich gekostet hat; wohlverstanden: Nichts. Behaltet den kleinen Fresser als ein Andenken von Euerm ge- horsamen Diener, und füttert ihn meinethwegen zu Tode. Fahrt wohl und nehmt meinen Dank in den Handel obendrein!“

Die Knechte der Laverne führten den wüsten Lärm- macher glücklich hinweg. „Den Buben hätte ich wohl befreit;“ sagte Aubüsson zaghaft zu Carpentier: „aber mir fällt schwer auf's Herz, daß ich nicht meiner Hand- lungen unbeschränkter Meister bin. Was wird Mistreß Hardouin zu der unbesonnenen Aquisition sagen? — He, Kleiner, weißt Du nichts von Deinen Eltern?“ — „Va- ter verloren, Mutter und Schwester verloren — armer Jacques ganz allein mit bösen Männern . . . Mouffou, den armen Jacques nicht verlassen!“

„Jacques? steh da: mein Name!“ versetzte Aubü- sson: „Komm, armer Schlucker, und theile vor der Hand eines Armen Brod. Der Himmel wird dann schon fü- gen, was recht ist. Einen schlimmern Herrn als den Engländer kannst Du nimmer finden, guter Jacques.“

Der Knabe wies statt der Antwort seinen blutrün- stigen Rücken, und Aubüsson trug ihn, wie ein Vater bewegt, aus dem Hause auf die Gasse. —

So eben zog der Gouverneur zu Pferde, von der Assembly und den Milizen umgeben, ein. Ein tolles Hurrah schallte dem Begrüßten entgegen. Ihm folgten Saumrosse mit Zelten und Kochgeräthe beladen, Karren mit Waffen und geometrischen Instrumenten. In dem Troffe wanderten einige Neger, unter ihnen ein Weib mit einem Kinde auf dem Rücken.

Jacques verwundert umherstarrende Augen hatten

plötzlich die Negerin bemerkt. Er sprang empor in Aubüffons Armen und schrie: „Blanche, Blanche! — Mutter Mide höre mich!“

Der Lärm des Volkes war groß, aber die Mutter hörte die feine Stimme ihres Kindes durch das wilde Losen schallen. Sie stuzte, blickte empor, gewahrte den in Aubüffons Armen zappelnden Buben; — ein Wort der Freude an Cäsar, der ihr zur Seite schritt — ein Satz der Freude durch die gaffende Menge, und Jacques war wiedergewonnen von seinen Eltern, und dankbare Thränen weinend lagen die letztern mit Jo zu Aubüffons Füßen.

„Heute, Herr! heute hast Du überschwenglich bezahlt!“ jauchzte Bes: „Du schuldest mir nicht mehr; ich bin Dein Schuldner auf ewig.“

Mide setzte hinzu: „Dir verdanken wir alles Glück. Bleib unter uns, als unser Vater. Bes ist frei und reich geworden mit mir und Jo und Blanche, weil er dem Schlangenbiß zu wehren versteht; aber wir werden immer Deine Sklaven seyn aus freiem Willen; verstoße uns nicht, edler weißer Mann!“

„Kennst Du mich noch, Herr?“ fragte Jo schluchzend, und küßte des gütigen Gebieters Füße. — Die schönste Stunde in Aubüffons Leben hatte geschlagen.

Von der Freigebigkeit seiner Ruhme, die sich dennoch wieder verheirathete, wohl bedacht, gründete Aubüffon nach kurzer Frist ein neues, ganz bescheidenes Hausweien in der Nähe von Charlestown. Cäsar, Mide und Jo traten bei ihm freiwillig dieselben Dienste wieder an, die sie in Maryland versehen hatten. Aubüffon starb erst fünfzehn Jahre darnach in seiner treuen Sklaven Armen,

ruhig auslöschend am sorgenfreien Herde. Alexander, der, während der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ein wüthender Jacobiner und Blutigel des Volks geworden war, ging seinem Vater in den Himmel oder „an den andern Ort“ um acht Jahre voraus. Er verzweifelte als Verbannter in den giftigen Sümpfen von Cayenne.



N a p o l e o n e Z e b r ù.

Napoleone Zebri.

Noch in der letzten Zeit des Medizeers Lorenzo unterhielten sich die Florentiner oft von den glänzenden Festen, die vierundzwanzig Jahre früher der edle Pettore Finasco gegeben, da er seine hymenäische Fackel anzündete. Die Liebesgeschichte seines Sohnes ist jedoch viel merkwürdiger und hätte sich länger im Munde des Volks erhalten, wenn nicht bald nach ihrem Ausgang die bürgerlichen Unruhen in Florenz eingetreten wären. Da wurde freilich das Gestern über dem Heute vergessen; nur in dem Familienbuche der Salvete hat sich seiner Zeit vorgefunden, was hier folgt.

Das Glück hat alle Pfade des kriegerischen Pettore Finasco mit seinen reichen Gaben bestreut. Als Feldoberster des Herzogs von Mailand in den Venezianerkriegen, hatte er mehr Schlösser und Dörfer aus seiner Beute angekauft, als sein Gebieter Sforza Städte an den Doge verlor. Ihm war gelungen, dem Verfall seines Hauses Einhalt zu thun und dasselbe glänzend wieder herzustellen. Die ungeheure Erbschaft eines reichen Oheims kam in seine Hände, und er übernahm dafür nur die Verbindlichkeit, des Erblassers Namen dem seinigen anzuhängen. — Schätze, Ehren, Ansehen, Gesund-

heit und Verstand, körperliche Vorzüge und Glück in Jeglichem, das er unternahm — Alles war ihm vom Schicksal gegeben, nur in der Liebe war es ihm stets ungeschicklich gewesen. Ihm hatte nie die Gunst der Frauen gemangelt, aber er hatte noch nie ein Weib finden können, das ihm treu geblieben wäre. Er würde dem ganzen Geschlecht den Krieg erklärt haben, wenn nicht der Befehl seines Oheims ihn gezwungen hätte, zur Ehe zu schreiten, um den wiederaufgeweckten Stamm der Grafen Zebri fortzusetzen. — Gettore fügte sich, holte Rath bei seinen Freunden und folgte endlich doch der Eingebung seines eigenen Verstandes, der ihm rieth, nur diejenige zur Braut zu wählen, die am wenigsten von Andern begehrt würde: die Arme und dabei Reizlose.

Der Adel von Siena hatte dazumal ein solches Fräulein aufzuweisen. Celestine war bereits von allen Hoffnungen zurückgekommen und im Begriff, dem Himmel zu opfern, was auf Erden keinen Liebhaber fand. Da erschien Gettore Finasco-Zebri, und weil er begierig war, sträubte sich Celestine nicht lange, und Florenz erlebte das prächtige Hochzeitfest, wovon im Eingange dieser wahrhaftigen Geschichte gesprochen worden ist.

Mehrere Monate lang beharrte Gettore auf der Meinung, er habe vollkommen verständig gehandelt. Man ließ ihn auch in der That im ungestörten Besitze seines Glückes. Kein unbescheidener Blick, kein voreiliges Wort begegnete dem Aug oder Ohr seiner Frau. Weder Sonette noch Serenaden wurden ihr gewidmet. Des Grafen Zärtlichkeit fand keinen Nebenbuhler. Dennoch merkte er bald, daß die Flitterwochen vorübergegangen und die Bitterwochen herangekommen waren. Die kleine, arme, häßliche Gräfin sorgte schon selber für Sonette, die Tagelang ihrem Gatten in den Ohren wiederklangen, und für Serenaden, die sie dem guten Zebri auf dem Bankeisen ohne alle Sordinen brachte. — Mit einem

Worte, er hatte die böseste Frau in ganz Italien, eine fragende Kaze, geheirathet, und gehorchte ihr eine Zeitlang mehr, als jemals ein Kriegsknecht ihm gehorcht hatte. Als jedoch die Anmaßungen seiner Frau am Ende nicht mehr auszuhalten waren, floh er plötzlich von dannen auf ein Jagdschloß, das er in den Gebirgen besaß. Die zärtliche Frau konnte ihres Gatten Nähe nicht lange entbehren. Was sie nie gethan haben würde, wenn der Gemahl es ihr befohlen hätte, that sie nun mit fröhlichem Muth. Sie folgte ihm, alle Freuden der behaglichen Stadt hinter sich lassend. Wie die beiden Ehegatten auf jenem alten Schlosse zusammengelebt, ist nicht genau bekannt geworden. Die Florentiner erfuhren nur, daß Celestine dem Grafen einen Sohn geboren, daß ein Gonfaloniere einer benachbarten Republik denselben über die Taufe gehoben und ihm seinen wohlklingenden Namen beigelegt habe. Ein Jahr nach dieser Freudenbotschaft kam unvermuthet nach Florenz und Siena die Trauerbotschaft, die Gräfin Zebrù sey aus dem Zeitlichen in das Ewige übergegangen.

Vergebens hofften nun die Freunde des Grafen, den trauernden Wittwer in ihrer Mitte zu sehen. Vergebens baute manche schöne Dame gefällige Pläne in die Luft, wie es ihr wohl gelingen möchte, den erlösten Schmerzensmann in ihre Bande zu verstricken. Sottore sah Florenz nimmer wieder: erst zwanzig Jahre später wurde sein Name abermals in der Hauptstadt genannt, und zwar bei einer auffallenden Veranlassung.

Florenz war zu jener Zeit weltberühmt geworden. Die Herrschaft der Medizeer, der in Krieg und Frieden glücklichen Regenten, der Gönner und Beförderer aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe, hatte der Hauptstadt einen großen Glanz verliehen. Die Eroberung von Konstantinopel, jene von der ganzen Christenheit so kläglich beweinete Begebenheit, hatte eine Menge von ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Handelsleuten des griechischen

Volks gezwungen, auf Etruriens classischem Boden sich dem milden Scepter seiner Republiken zu unterwerfen und ein neues, friedliches Vaterland zu gewinnen. Obschon der Anblick, den ein zerstörtes Volk darbietet, jederzeit das Mitgefühl der Nationen in Anspruch nimmt, so wäre doch vielleicht auf florentinischer Erde der Empfang jener vertriebenen Griechen weniger glänzend gewesen, wenn nicht die Landeshäupter, was in kleinen Staaten von großer Wichtigkeit ist, mit dem Beispiel der edelsten Gastfreundschaft vorangegangen wären, und wenn nicht die gelehrte Eitelkeit und der Ehrgeiz, für das humanste Volk Italiens gelten zu wollen, die dem Florentiner ankleben, beigetragen hätten, ihn duldsamer zu machen. — Aus der Duldung der Fremden entsprang bald die Sucht, ihnen nachzuäffen. So geschah es, daß Florenz bald einer weitläufigen Akademie glich, deren Jünger von den werthen griechischen Gästen lernten, oder dieselben in Gelehrsamkeit zu übertreffen suchten. Die Abzeichen jener Universalbildung waren keineswegs heiter und gefällig. Die kleinliche Formenkrämerei der Griechen und der schulmeisterliche Pedantismus der Italiener vereinigten sich, um den Meistern und Schülern ein recht steifes Gepräge zu verleihen. Öffentliche Disputationen über die unbedeutendsten Dinge von der Welt waren an die Reihe gekommen. Selbst die Frauen waren von dem gelehrten Schwindel ergriffen worden. Schon hörte man hie und da von zarten Jungfrauen, die den Catheder bestiegen, um den Studenten Weisheit vorzutragen; schon erzählte man sich dann und wann von irgend einem reisenden Phänomen weiblichen Geschlechts, das umherzog, über die wichtigsten Gegenstände gelehrter Spekulation öffentliche Vorträge zu halten. Eine solche Minerva war auch in Florenz erschienen und machte dort gewaltiges Aufsehen.

In den Hörsälen, Kirchen und Palästen, auf öffentlichen Plätzen und in vertrauten Zusammenkünften sprachen

Hohe und Niedere mit derselben Begeisterung von der göttlichen Faustina, welche das Füllhorn ihres Scharfsinns und ihrer Beredsamkeit über das Athen am Arno ausschüttete. Die Bewunderte war in Begleitung eines alten reichen Mannes eingetroffen, der zwar den italienischen Namen Salvete führte, aber von spanischer Abkunft zu seyn schien und sich für den Vater der gepriesenen Wunderjungfrau ausgab. Es war seltsam, daß Niemand der letztern Angabe Glauben beimessen wollte. Es war so ziemlich ausgemacht, daß Faustina von vornehmerer Herkunft seyn müsse; man ging sogar so weit, ihrem Vater einen Rang unter den Fürsten der Kirche anzuweisen. Für diese Vermuthung war allerdings kein zureichender Grund vorhanden, aber es konnte nicht geleugnet werden, daß Faustina von der Natur die Geschenke eines vielgewandten Geistes und einer unübertrefflichen Schönheit erhalten hatte.

Nun bereitete sie sich dazumal vor, öffentlich die These zu vertheidigen, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen in gar keiner Beziehung untergeordnet zu seyn verdiene, und daß ihm sogar in manchen Stücken der Vorzug gebühre. Die kleineren Proben von Talent und Beredsamkeit, die Faustina bereits abgelegt, hatten ihr das Vertrauen aller Florentiner gewonnen. Die Weiber, wie natürlich, sahen in ihr den Morgenstern einer größern politischen Freiheit. Die jungen Männer besangen mit Enthusiasmus Faustinas Schönheit und verglichen ihre stolze Zunge mit der fabelhaften Heldenwaffe, die alsogleich die Wunden heilte, welche sie tapfer schlug. Die ältern Meister der Künste belächelten zwar die Anmaßungen des kecken Mädchens, aber ihr Lächeln war ein väterliches und drückte neben dem Tadel ein gleiches Maß von Beifall aus. Kurz, die allgemeine Stimmung war von der Art, daß Faustina getrost dem Tage der öffentlichen Disputation entgegensehen und schon im

Voraus den Lorbeerkrantz flechten durfte, wer immer auch ihr Gegner seyn mochte. — Ein herber und hartnäckiger Gelehrter von Bologna hatte den Handschuh aufgenommen, den die gerüstete Jungfrau dem ganzen Männergeschlechte hingeworfen. Ein junger Grieche von vielem Wiß und großer Verschlagenheit hatte sich erboten, dem Italiener in dem Wortgefechte beizustehen. Sonderbarerweise traf es sich, daß kurz vor dem, von allen Florentinern so sehnlich erwarteten Tage der Doktor von Bologna plötzlich erkrankte und der junge Constantin Afakios, dessen Mitkämpfer, erklärte, daß er nicht im Stande seyn werde, die Stelle seines erfahrenen Meisters zu vertreten. Groß war die Bestürzung des neugierigen Volks und der Mißmuth der Unbeter Faustinas. Sie brannten freilich vor Lust und Eifer, ihren Abgott als Ueberwinderin zu begrüßen; dennoch war ihnen unlieb, daß sie die Palme hinwegnehmen sollte, ohne irgend einen Widerstand zu finden, der geeignet gewesen wäre, ihre Verdienste glänzender hervorzuheben. Daher wurde von beiden Seiten nach einem gefälligen Schatten georcht, der eines Fechters Figur vorstellen möchte, und bald verbreitete sich das Gerücht, es werde der großen Faustina ein Gegner nicht fehlen. Doch kannte und nannte man denselben nicht, und war also im Zweifel, ob er nicht zu den Dingen gehöre, die nur in der Einbildung existiren.

So erschien der wichtige Tag; die Straßen, die zum Gebäude der platonischen Akademie führten, die der berühmte Marsiglio Ficino gestiftet hatte, und worin die feierliche Disputation gehalten werden sollte, wimmelten von lebhaft sich bewegenden Menschengruppen. Die würdig bereitete Halle war schon mehrere Stunden vor Faustinas Eintritt mit Zuhörern beiderlei Geschlechts überfüllt. Kein Platz war mehr frei, als der für die Rednerin bestimmte, und eine Kanzel, ihr gegenüber.

die ihr Widerpart betreten sollte. Ein gewaltiger Jubelruf erscholl, da sich Faustina zeigte, angethan mit allem Schmuck der Jugend und stolzer Reize. Die Anwesenden erdrückten sich beinahe, um der Angebeteten Raum zu machen, kostbare Teppiche und Mäntel unter die Füße zu breiten, Blumen und Bänder zuzuwerfen, und mit erhobenen Händen Beifall zu klatschen. Sie dankte so freundlich, sie neigte so königlich ihr Haupt, sie schien so zarte Worte zu lächeln, daß mit jedem Schritte, den sie vorwärts machte, der Taumel ihrer Bewunderer stieg, und von Vielen sogar schon im Ernst der Vorschlag gemacht wurde, sie ohne weiteres als Siegerin auszurufen, bevor sie noch ein Wort über ihr Thema gesprochen. Aber Faustina selbst weigerte sich eines solchen Triumphs. Mit kühner Zuversicht bestieg sie ihren Rednerstuhl, warf einen fast spöttischen Blick auf den leer gebliebenen Platz ihres Gegners, und begann, nachdem sie die herkömmlichen Begrüßungen und Schmeicheleien mit voller Hand ihren Zuhörern in's Gesicht geworfen, ihren Text rüstig und besonnen abzuhandeln. Ihre Rede war scharf, beißend und unumschränkt herrisch; sie ließ sich nur selten herab, dem Gefühl ihrer Zuhörer ein paar gemüthliche Worte als Lockspeise hinzuzuworfen. Dagegen floß der Scherz, der Lachen erregende Spott, die kleine, stachelichte und penigende Bosheit, die der weiblichen Zunge so geläufig ist, von ihrem Munde, so daß recht oft Unterbrechungen stürmischen Beifalls Statt fanden, und die Schlußsätze der Rednerin, in welchen sie alle Kraft und Kühnheit, die ihr zu Gebot standen, vereinigte, einen hinreißenden Eindruck machten. Und nachdem Faustina geendet, entstand ein Tumult der Freude und Bewunderung im weiten Saale, wie er zuvor in Florenz noch nie erhört gewesen, wie er selbst den großen Cosmus von Medicis niemals begleitet hatte.

Die Verwirrung war so allgemein, daß beinahe Nie-

mand den Jüngling bemerkte, der so dreist war, die feindliche Tribüne zu besteigen und seine Waffen zu schärfen, während seine Gegnerin vergöttert wurde. Erst nachdem ein paar alte und griesgrämische Lehrer an das eiserne Becken geschlagen hatten, das in des Saales Mitte stand, trat die Stille wieder ein und aller Augenmaßen mit Verwunderung den verwegenen Defensor männlicher Rechte, der sich unterstand, der schönen Zauberin und dem wonnetrunkenen Volke Trost zu bieten. Seine Züge waren einem Jeden fremd, aber zugleich unangenehm für Jeden. Sein Antlitz, wenn gleich jugendlich, doch aller Jugendrosen bar, erschien in der Spannung, welche darüber verbreitet war, recht häßlich. Schwarzes plattes Haar hing ungeschicklich über die hohe breite Stirn, zu welcher das magere Gesicht wenig paßte. Des Jünglings Augen waren groß und dunkel, aber matt und scheu; sein Mund schien weit genug, um viele Juwelen der Beredsamkeit über die blassen Lippen unter's Volk zu schütteln; aber die Zuschauer versprachen sich nichts Großes von den Schätzen des Unbekannten. — Sie lachten ihn nicht gar bescheiden aus, sie flüsterten sich in die Ohren, Aesop sey eine Schönheit gewesen, verglichen mit dem schwächlichen Schüler dort oben im schwarzen Talare, der seine weißen und hageren Hände allzusehr in's Licht stellte, wenn er auch des Schülers verschobenen Wuchs nicht ganz zu verbergen im Stande war. — Faustina sogar, die selten dem Ernst und Adel ihres Benehmens untreu wurde, konnte sich nicht enthalten, ihren Feind mitleidig zu belächeln und die Damen, welche sie umgaben, zu fragen: „Wer in's Himmels Namen ist das schwarze Ungeheuer und welchem Grabe ist es entstiegen? denn wahrlich, es lebt nicht und keine warme Ader schlägt in ihm.“

Da öffnete, als hätte er gehört, was die Jungfrau im Uebermuth gesprochen, der Gegner den großen Mund,

zeigte zwei hübsche Reihen blanker Perlzähne und redete sodann auch Perlen, die bald so dicht fielen, daß alles Volk, todtensstill geworden, Ohr und Verstand anstrengte, um nicht eines von den freigebig geschenkten Kleinodien zu verlieren. Nach und nach belebte sich das Gesicht des Redners, seine Augen glänzten, strahlten, flammten, während seine Zunge mit vernichtender Entüstung die Behauptung Faustina's, eine nach der andern, zu Boden donnerte. Alle Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter, die irgend etwas von der Schwäche und Falschheit des weiblichen Geschlechts gelehrt, berichtigt und gesungen, wurden nach der Reihe von dem stürmischen Kämpfer für Männerrechte angeführt. Die gaffende und horchende Menge staunte über die Belesenheit und das Gedächtniß des Jünglings, der seinem Alter und der Unerfahrenheit desselben zum Trotz, eine so raue Sprache gegen ein Geschlecht führte, dem die Jugend gemeiniglich so gerne huldigt. — Als endlich der Redner, seine letzten Kräfte, wie Faustina gethan, auf den Schluß seines Vortrags versparend, mit den glänzendsten Farben die Tugenden des Mannes schilderte, die Stärke, die Tapferkeit, die Gerechtigkeit und die Milde, welche da verzeiht im Bewußtseyn der Kraft, wie der großmüthige Löwe seine schwachen Feinde verschont, da schien der schwächliche Jüngling, trotz seiner Häßlichkeit, einem Apoll zu gleichen, und die Sympathie, die er in jeder männlichen, wie in mancher weiblichen Brust erregte, brach unverholen aus.

Die Wenigen, die murrten oder zischten, wurden gellend überstimmt: Faustina's Sache war verloren. Die Jungfrau selbst, unfähig, nur ein Wort der Widerlegung zu stammeln, überwältigt von Born, Scham und einem dunkeln Gefühl, das räthselhaft zwar, aber entwaffnend, ihr Herz zusammenschürte, verließ erblaffend, zitternd sogar, ihren Platz und eilte, von den ihr Treu-

gebliebenen umringt, aus dem Saale. — Den Sieger erschütterte die Niederlage der Gegnerin. Geblendet von seinem Glücke, daß er nicht so vollständig zu erringen gehofft, fügte er seiner Rede nur noch einige, seine Kühnheit entschuldigende Worte bei, und schwieg dann plötzlich. Mit seiner Aufregung wechselte nun die Erschöpfung, seine Blicke verloren das zauberische Feuer, von dem sie gestrahlt, und starrten, als verfolgten sie eine überirdische Erscheinung, nach der Thüre, die sich hinter Faustina geschlossen hatte.

Mit Ungestüm wirbelte dagegen von allen Seiten die Frage auf: „Wer war der Ueberwinder der göttlichen Faustina?“ Und von der Höhe des Rednerstuhls, den der Bescheidene verlassen, verkündigte die Stimme des ältesten Professors den Namen: „Napoleone Zebrù, des Grafen Settore Finasco-Zebrù einziger Sohn und Erbe.“

Eine seltsame Bildungsgeschichte des jungen Napoleone flog bald von Mund zu Munde. — Unter den Augen seines Vaters war er im einsamen Gebirge aufgewachsen, aller Frauenpflege entbehrend, und geschulmeisterlich von rauhen Männern. Settore hatte es darauf angelegt, um den geliebten Sprößling nur solche Diener und Lehrer zu versammeln, die mit der schönern Hälfte des Menschengeschlechts durchaus zerfallen waren. Da nun er selbst, der Vater und Meister der Erziehung, den Weiberhaß zur Aufgabe seines Lebensrestes gemacht hatte, so war nicht zu verwundern, daß dem jungen Zebrù alle weiblichen Geschöpfe wie fabelhafte Ungeheuer erschienen, die er höchstens nur von ferne sah und deren Annäherung er floh wie die der Schlangen.

Da der alte Graf zum Sterben kam, sprach er zu seinem Sohn, der eben die Blüthe der Jahre erreicht hatte, mit fester und männlicher Stimme: „Ich werde dich verlassen, mein geliebter Sohn und Erbe; das allgemeine Schickjal der Menschen will sich auch an mir

erfüllen. Der Tod, der mich auf dem Schlachtfelde nicht fing, fischt mich jetzt mit aller Bequemlichkeit aus meinem Bette in sein Netz. Immerhin! ich stehe gesättigt von dem Gastmahl dieser Erde auf; die ewige Ruhe ist süß nach männlichen Thaten und nach den tausend Leiden, die den Sterblichen beschieden sind. Mein Name wird mich überleben; du wirst ihn führen und bei Ehren erhalten. Du hast von den weisen Lehrern, die ich Dir gegeben, viel gelernt; die Welt und die Erfahrung werden das Siegel auf mein Meisterstück drücken. Deine Hand ist zu schwach, das Schwert zu führen, wie ich gethan; doch ist dein Kopf weit und wohlgebildet genug, um die köstlichsten Wissenschaften des Weltalls zu fassen. — Fürwahr, die Zeit ist gekommen, in welcher der menschliche Geist triumphiren wird über die rohen Waffen des Menschen. Du wirst, wie ich hoffe, nicht der Letzte in diesem Triumphzuge sehn; aber je kostbarer deine Gaben und je redlicher dein Wille, um so inbrünstiger muß ich Dich bitten, die Würde und den Adel Deiner Seele zu bewahren und das glückliche Schiff Deines Lebens nicht an der Klippe zu zerschellen, wo die Sirenen sitzen, brütend über dem Untergang jedes Biedermanns. Verschließe Deine Augen vor dem Blendwerke ihrer Reize, verstopfe Dein Ohr, wie Odysseus, vor ihren Gefängen. Das trügerische Geschlecht ist gut genug, den Trieben des gewöhnlichen Menschenpöbels zu schmeicheln; die Bessern unsers Geschlechts sind dagegen viel zu gut, um in den Stricken der Weiber zu verkümmern. Wehre Dich für Deine Freiheit, und um den Sieg leichter zu machen, fliehe die Gefahr. Du wirst nicht tapfer sehn, aber klug; sie werden Dich einen Sonderling schelten, aber Dich zugleich bewundern und beneiden. Was hättest Du zu hoffen in der Fehde der Liebe und der Ehe? Nimm ein Beispiel an mir. Man hat mein gutes Aussehen gepriesen, meinen Jugendglanz beneidet und

meine Höflichkeit gegen die Damen gelobt. Dennoch bin ich stets betrogen worden. Welches würde Dein Loos seyn? Befrage aufrichtig und ohne Selbsttäuschung Deinen Spiegel und antworte mir. Hoffe auch nicht, wie ich thörichterweise gethan, in der Verbindung mit einer Häßlichen Dein Glück zu finden. Deine Mutter hat ihre Ehre rein von jedem Tadel erhalten — Gott weiß, daß sie nicht anders konnte! — aber wenn sie mich nicht zu Tode gepeinigt hat mit ihrer Grillen Uebermuth und der satanischen Zanksucht, welche ihr inwohnte, so war nur daran Schuld, daß sie selber früher als ich die große Reise antreten mußte. Ihr Herz war Galle, die Beweise ihrer Zuneigung selbst waren Pein und Qualen. Sie hat mir einen Sohn geschenkt, wahr ist's; doch erschrak ich, als die Amme mir nicht mein Ebenbild, sondern dasjenige deiner Mutter in die Arme legte. Ich will Dich nicht betrüben mein liebes Kind; Du bist hinlänglich weise, um Dich nicht über eine Gestalt zu grämen, deren Wahl nicht mir, nicht Dir, sondern nur dem Zufall beschieden gewesen ist. Aber gräme Dich mit Recht über die hartherzige Gleichgültigkeit Deiner Mutter, welche Dich von ihrer Brust wegdrängte und aus ihren Armen verwies. — Während ich, in Deinem Anschauen versunken, meinen ungerechten Widerwillen bemeisterte, und die Liebe, die ich Dir schuldig war, mit Fleiß hervorrief, schrie die Unnatürliche, die häßlichste aller Mütter: Bringt ihn hinaus den garstigen Buben! ich will ihn nicht mehr sehen! — ich habe einen Basilisk geboren!“

Der Unmuth, den Setto empfanb, da er sich jenes bösen Auftritts erinnerte, machte ihm die Zunge stocken. Er gewann nur allmählig auf's Neue die Kraft, seine väterliche Anrede zu Ende zu bringen. Der gekränkte Sohn beweinte indessen die Grausamkeit seiner Mutter, und flüsterte ein Gebet für ihre im Fegfeuer schmachtende Seele, indem seine heißen Thränen auf des Vaters kalte

Hände rieselten. — Settore hatte sich inzwischen so weit erholt, daß er fortfahren konnte:

„Cölestinens strafbare That, die sie niemals bereute, beharrend auf ihrem unnatürlichen Entschluß, Dich nicht mehr zu schauen, zerriß das letzte Band, das mich an die Unselige geknüpft hatte. Deine Geburt, statt unserer thörichten Verbindung Glück zu bringen, trennte unwiderlich, was der Himmel nicht gesegnet hatte. Sie ist gestorben, Deine Mutter, gestorben im Haß gegen Dich, den sie einen Hexensohn genannt! Möge ihr dort vergeben werden, was sie hienieden begangen, und möge der Friede meines jenseitigen Lebens nicht durch ihre Gegenwart gestört werden! Du aber, mein Sohn, vergiß niemals mein trauriges Schicksal, und hüte Dich vor einem ähnlichen. Sey immer treu und aufrichtig gegen Dich selbst, und betrüge Dich nicht mit eiteln Trugschlüssen. Ein edles Herz und ein gelehrter Kopf bedürfen der Freiheit, wie ein Vogel der Luft; gieb sie nicht und niemals auf! Sie werden Dich hätscheln, sie werden Dir schmeicheln; sie werden Dir sagen, Du seyst nicht häßlich, oder Dein Herz überwiege alle Mängel der Gestalt, sie werden Dir zuflüstern, daß es Deinem Verstande angemessen sey, das Vorurtheil Deines alten Vaters zu verachten; sie werden Dir predigen, das Weib sey der höchste Schatz, die Familie das höchste Gut, und die Pflicht gebiete Dir, Deine Reichthümer, Deines edeln Stammes Namen einem ehelichen Leibeserben zu hinterlassen. — Glaube nichts von all diesem. Besser ist — ich beschwöre die Ueberzeugung von dem, was ich sage — besser ist, Du vermachst Dein Vermögen dem Staat, der Kirche, dem ersten Besten, der's verdient, daß Du ihn an Sohnesstatt annimmst, besser ist's sogar, Du wirfst Deine ganze Habe in's Meer und lässest Dein Wappenschild an Deiner Gruft zerbrechen, als daß Du die zweifelhafte Hoffnung, einen Sohn zu gewinnen, mit der Ruhe Deines Lebens, mit allem Glücke

Deiner Lage bezahltest. — Hast Du mich verstanden, und willst Du mich getröstet über Deine Zukunft hinübergehen lassen? Gelobe mir denn, zu thun nach meinen Worten und Wünschen.“

Der Tod hat eine geheimnißvolle Kraft, den Zurückbleibenden Gelübde abzunöthigen, wenn auch nicht die Ueberzeugung des Gelobenden für das Versprechen stimmt. Der junge Graf Zebrü war jedoch in Allem einverstanden mit dem Begehren seines Vaters und beschwor es ohne Zögerung. In derselben Nacht starb Sottore; eine Woche darauf brachte der tiefbetrübte Sohn die Leiche in das Erbbegräbniß der Finasco, und dreißig Tage nachher erschien er zu Florenz, um seine Studien daselbst zu vollenden.

Der Lehrer, dem er besonders empfohlen gewesen, war eben jener Doktor von Bologna, den die plötzliche Krankheit verhindert hatte, der kampflustigen Faustina zu opponiren. Dessen Schüler, Akaios, obgleich in voller Kraft des Körpers und des Geistes, daneben der schönste Jüngling auf der Florentiner Hochschule war, wie schon gesagt wurde, nicht zu bewegen gewesen, den Kranken zu vertreten. — Erst in der Nacht vor dem festgesetzten Tage war Zebrü von freien Stücken und im engsten Vertrauen gegen den Doktor mit dem Anerbieten herausgerückt, einen Versuch auf demjenigen Felde zu machen, das sein Vater in des Sohnes Kopf und Herzen so fleißig angebaut hatte. — Der Doktor hatte freudig Alles angenommen und das Erscheinen seines Kämpen bei den übrigen Lehrern der Schule vorbereitet. — Welch eine Freude für den alten Weiberfeind, als Zebrü ihm den Lorbeerfranz brachte! Der Sieg war Balsam und machte den Kranken genesen. — Für den jungen Grafen hingegen lauerte der Tod in dem Siege. kaum ein paar Tage nach jener glänzenden Disputation wurde Zebrü, da er zur Nachtzeit vom Doktor nach Hause

ging, auf der Straße von einem verlarbten Menschen angefallen und mit einem Dolchstoße in den Arm verwundet. Der Mörder hatte den Stoß in's Herz führen wollen, war jedoch, Dank seiner Ungeschicklichkeit oder einer zufälligen Wendung des Angegriffenen, an den unrichten Fleck gerathen. — Mit dem Rufe: „Stirb, du blaßes Ungeheuer!“ hatte der Mörder sein Opfer angegriffen; mit dem Alles erklärenden Feldgeschrei: „Es lebe Faustina!“ verließ er den hintaumelnden Zebrù und entsprang den herbeikommenden Bürgern.

Die Folgen des Schreckens mehr als die Wunde, die von geringer Bedeutung schien, fesselten den jungen Grafen während mehrerer Tage an das Bett. Der Meister von Bologna leistete ihm dann und wann Gesellschaft. Hin und wieder erschien auch der Grieche Makios, und versuchte mit auffallender Schüchternheit, dem Kranken angenehm zu werden. Die eigentliche Wartung und Pflege erhielt jedoch Napoleone von einem jungen Florentiner, Dazio geheißten, der sich ihm von Anbeginn mit der aufrichtigsten Freundschaft, wie es einem Cavalier zusteht, genähert hatte. — Dazio, ein Edelmann von vielen Anlagen, wich so zu sagen nicht von Zebrù's Bette, reichte ihm die Arzneien, deren er bedurfte, verband seine Wunde und erheiterte den Niedergeschlagenen mit fröhlichen Erzählungen und kleinen Geschenken, die er täglich brachte, als von einer Dame herrührend, die nicht genannt seyn wolle.

Es war freilich unter den Vornehmern in Florenz Sitte geworden, fast täglich entweder in eigener Person nach Zebrù's Befinden zu fragen, oder einen Diener mit Grüßen zu ihm zu schicken; denn Alle wollten sich rein machen von dem Mackel, den der an Napoleone versuchte Meuchelmord gleichsam der ganzen Stadt angehängt hatte. Doch hatte noch Niemand gewagt, dem

Grafen ein Geschenk anzubieten, da man von seinem ungeheuern Reichthum vernommen, und da er beinahe ganz unbekannt in Florenz war. Nur die geheimnißvolle Dame ließ sich nicht abhalten, täglich mit irgend einer zierlichen Gabe von Dazio überreicht, aufzutreten. — Die Neugier des Beschenkten war an sich nicht groß; er betrachtete die kleinen Herrlichkeiten mit der Freundlichkeit eines Kindes, und stellte sie dann gleichgültig auf die Seite. Als jedoch einmal Dazio mit einem in einer kostbaren Vase liegenden Lorbeerfranz erschien, denselben auf Zebri's Haupt drückte und ihm sagte: „Wenn Du wüßtest, wer der Engel ist, der ein solches Geschenk Dir zugebracht hat!“ da erwiderte Napoleone, sich im Spiegel be sehend: „Ich möchte wohl als berühmter Philosoph oder Dichter mit dem Lorbeer um die Schläfe gemalt werden. Der Engel aber, der mir diesen unverdienten Schmuck, so wie die übrigen Geschenke überschickt hat, ist Niemand anders als Du, theurer Dazio. Ich bin verständig genug, um einzusehen, daß ich, weit entfernt, bei irgend einer Dame etwas zu gelten, vielmehr Allen als ein unversöhnlicher Feind und Beleidiger erscheinen muß, und diese Stellung ist auch diejenige, so ich begehre. Ich verachte dies Geschlecht und glaube vom Vater her das Recht dazu zu haben. Gestehe, Dazio, daß Du selbst der Geber aller jener Dinge bist, und daß Dein Märchen erfunden gewesen, um meine Einbildungskraft zu beschäftigen, damit meine Wunde weniger schmerze.“

Dazio schüttelte aber den Kopf zu dieser Vermuthung und nannte, seine Aufrichtigkeit zu beweisen, die Dame. „Faustina Salvete ist's, die Dich beschenkt hat. Es muß ihr, die ein edles Herz besitzt, daran liegen, Dir zu beweisen, wie hoch sie Deinen Verstand ehrt, der den ihrigen weit überwiegt, und wie tief sie ein Verbrechen verabscheut, welches, den Namen Faustina's frech

mißbrauchend, an Dir ſich verſuchen wollte. — Noch mehr: ſie läßt Dir zur Genefung Segen wünſchen und verlangt Dich näher kennen zu lernen. Ihr Vater ladet Dich ein, ſein Landhaus zu beſuchen und, als wäreſt Du ein alter Freund, zu kommen und zu bleiben, ſo oft, ſo lang Du willſt.“

Zebrù, der mit Staunen zugehört hatte, runzelte die Stirne, zog den Lorbeerkranz herunter und weigerte ſich, der Einladung zu folgen. Er berief ſich auf ſeine Unbeholſenheit im Kreiſe von Weibern und auf die Falſchheit derſelben; Faufina grolle ihm und wolle ihn ohne Zweifel vor ihrem Hofſtaat lächerlich machen. Seine Grundſätze erlaubten ihm ein für allemal nicht, anzunehmen, was ihm mit treuloſer Hand geboten werde. — Da ſeufzte Dazio tief, verſicherte den Freund, daß eine reinere Seele als Faufina's nicht auf Erden lebe; dagegen ſey eine Feindſeligkeit wie Zebrù's ein wahres Laſter und ein Vergehen an der Menſchheit. Dabei fügte er hinzu, wolle er geſtehen, daß er um ſeiner ſelbſt willen den Freund bitten müſſe, den Beſuch der Salverte nicht zu unterlaſſen. Er ſey ein weitläufiger Verwandter jenes Hauſes und als ſolcher in dieſer Sache mit Faufina's Vertrauen beehrt worden. Faufina würde aber nicht glauben wollen, daß er ſeinen Auftrag redlich ausgerichtet, wenn Napoleone ausbliebe. Endlich wolle er bekennen, daß er ſelber bis zum Sterben in Faufina verliebt ſey, was ihn ſehr bekümmere, theils weil er bereits mit einem andern Mädchen verlobt worden, theils weil Faufina keine Neigung zu ihm zeige. Indeffen könne er nicht über ſich gewinnen, von ihr zu bleiben, und flehe den Freund an, ihn zu der Gefährlichen zu begleiten und mit Fleiß alle Schwächen und Fehler oder Untugenden der Schönen auszukunſchaften und ſie dem Verblendeten ohne Schonung aufzudecken. Nur dieſes harte Mittel, nur eine Predigt aus Zebrù's Munde, ein Verdamm-

mungsurtheil des unbestechlichsten, strengsten Weiberrichters, werde ihn heilen.

Die Schmeichelei, die seiner Autorität dargebracht wurde, machte den Grafen geneigt, Dazio's Wünsche zu willfahren. In'sgeheim war er des Vorwandes froh, denn Faustina's Botschaft hatte gar seltsam sein Herz erregt. „Was hältst Du davon, Akakios?“ fragte er den Griechen, der eben eingetreten war. „Faustina ladet mich ein. Sie ist begierig, das Thier des Waldes, von dem ihre Beredsamkeit in Fesseln zerrissen worden ist, in der Nähe zu besehen. Ich will ihr die Freude machen. Was meinst du?“ — „Ich meine, daß du klug und recht daran thust,“ versetzte Akakios gar sanft und freundlich. „Wenn Du erlauben wolltest, möchte ich wohl Dich hinbegleiten, da jenes Fräulein auch für mich ein Studium ist und deine scharfen Bemerkungen beitragen werden, mir das schillernde Räthsel einer nicht alltäglichen Frauenseele aufzulösen.“

Ob schon Dazio dem schönen Constantin nicht allzu gewogen war, hatte er doch nichts dawider, als Zebri demselben vergönnte, ihn gleichsam als Knappe zu begleiten. — Der schüchterne Graf hätte gern eine ganze Feldschar von Genossen bei dem waglichen Besuche um sich gehabt. Er traute sich, Faustina gegenüber, um so weniger zu, als in seiner tiefsten Seele ein Geheimniß lag, das er liebte und dem er doch zürnte; ein Geheimniß, so leicht zu errathen, denn es schimmert durch die Wangen, glüht auf in den Augen, macht die Hände zittern und die Stimme beben. Faustina sollte es am allerwenigsten ergründen, dieses Etwas, dessen sich der Graf schämte; und dennoch — so fürchtete er — möchte sie gerade die erste sehn, welche den Fund machte.

Nach diesen Vorbemerkungen ist nur einfach zu melden, daß Zebri in der That seinen Besuch in Salvarte's Landhaus abstattete, von Faustina, die, wie ein Pfau

die Sonnen seines Federschmucks, so ihre Liebenswürdigkeit entfaltete, mit der größten Auszeichnung und Theilnahme empfangen wurde, und daß es ihm ging, wie gewöhnlich dem Sterblichen, der mit dem Fuße von sich stieß, was er nicht kannte, und was er später, bereuend und sehnsuchtsvoll, theuer erkaufen muß. — Er kam wieder, und kam oft, und kam dann alle Tage. Und alltäglich zeigte sich Faustina von einer neuen schönern Seite. Sobald der wohlklingende Name Napoleone Finasco-Zebrù in den Saal gerufen wurde, schwand von ihrer Stirne der Ernst, das Sinnen aus ihren Augen, die weiche Trägheit der Träumerei aus ihren Gliedern. „Napoleone!“ wiederholte sie öfters leise, von dem schönen, männlichen Namen bestochen, und eilte, wie von Schwingen getragen, ihrem Gaste entgegen, um das Zauberspiel wieder anzuhängen, wo sie es am vorigen Tage gelassen.

Ach! ein jeder ihrer Blicke war ein brennender Speer in Napoleone's Herz, jedes ihrer seidenen Haare eine Schlinge, worein sich seine Freiheit verstrickte. Die väterlichen Lehren verlöschte Faustina's Athem so gelinde, der Mund des todtten Hettore war so stumm, und so lebendig der Mund Faustina's. Hettore's Sohn hatte bald nicht mehr Lust, noch Muße, seinem Dazio den Weiberspiegel vorzuhalten. Er sprach nicht mehr mit seinen beiden Begleitern von der zauberischen Donna; die Begleiter selbst wurden ihm zur Last. Er hätte sie abgedankt, wenn er sich nicht geschämt hätte. — Und dennoch mußte er einmal gestehen, was ihm das Herz zernagte, das Gehirn zermarterte, was ihm den Schlaf, den Fleiß, die Eßlust, das Gedächtniß raubte. Dazio's Fragen, bekümmert theils, theils schelmisch aufgeworfen, machten ihn beichten: er sey ein Kind, ein Thor, ein lasterhafter Mensch; die heftigste Leidenschaft habe ihn dazu gemacht. Er habe Alles vergessen, was er je ge-

lernt; häßlich, wie die Nacht, träumte er dennoch von der Liebe und ihren Freuden; er habe den Eid gebrochen, den er seinem sterbenden Vater geschworen. „Faustina;“ seufzte er dreimal, und meinte genug gesagt zu haben. — Wie wurde ihm jedoch, als er, statt Vorwurf oder Spott zu hören, von Dazio vernahm, daß, allen Zeichen zufolge, Faustina's Neigung der seinigen entspreche, und daß die von ihm geschmähte Liebe geneigt sey, ihn zu belohnen. Er zweifelte, traute nicht, widerstand, gab sich endlich gefangen. Was das Herz wünscht, glaubt der Kopf leicht, sey er noch so gescheit. — Zebri hielt alle Einzelheiten zusammen, woran ihn Dazio erinnerte: die schwesterlichen Worte, die Faustina oft zu ihm geredet, die Aufmerksamkeit, womit sie seinem Gespräche zuhörte, den Eifer, den sie stets bewies, Alles zu thun, was ihm gefällig seyn könnte, das jungfräuliche Erröthen, das so oft, während er neben ihr saß, ihr regelmäßiges Gesicht verschönerte. — Er hörte mit Vergnügen, wie Dazio ihm sagte, daß er selbst alle Liebe zu Faustina aufgegeben habe in seinem Herzen, sobald er gesehen, daß sie sich dem Freunde zugewendet. Er betrachtete sich oft verstoßen, und bald mit der Neugierde und Vorliebe des Narzissus, und meinte selber am Ende, er sey von der Natur doch nicht so gar stiefmütterlich behandelt worden. Er trieb die Kühnheit so weit, daß er schon auf ein Mittel dachte, seine Leidenschaft der Geliebten zu bekennen, auf irgend einen Scherz, unter dessen Uegide er dem alten Salvete sein Hoffen und Werben vorbringen möchte, spazierend im Garten, oder sitzend beim Schachspiel, wozu ihn der „alte Spanier,“ so nannte man Faustina's Vater, bald angeworben hatte.

Oft kamen freilich wieder Stunden, die Zebri furchtsam machten, in denen ihn die Ungewißheit folterte. Täuschte er sich nicht über Faustina's Gesinnungen?

War er nicht in Fallstricke gerathen? Lachte nicht schon die Welt über ihn? Meinte es Dazio ehrlich? Wenn einmal, der Stolz der gefeierten Jungfrau Meister wurde über die Weiblichkeit, welche sie sich zur Pflicht gemacht hatte, wenn sie kälter war, als gewöhnlich, dann zitterte Zebri für seine Liebe. Er sah sich verlassen, preisgegeben, und floh mit blutendem Herzen, die ihn gefühllos verwundete. Aber konnte er fliehen aus Florenz? War nicht Faustina's Haus vor den Thoren der Stadt, am heitern Ufer des Arno? Konnte er der Schönen ausweichen, wenn sie ihm begegnete? Mußte er nicht antworten, wenn sie zu einer Frage die Rosenlippe öffnete, oder zärtliche Vorwürfe versuchte, daß er so lange ihre Schwelle nicht betreten? Wahrlich, mit einem einzigen Augenstrahl, mit einer einzigen Sylbe eroberte sie bei ihm mehr wieder, als sie in einer Woche verloren hatte.

Florenz war in seinem Urtheil nicht so schwankend wie Zebri. Die ganze Stadt war überzeugt, daß er Faustina heimführen werde. Die Frauen zuckten die Achseln, wenn sie von der Gelehrten sprachen, die ihre Bücher aufgegeben, um das Hausfräulein zu machen, und beneideten sie doch, trotz der Häßlichkeit des Grafen. Die jungen Herrn bemitleideten die verblendete Göttin und spöttelten hinter Zebri's Rücken. Offen wagte sich keiner an ihn, aus Furcht vor seinem niederstimmernden Spott und vor Dazio's Klinge, die immer bereit war, eine Beleidigung des Freundes zu rächen. — Selbst Meuchelmörder hätten mit dem Grafen nicht mehr leichtes Spiel gehabt; er trug unter dem Schüलगewande einen Panzer, an seinem Gürtel einen scharfen spanischen Dolch. — Dennoch sagte ihm Dazio einst mit gutgemeinter Strenge: „Es ist Zeit, daß deine ungewisse Stellung ein Ende nehme. Ich habe die Aussicht, als Gesandter nach Frankreich verschickt zu werden, und möchte

hoch einer Vermählung beiwohnen, die ich nach Kräften befördert habe und die eines gebesserten Weiberhassers köstlichstes Glück begründen wird. Für die Gefinnung meiner Base möchte ich bürgen; Du, ein Mann, sprich dein Wort zum Vater, versichere Dich der Braut und verlasse mit ihr die Stadt; denn fürwahr, die Mißgunst wird erst lebendig werden, wenn der Priester den Segen über euch gemurmelt hat.“

Was der gute Dazio vernünftig sprach, erwog Zebri in seinem Verstande, und beschloß, ein Mann zu seyn, und den Qualen des Zweifels ein Ende zu machen. Er schlang seinen Arm in den des Freundes und forderte ihn auf, mit ihm zu Salvete zu gehen. — Sie schlenderten getrost durch die Stadt und kamen auf einen Platz, wo des Volkes viel versammelt stand vor einer Thüre, die ein wunderbar verlarvter Mensch zu bewachen schien. Er war roth angemalt, vom Kopf bis zu den Füßen, trug eine Federkrone und einen langen Schopf auf dem Schädel, einen Federschurz um die Hüften und eine ungeschlachte Keule in der Hand. Dabei schrie er aus vollem Halse, indem er die Augen grell verdrehte: „Geht herein, den weitgereisten Don Mendoza zu besuchen, der seine Schätze von der Menschheit bewundern läßt und gekommen ist, beladen mit den Reichthümern der neuen Welt, die der Genueser Columbus erfunden und der berühmte Amerigo Vespucci entdeckt hat! Wer ein paar Quatrini anwendet, lernt bei Mendoza, dem Kastilier, Weisheit für hundert Pfund!“ — Die Freunde traten bei dem Abenteurer ein, der eine Menge von echten und unechten Seltenheiten, die er von den westindischen Inseln mitgebracht hatte, zur Schau stellte und zum Kauf ausbot. — Die Großmuth des reichen Zebri litt nicht, daß er weging, ohne etwas erhandelt zu haben. Er wählte das theuerste Stück der Sammlung, eines Medici würdig, wie sich Mendoza

ausdrückte, einen indianischen Pfeil, dessen Spitze in Gift getaucht und daher sorgfältig in einen Beutel gewickelt war. — „Trage dieses heim,“ sagte Zebrü zu seinem Diener mit gewöhnlicher Güte; „bändige jedoch deine Neugierde, und scherze nicht mit der Waffe. Der kleinste Nitz, den sie in die Haut schneidet, bringt den Tod!“

Das blühendste Leben erwartete indessen den Grafen auf Salverte's Landhause: Faustina in der höchsten Pracht ihrer Anmuth. Der Muth sank dem guten Zebrü neuerdings, da die Schönheit in ihrer höchsten Vollendung vor ihm stand. Unglücklicherweise wurde Dazio von seiner lieblichen Muhme nach der Stadt zurückgeschickt, um ein Geschäft auszurichten. Ohne dessen Beistand wagte Zebrü kein Wort an Faustina, obgleich sie zutraulicher war als je. Endlich forderte Salverte ihn zum Schachspiel auf, und er nahm sich vor, die Gelegenheit nicht zu verpassen. — Aber das Spiel begann, wechselte, endete, und der Graf hatte nichts geredet. Endlich sprang er auf und fragte nach Faustina. — „Sie wird ihre Fische im Gartenteiche füttern,“ antwortete Salverte. „Geht hin und sucht sie auf. Ich mag sie lieber in Eurer Gesellschaft wissen, als in der des Griechen, der bisher Euch immer begleitete. Ich habe nun einmal die Griechen; meines Vaters älterer Bruder ist zu Konstantinopel, verrathen von den Hundsn, denen er mit seiner Tapferkeit diente, schmäblich zusammengehauen worden.“

Zebrü hörte diese letzten Worte nur mit halbem Ohr und flog hinaus, sein Idol aufzusuchen. Faustina war nicht am Teich, die Fische zu füttern. Da der schüchternen Liebende hoffte und fürchtete ihr plötzlich zu begegnen, wenn sie hinter einem Strauch oder einer Gartenwand hervortreten würde, hielt er seinen Athem zurück und ging leise, wie die Luft, viel leiser, als die Stimme war, die er bald beinahe erschreckend vernahm. — „Du bist zudringlich, Constantin; ich liebe das nicht,“

sagte Faustina. Zebrù wagte einen Blick; das Fräulein iasß auf den Stufen, die zu einer Statue der Venus hinaufführten; neben ihr der schöne Grieche, der ihre Hand ergriffen hatte. Das Blut in Zebrù's Herzen gerann.

„Soll ich nicht den geringsten Lohn ernten für den Zwang, den ich so lange schon ertrage?“ fragte Akafios dagegen und ließ seufzend die Hand los. — „Du hast noch nichts gethan, um die geringste Gunstbezeugung zu verdienen, Constantin. Die Zeit rollt aber dahin und das Spiel, das ich so blind und thöricht unternommen, straft mich bitter, wie Du nicht weißt.“ — „Milde und Barmherzigkeit der Frauen! Das Herz zerspringt ihnen, während sie ihren Feind erwürgen.“ — „Pfui, Constantin! Noch einen Spott wie dieser, und ich nehme die Zuneigung, die ich Dir schenkte, zurück.“ — „Um sie dem Apollo Zebrù als ein Almosen zuzuwenden?“ — „Schweig, oder ich zürne Dir!“ — Nach einer Weile, aus tiefem Nachsinnen erwachend, fuhr Faustina fort: „Er hat mich sehr gedemüthigt, aber die Rache ist, wie ich fürchte, zweimal peinigender. Ich hätte ehrlicher sehn sollen. Ich bin es nicht gegen ihn, nicht gegen den Vater, da ich heimlich Dich begünstige, den er haßt, wie Alle deiner Nation. Ich bin auch nicht ehrlich gegen mich selbst.“ — „Also auch nicht gegen mich?“ — „Wer weiß?“ — „Ja, ja, Du quälst mich mit einer Kälte, die ich nicht verstehe. Hab' ich mich nicht deinem Dienste geweiht? Bin ich nicht auf deinen Wink vom Streit mit Dir zurückgetreten, um Dir die Palme zu lassen? Hab' ich mich nicht geschickt in dieses Haus geschlichen, deinem Vater und Vetter zum Troß, dulddend die hochmüthige Gönnerschaft, die jener gräßliche Pedant und Narr mir zugewendet? Wasse ich nicht wie ein Spion auf jeden Augenblick, der mir erlaubt, Dir zuzuwinken, Dir ein Wort zuzulüsteren? Soll diese Marter niemals ein Ende nehmen? Soll auch nicht die leiseste Gunst meine heldenmüthige Aus-

dauer belohnen? Wahrlich, Du weißt nicht, was ich für Dich gethan habe!" — „Ich muß Dir Recht geben, Constantin. Ich kenne deine Ansprüche nicht; ich kenne nur den Zauber, den die Natur über deine Gestalt verbreitet, der mich berückt und unterjocht hat, unterjocht wider meinen Willen. Glaube mir, daß ich oft, wenn das Herz schweigt und der Verstand redet, mich frage, ob auch deine Seele deiner Gestalt ähnlich sey? Meine Zweifel — ach! — Sie verstummen nicht! Und so liebe ich Dich, ohne deiner Liebe, ohne deiner Treue und Wahrheit, ohne meiner eigenen Beständigkeit gewiß zu seyn. Du trauerst? Er-muthige Dich! ich werde mein Wort halten. Es naht die Zeit, da ich frei über meine Hand weide verfügen können. Ich will die Deinige seyn, sobald ich nichts Böses aus ehrenwerthem Munde von Dir erfahren habe. Jedoch, zur Rechtfertigung meiner Liebe zu Dir, fordere den Grafen vor aller Welt zur Erneuerung des Streites auf, in dem er mich bezwungen, und stürze ihn von der Höhe seines Siegs durch deine Gewandtheit, durch deine Weisheit herab. Du, den ich einst als meinen Gegner scheute, steige unter meinem Panier, und ich reiche Dir vor allem Volke die Hand.“ — „Ich will thun, was Du verlangst. Doch wird die Rache nicht vollkommen seyn, wenn Du nicht ebenso öffentlich dem eingebildeten Gebrü den schmachvollen Abschied gibst. Du bist eine arge Fee, und ich weiß nicht, ob ich Dir trauen soll. Du hast das blasse Ungeheuer an den Wagen gespannt; es zappelt in den Stricken, das Wort der Werbung liegt schon lange auf seinen Lippen. O, banne es noch fest bis zur gelegenen Stunde, daß vor den Ersten des Volks zu gleicher Zeit sein wahnstünniges Verlangen und dein triumphirendes Mein bekannt werden möge!“ — Nach abermaligem tiefem Schweigen antwortete Faustina: „Ich will's“ — Seufzend stand sie auf und entließ den heimlichen Verehrer. Als sie in das Haus trat und nach dem Gast fragte, berichtete ihr Salvete

staunend, wie derselbe von ihm geschieden, und daß er nicht wieder zurückgekommen. — Nächsten Tages jedoch erhielt Faustina folgendes Schreiben aus der Hand eines Läufers des jungen Grafen:

„Unglückliche Faustina! Ich nenne Dich also, weil nur, wer ohne Falsch im Busen dahin lebt, glücklich genannt zu werden verdient, Du aber bist nicht ohne Falsch, und die Untreue schlägt immer ihren Herrn. — Ich könnte meinen Brief schon mit obigen Worten schließen, denn Du wüßtest schon hinlänglich, daß ich von Deinen schänden und arglistigen Rachevorsätzen unterrichtet bin. Aber es drängt mich, Dir zu sagen, daß ich Dir um der Gebrechlichkeit des Weibes willen verzeihe. Dem Schwachen scheint die Rache eine so schmackhafte Kost; Trauer und Täuschung folgen ihr jedoch auf dem Fuße. Ich will Dir solche Trauer ersparen und scheide von Dir, ohne „das Wort der Werbung“ über meine Lippen kommen zu lassen, ohne dem Elenden, der Dich überlistet und verblendet hat, öffentlich zum Opfer zu fallen. Ich zittere, indem ich dieses schreibe, weil ich Dich liebe. Ich hasse, ich verachte Dich nicht; eher müßte ich mich selber verachten, daß ich von den Lehren der Weisheit und Erfahrung abweichen konnte. Aber schon bin ich so keizerisch geworden gegen die Vernunft, daß ich's nicht für Sünde achte, Dich geliebt zu haben und ewig Dein Bild liebend im Busen zu tragen. Wisse und glaube mir, in der Brust des Häßlichsten lebt ein Geist, der gerne umfängt, was schön ist auf Erden, der auch für das Schöne, dem er nicht nahen darf, mit allen Flammen glüht. Mein Geist wird Deiner auch in der Ferne gedenken, versöhnlich, brüderlich, liebevoll. Du wirst mir immer theurer werden, je trockener und freudenloser Dein Leben sich gestalten wird, weil einem Weibe ohne Herz kein Heil auf Erden blüht; und segnen will ich Dich, während Du fluchen wirst dem Sa-

tan der Gefallsucht und Verführung, der die Welt durchschreitet. Denn ich habe Dich einmal zur Hälfte meines eigenen Lebens, meiner innersten Seele erkoren, und mag das nicht vergessen. Ich mag nicht wüthen gegen das Geschöpf, das sich mein „Ich“ nennen darf. Straucheln und sündigen wir nicht alle Tage, und verzeihen wir uns nicht alle Sünden? Zürnen wir nicht stündlich unsern Fehlern, und lieben wir uns nicht stündlich inniger? — Lebe wohl, Faustina.“

Dieses Schreiben versetzte Faustina in die grenzenloseste Bestürzung. Zwar erwachte sie bald aus derselben, um mit wildaufloodernder Freude zu rufen: „Den Heiligen Dank! Er sollte nicht das Opfer meiner Nachlust werden!“ Aber sie sank eben so schnell in die Betäubung zurück, indem sie ihre Locken zerriß und vor sich hin klagte: „Er ist für mich verloren! Napoleone für mich dahin!“ — Also, wie ein Marmorbild, saß sie da und horchte Tage lang auf ihres Vaters Fragen und Tröstungen eben so wenig, als auf das girrende Abendlied, das Makios unter ihren Fenstern sang, eine Meldung seiner Ankunft. Der Vater erfuhr nichts aus ihrem Munde; dem Griechen wurde ihre Pforte nicht aufgethan.

Schon einigemal hatte die Trauernde das Morgenroth beschienen, nachdem sie den Scheidebrief die ganze Nacht hindurch gelesen und wieder gelesen, und mit ihren Thränen befeuchtet hatte; da stellte sich Dazio plötzlich ein, wild und aufgereggt, wie ihn Faustina nie gesehen. „Was ist mit dem Grafen geschehen?“ fragte er: „Vase, was hast Du an meinem Freunde gethan? Doch, wie mag ich fragen, da ich Alles weiß? Mit dem glühendsten Fieber ringend, rief er Deinen Namen und fluchte dem boshaften Constantin. Wie schön, Vase, daß Du den edlen Napoleone für den glatten Buben aufgabst!“ Dazio riß den Degen aus der Scheide. „Sieh

her, Faustina, das Blut an dieser Klinge ist das Blut des glatten Buben! Erschrick nicht, zittre nicht! Er lebt, aber ich habe ihn mit einem Kreuz über's Gesicht gezeichnet. Er wird Dir nicht mehr gefallen, dafür stehe ich; aber dennoch soll er kommen und Dir Abbitte leisten. Du mußt ihn kennen lernen, den Betrüger, der, um sich bei Dir einzuschmeicheln, den Doktor von Bologna mit giftigen Substanzen erkranken machte; den Schurken, der dem Grafen meuchelmörderisch an's Leben wollte, jedoch ihn nur ungeschickt verwundet hat; den Abschaum aller Niederträchtigkeit, der im Rausch seines Sieges, voll Hohn über Zebri's Niederlage, voll Hoffnung, Dich endlich zu erringen, sich nicht entblödet hat, frehlerisch von Dir zu reden und sich gegen Leute seines Gelichters mit Gunstbezeugungen zu brüsten, die ihm gewißlich nicht geworden sind!"

Faustina gewann die stolze Lebenskraft der unbescholtenen Jungfrau wieder und blickte voll gerechten Zorns auf den mißhandelten Griechen nieder, den ihr Better zu ihren Füßen schleuderte. Ihre Stimme, Medea's Grimm und Niobe's Jammer vereinigend, klang furchtbar in Constantins Ohr: „Betrüger, Mörder, gewissenloser Brähler! Deine Rathschläge, Dein Zureden, sie haben mich elend gemacht! Fliehe von hier und verbirg in der Wüste Dein schmähdlich beslecktes Angesicht!“ Nach diesem Aufschwung der Erbitterung sank Faustina wieder in sich selbst zusammen und redete nur mit den Gespenstern ihrer Einbildungskraft, bejammerte ihr Daseyn, ihre Thorheit, die eines Bösewichts trügliche Schönheit dem Verstande und Herzensadel vorgezogen hatte, prophezeite des jungen Grafen Tod und klagte bitterlich, ihn überleben zu müssen. — Was in ihrer Brust geschlummert, was nur dann und wann sich wie im Traum geregt hatte, war erwacht durch den Schrei ihres Schmerzens; die Leidenschaft der Liebe, die flammende Sonne

in deren Strahlen der morsche Abgott ihrer Sinne zu Asche verbrannte. — Da sagte eines Tags ein freundlicher Mund zu Faustina: „Napoleone lebt, er hat sein Leiden überwunden. Lebe auch Du, und zwar für ihn!“ Und sie genas zur Stunde von der Krankheit ihrer Seele.

Wie es nun kam, daß der Beleidigte die Kränkung vergaß, daß der Flüchtige wiederkehrte zum süßen Kerker, daß die zarte Sehnsucht und die grüne Hoffnung auf's Neue über des mürrischen Sottore Lehren die Oberhand behielten, mag leicht begreifen, wer da weiß, wie gern ein liebend Herz bereut und verzeiht, und was verständige Freunde vermögen. Salvete und Dazio rasteten nicht. Des großen Cosimo, des königlichen Kaufmanns erlauchter Enkel, Faustina's Beschützer, wenn nicht sogar ihr Vater, wie die Florentiner murmelten, führte die Liebenden zusammen, tauschte ihre Ringe am Verlobungsfest und bestimmte den Tag der Vermählung. — Die Stadt versagte dem Paare ihre Ehrfurcht nicht. Das körperliche Mißverhältniß der Brautleute trat in den Hintergrund vor ihrer so kräftig ausgesprochenen Leidenschaft und ihrem so großen Reichthum. Dennoch zögerten die Florentiner mit ihrem lauten Beifall; sie schlenen eines erwünschten Ausgangs der Sache noch nicht gewiß zu seyn. Vor dem Abendroth soll keiner glücklich gepriesen werden.

Als Gott der Herr das Paradies hinter unsern Stammeltern verschlossen hatte, versteckte er es vor allen Menschen, und erlaubt bis auf diese Stunde nur den Liebenden im Brautstande, von Zeit zu Zeit einen Blick hineinzuwerfen, und sich im Geiste darinnen zu ergehen. — Für Napoleone und Faustina stand ebenfalls das Eden offen; doch lauerte in seinem Haine die Schlange des Argwohn's, des Mißtrauens und falscher Erkenntniß. Unähnlich der alten Natter des Paradieses, wählte sie sich zum Opfer den Mann und umschürte Napo-

leone's Herz und Gehirn. — Er wurde binnen kurzer Zeit ein zweilebiger Mensch, heiter, gefällig und angenehm, so lange er sich unter den Augen der Geliebten befand; mürrisch, verschlossen, schwermüthig, so bald er in seines Hauses Einsamkeit zurückkehrte. Seine Melancholie wuchs schnell und riesengroß; eine besondere Furchtsamkeit bemächtigte sich des jungen Mannes dergestalt, daß sie in seinen Worten und Bewegungen sich ausdrückte. — Je heftiger diese unglückliche Stimmung in seiner Seele überhand nahm, je geringer wurde seine Macht, sich zu verstellen. Die kluge Faustina bemerkte endlich, daß trotz Napoleone's angenommener Heiterkeit etwas Außerordentliches in ihm vorgehen müsse. Doch schwieg sie und wartete geduldig auf eine bessere Laune des Bräutigams. Später schwieg sie aus andern Gründen. Ihre eigene Seele war befangen von unheilvoller Furcht und Ahnung. — Sie hatte, dem Aberglauben der Zeit zufolge, dem auch die bessern Köpfe huldigten, von einem berühmten Astrologen zu erfahren gesucht, ob ihre Ehe glücklich seyn werde. Der weise Mann hatte nicht bejaht, sondern mit Zweifeln geantwortet, die peinlicher quälten, als ein klar vorhergesehenes Unglück.

Faustina verschwieg ihrem Geliebten ihrer Neugierde Versuch, um nicht von ihm verspottet zu werden; sie verhehlte es nicht minder, um seine Ruhe nicht zu stören, oder seine übeln Stunden nicht noch trauriger zu machen. Ihr Betragen wurde jedoch ungleich und raubte dem armen Zebri eine Stütze nach der andern, von denen er bisher noch im Gleichgewicht erhalten worden war. Wie staunte daher Dazio, als er aus Frankreich zurückkam und in einen Tempel bräutlicher Wonne zu treten vermeinte, daß er eine so üble Veränderung an seinem Freunde wahrnehmen mußte! Er bestürmte ihn mit den heftigsten Fragen, und mußte alle Bitten und Beschwörungen der innigsten Seelenbrüderschaft verschwenden, ehe ihm Zebri

mit sorgenvoll gefurchter Stirne sagte: „Ich bin allzu glücklich, Dazio. Mein Glück ist so groß und herrlich, daß es unmöglich dauern kann. Die Alten, jene lebensflugen Menschen, opferten in solcher Lage das Köstlichste den Eumeniden. Dem Christen ist dieser Sühnungsweg verschlossen. Nur ein Wunder kann unser Schicksal aufhalten im Verlaufe; aber Wunder werden nur den Heiligen bescheert. Meine Angst ist furchtbar, Dazio. Hinanklimmend am Lebensbaume des Glücks, sehe ich bereits mit Bittern das Ungeheuer, das mein Heil verschlingen wird, mir entgegen kommen. Ach, wie selig, wer da nicht lebte, mein brüderlicher Freund! — „Wiederhole mir Deine Klage, ich zweifle, daß ich verstanden habe, was Du sagtest; was befürchtest Du im Ernste? Ein irdisches Unheil? Einen Verlust an Gut und Habe? Schäme Dich, Philosoph!“

Da seufzte Zebriù noch einmal so tief denn zuvor, erwidernnd: „Ich fürchte nicht den Ruin meines Reichthums, den Brand meiner Paläste, nicht den körperlichen Tod. Aber mehr als den Einsturz der Welt fürchte ich den Tod meiner Liebe! Ja, Dazio, meine Liebe wird sterben müssen, mit ihr mein ganzes Heil. Ich habe es überlegt von allen Seiten; es kann nicht anders seyn. Je näher ich mit Faustina dem Altare schreite, je fühlbarer wird mir der Abstand von ihrer Schönheit zu meiner Mißgestalt, von ihrem klaren Verstande zu dem finstern Wirrsal in meinem Kopfe. Wie wir zusammentrafen, wie unsere Hände sich erreichen konnten — mir ist es täglich unbegreiflicher, und immer morgen ein größeres Räthsel als heute. Aber was ich deutlich sehe, ist der gähnende Schlund des Verderbens zu unsern Füßen: es ist die Ungeheuerlichkeit unserer Vereinigung. — Wenn ich mich nicht rette, wenn ich einschlummere auf Rosen, werd' ich erwachen auf Dornen, in den Flammen der Hölle. Faustina wird, sie muß zurückkommen von dem Blendwerk, das

ſie mit mir verband. Wie wird ſie mich haſſen, wenn die Binde von ihren Augen fällt! Könnſt' ich's ertragen? Sie ſpielt heute noch mit mir wie mit einem poſſierlichen Schäfer; morgen wird ſie entrinnen vor mir wie vor einem häßlichen Affen! Jeder Tag wird ihr in meinem Antlitze eine Falte mehr, in meiner ſchwachen Geſtalt eine Verkennung weiter verrathen. Die ſchadenfrohe Sonne macht jedes Auge nüchtern, und die Nüchternheit iſt der Tod der Liebe, und dieſen Tod könnte weder mein Geiſt noch mein Körper überleben! Ich muß einen Ausweg finden!"

"Du treibſt einen graufamen Scherz. Zweifelſt Du an Fauſtina's Treue? Willſt Du abermals von ihr ſcheiden, um euch Beide zum Geſpött der Welt zu machen?" Zebrü ſchüttelte den Kopf. "Ich ſcherze nicht, ich prophezeihe," ſagte er. "An ihrer Treue zweifle ich nicht. Doch, was iſt ſchlimmer: Liebe ohne Treue, oder Treue ohne Liebe? Das letztere, meine ich, Dazio! Aber ſcheiden, wie Du es begreiſt, ſcheiden, wie ein ungetreuer oder mißlauniger Buhle — nein, das will ich nicht. Wenn ich je mich trenne von Fauſtina, ſo geht mein Geiſt, mein Leben mit. — Ich ſchwaze jezo etwas verwirrt, Dazio; zürne mir nicht. Schöner und wahrer klingt der Spruch der Alten, daß die Götter mitten aus der Fülle des Glücks, der Kraft und der Jugend den hinwegnehmen, den ſie lieben."

Napoleone ließ dieſen räthſelhaft zuſammengestoppelten Aeußerungen noch viele andere von gleich wunderlichem Gehalt folgen, bis Dazio endlich das Wort nahm und ihm mit allem Ernſte ſeine unmännliche Befürchtung verwies. Er predigte dem Schwärmer lange und glaubte endlich, da der Graf immer weniger Einwürfe machte, und zuletzt gänzlich ſchwieg, den böſen Lindwurm eitler Sorgen überwunden zu haben. Der junge Diplomat kannte die Menſchen noch nicht von Grund aus. In ſeiner Täuſchung verharrend, wünſchte er dem Freunde Glück zu einer beſſern

Ueberzeugung und erzählte ihm, daß er stehenden Fußes nach Pisa zu gehen vorhabe, um seine Braut abzuholen, und daß von ihm beschlossen worden, sein Vermählungsfest mit Zebrù's zu vereinigen. Mit nachdenklichem Lächeln spendete ihm der Graf seinen Beifall und sie trennten sich, der Eine abreisend, mit guter Vorbedeutung in der Brust, der Andere zurückbleibend als ein Raub finsterner Gedanken.

Ein Bräutigam verrichtet seine Geschäfte und Aufträge trotz des besten Gilboten. In ein paar Tagen war Dazio zu Pisa fertig geworden und trat mit seiner Auserwählten die Fahrt nach Florenz alsbald an, damit sie keinen Augenblick versäumten und just am Vorabend des Vermählungsfestes ankämen. Wie trabte so muthig der Renner Dazio's! Wie klangen so lustig die Schellen, wie so leichtsinnig wehten die Federn der Maulthiere, welche die Sänfte der Braut trugen! Der Wind blieb hinter ihren Hufen zurück. Dennoch gab es wenige Miglien von Florenz Anstände und Aufenthalt, die verursachten, daß erst am Abend das Paar in der Stadt der Medizeer eintraf. Dazio führte seine Schöne in Faustina's Palast. Er fand die Letztere in Unruhe; seine Augen suchten vergebens den Bräutigam. Kummer, Unwille und Befürchtungen bemächtigten sich seiner, da er von Faustina vernahm, daß Napoleone seit zwei vollen Tagen nicht gesehen worden war. Noch vor einer Stunde war ein Diener mit Anfrage zu ihm gesendet worden und hatte den Bescheid erhalten, der Graf sey in seinem Gemache eingeschlossen und wolle später von sich hören lassen. — „Du verstehst mich, Dazio,“ endigte Faustina mit gefalteten Händen, „wenn ich Dich bitte, bei ihm Dein Heil zu versuchen. Ich halte die Angst nicht aus, die mir sein Benehmen einflößt. Alle Zeichen stehen auf ein großes Unglück. Meine Laute ist gesprungen, die Cule hat geschrieen, des Astrologen Weissagung wird sich erfüllen!“

Dazio rannte voll Eifer in Zebrù's Wohnung. Sie wurde für den folgenden Tag geschmückt; Kränze flat-

terten von allen Wänden, von den irrenden Lichtern der Diener und Arbeitsleute glänzte hell das ganze Haus; Dazio drang zum Kabinet des Freundes vor. Seiner Stimme öffnete sich die Thür. Napoleone, blässer als gewöhnlich, umarmte schweigend den lieben Gast. „Du kommst zu spät, und dennoch früh genug,“ sagte er gelassen zu ihm. „Ich errathe, wer Dich sendet. Ich kann wenigstens noch von Dir Abschied nehmen und Dir mein Lebenswohl an sie aufgeben.“ Er zeigte auf eine kleine Wunde an seinem Arm und auf den am Boden liegenden Indianerpfeil. „Ich habe meinen Zweifeln und Aengsten nicht widerstehen können und mir den giftigen Tod in's Blut gefloßt. Wer glücklich sterben will, sterbe, ehe er noch sein Glück genossen!“ Noch einmal umarmte Zebri den erstarrenden Dazio und setzte lächelnd hinzu: „Ich warte, wie Cleopatra, auf des Todes Umarmung. Der bleiche Geselle zögert, weil ich kein schönes Weib bin. Ich danke ihm jedoch die Böggerung, da ich Dich noch einmal sehe, und einen lebendigen Gruß an Faustina auf Deine Lippen legen kann. Sage ihr, daß der Todespfeil weniger brennt, als jener, den ihre Schönheit mir im Herzen ließ; sage ihr“

Die Pforte sprang auf und Faustina, gefolgt von Dazio's Braut und von Salvete, stürzte fliegenden Haars herein. Die Angst hatte ihr nicht Zeit gegönnt, Dazio's Botschaft zu erwarten. Zebri sank zurück auf den Sessel vor ihrem Anblick. Einige Worte Dazio's, die an der Erde liegende Waffe erklärten sogleich der Entsetzten, was hier vorgegangen war. Mit herzerreißendem Tone klagte sie: „Napoleone, bist Du untreu worden Deinem schönen Siegernamen, der zuerst mein Herz entzückte, ehe noch Deine Tugend und Weisheit mich eroberten? Du sollst, Du darfst nicht sterben, oder ich will mit Dir ins finstere Land gehen! Willst Du noch mehr Beweise meiner Liebe? Wo ist Deine

Wunde? Erlaube, daß ich mit meinen Lippen das scheußlichste Gift aus Deinem Blute sauge, daß ich Dich rette, wenn es noch Zeit ist, und zu Deinen Füßen hochbelohnt sterbe, während Du wieder auflebst, mein Geliebter!" — Die leidenschaftlich begeisterte Jungfrau warf sich vor Zebri, der sich vergebens sträubte, auf die Kniee und preßte ihren glühenden Mund auf die blutige Spur der indischen Waffe.

Da füllte sich das Gemach mit ritterlich geschmückten Leuten. An ihrer Spitze war der erlauchte Lorenzo de Medici selbst, bestürzt über das Schicksal, von dem seine geliebte Faustina bedroht war. — Die Kunde von dem schrecklichen Vorfall lief schon mit Blitzesschnelle in der Stadt umher. Einer der Prioren von Florenz hatte auf den Befehl Lorenzo's jenen Abenteurer Mendoza ergriffen, der noch dort verweilte. Aus dem Schlummer geweckt, aus dem Bett, nur halb bekleidet, gerissen, zitternd und rathlos, wurde der Spanier dem Medizeer nachgeschleppt, und Zebri gegenüber donnerten ihm rauhe Stimmen in's Ohr: „Du trägst die Schuld an diesem Unglück: Sieh hier die vermaledeite Waffe, die Du verkauftest! Hilf jetzt in der Noth, Landstreicher! Die indianischen Heiden verstehen die Kunst, das Gift unschädlich zu machen. Heraus damit, wenn Du Dein Leben liebst!“

Zebri erhob seine Hände und bat für den Unschuldigen; Faustina sträubte sich gegen Salverte und Lorenzo, die sie zu entfernen suchten. Sie rief: „Zu spät! Zu spät! seht ihr ihn nicht erbleichen? Das Gift, das ihn tödtet, schleicht auch in meinen Adern. Laßt mich neben ihm entschlummern!“ — Und alle Anwesenden antworteten mit einem wilden Weheruf. Nur Mendoza ermannte sich, trat zuversichtlichen Auges vor und sprach vernehmlich: „Nicht doch, nicht doch, mein gnädiger Herr! Gott segne Euch, mein Fräulein, und lasse euch

Beide noch tausend Jahre leben! Wahrlich, ihr habt nichts zu befürchten. Der Tod hat nur seinen Scherz mit euch getrieben.“ — Die Verwunderung war allgemein. Man fragte nach der helfenden Arznei, man erwartete einen heilenden Hexenspruch aus Mendoza's Munde. — Der Landfahrer strich aber gemüthlich die Haare hinter den Ohren, zauste lächelnd seinen Knebelbart und sagte nicht ohne alle Beschämung: Vergebt, ihr Herren und Frauen, aber dem Kaufmann ist ein kleiner Pfiff erlaubt. Die Giftpfeile, die ich verkaufte, haben das ferne Indien zwar gesehen, jedoch von meiner Hand sind sie gefertigt und getaucht worden in den süßen Saft der Melone.“

Da erheiterten sich plötzlich alle Gesichter; ein unbändiges Lachen folgte dem bitteren Schmerz auf dem Fuße, und Zebrü, wieder aufsteigend aus dem Grabe in den Himmel seines Glücks, war flug genug, in das Gelächter einzustimmen und von Stunde an sich zu bekehren. Die redliche Aufopferung Faustina's hatte als Wunderbalsam seine Seele vom Aussatz der Thorheit geheilt, und er gelobte sich selber, ihr mit der redlichsten Liebe immerdar zu vergelten. — Die Kränze flatterten auf's Neue, von Lichtern der Fröhlichkeit erglänzte wieder das Haus und ein goldener Regen strömte in die Mütze des wohlthätigen Betrügers Mendoza. — Mit dem Frühroth riefen die Glocken der Kreuzkirche die beiden Paare zur Trauung. Dem Abendroth entgegenziehend, führten Napoleone und Dazio ihre jungen Frauen aus der Stadt in ihre Schlösser. — So hatte also für dieses Mal der kleine blinde Gott, da er dem starren Zweifler in der Nähe nichts anhaben mochte, seinen Pfeil vom Bogen des indianischen Schützen über's Weltmeer geschneilt und sein Ziel getroffen mit einem Meisterschuß.

Inhalt.

	Seite
Der Sklave Cäsar und seine Familie	1
Napoleone Zebù	131

G. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

LXVII.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Schildereien.

Erzählungen

von

C. Spindler.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Flammen unter Schnee.

Die Lieb' ein Held, der mit dem Löwen ringt,
Die Lieb' ein Dieb, der über Mauern springt;
Die Lieb' ein Feu'r, das alles Gold verzehrt,
Die Lieb' ein Wolf, der alles Land verheert;
Die Lieb' ein Thor, das läßt zum Himmel ein,
Die Lieb' ein Schlund, der führt zu Höll und Pein.

Erste Abtheilung.

Vor etwas mehr als hundert Jahren hat in der Nähe einer kleinen Stadt in den vorderösterreichischen Landen ein Mann gelebt, dessen seltsamer Wandel ihm den Ruf eines Sonderlings, wo nicht gar eines Narren von bössartiger Natur geschaffen hatte.

Sein Haus, nur zwei Büchschüsse von den Thoren des Städtchens entfernt, stand auf der ersten Wellung des Gebirgs, umgeben von Terrassen und abgetrennt von den Nachbargütern durch Gräben und Plankenwände; den Rücken gelehnt an den schwarzen emporsteigenden Bergwald, die Vorderseite schauend gegen Stadt und Strom, aber bis auf wenige Fenster ungestlich verschlossen. Vor den Pfortenflügeln der Einfahrt wucherten Pflanzungen von Nesseln und Unkraut jeglicher Gattung; zu dem Thürchen daneben führte nur ein schmaler Pfad, kaum breit genug für einen schreitenden Mann. Das regsame Ge-

tümmel der Landwirthschaft war längst in dem Hofe verholten; die Wildniß war darüber Herr geworden.

Der Besitzer dieses verwahrlosten Eigenthums war seit vielen Jahren darinnen heimisch. Er war gekommen, man wußte kaum woher. Er war Bürger der Gemeinde geworden, ohne sich jemals um seine Mitbürger bekümmert zu haben. Dem kleinstädtischen Belauern seines Thuns hatte er steinerne Gleichgültigkeit entgegengesetzt, und endlich den Sieg davon getragen. Die Neugier war nach und nach erstorben, das Seltsame des Mannes zur Gewohnheit geworden, und dem Fremden, der sich etwa nach dem wüsten Hause und dessen Herrn erkundigte, wurde nur obenhin geantwortet: „Der Blunder verfällt leider, und der Narr, dem er gehört, ist doch so reich! Aber so viel Tollheiten, als er Jahre zählt, langen nicht bei ihm aus, und kein Mensch will mit dem Doktor jemals mehr zu schaffen haben.“

Alt und reich war der Doktor allerdings. Das erstere sah man ihm an, ohne seines Laufscheins zu bedürfen, und von seinen Renten, die in der Landschaft Chiavenna fielen, woher er stammte, obgleich von deutschen Eltern, wußte der Kaufmann des Städtchens, der mit Rauwolfs Finanzen verkehrte, zu erzählen. Zur Zeit, da er in's Land gekommen, um so viel jünger und gepriesen als ein goldschwerer Gast, hatte man seinen Umgang gesucht, ihn gelockt zu Schützenfest und Rathsherrnschmäusen, zu Familientafeln und Familienverbindungen. Umsonst, der scheue Sonderling war allen Lockungen ausgewichen, und man hatte ihn endlich sich selber überlassen. Seither war der Schützenverein ausgestorben, der Rath vielmal erneuert worden. Die Väter, welche dem Doktor ihre Töchter auf oder unter der Hand angetragen, ruhten alle schon in ihren Gräbern; die Töchter selbst trugen jetzt Runzeln und Brillen, und manche wiegte schon ihre Enkel.

Nomen et Omen! Der Doktor Raewolf war von Jahr zu Jahr seinem Namen anpassender geworden und allmählig dahin gekommen, daß er sein Revier nicht mehr verließ, um Menschen zu sehen. Dafür kannten ihn die hohen Tannen des Waldes und dessen Bäche um so genauer. Wie manchesmal lagerte er sich in ihrem Schatten, an ihren Ufern, dem Forste ein doppelt willkommener Gast, als er kam, wann jeder Andere wegblieb: zur Zeit des Sturms und des Regens! Er liebte das Knarren der Stämme, das Wehen der hin- und hergefegten Zweige; er liebte den schießenden Strahl der Woge, den klatschenden Fall der Gewässer. „Was soll ich bei euch, ihr Bäume, wenn ihr, von der Sonne gesenkt, lautlos brütet, wie der Vogel im Nest? was soll ich bei Dir, ausgetrocknetes Bett des Wildbachs?“

So oft daher Lorenz, der Kammerdiener, Verwalter und Gärtner des Einsteblers, seinen Herrn weckend, übles Wetter verkündete, lächelte der Doktor nach seiner Weise, und sagte als Morgensegen: „Gott sey Dank! endlich wieder ein Tag, um mit der Natur allein zu sehn! Ich werde doch heute Niemanden begegnen!“ — Und fiel das schlechte Wetter auf einen Sonntag: „Desto besser. Denen Affen wieder einmal ein Sabbat verdorben. Philistää wird bitterlich weinen, daß es seine abgeschmackten Festgewänder einschließen, und seinen spießbürgerlichen Luftwandel einstellen muß. Die Pest auf die Steifröcke und Perrücken der Philister! Wie sie sich bäumen und brüsten in den Fegen, womit sie ihre Gemeinheit adeln wollen! Die Pest auf ihre Spaziergänge, wo sie prangen mit Pferden und Kutschen und einhertriumphiren mit neuen Hüten und steifgewaschenen Halsbinden, mit ihren schönbarbirten Gesichtern und ihren pausbacigen Rangen!“

„Der Segenswunsch ist nicht christlich, Herr Doktor;“ schaltete eines Tages Lorenz ein, und der Herr erwie-

derte gemäßiger: „Ein Wunsch ist ein Nichts, Du ängstliche Seele. Ist etwa der Donner ein williger Knecht dem, der ihn herbeiruft, und wie viele Donnerwetter werden nicht in einer Viertelstunde herbeigeschworen? Holt denn der Teufel alle diejenigen, so wir ihm gesprächsweise überantworten? Laß mir daher die Pest. — Sie stimmt so gut zu meiner ehemaligen Profession!“ setzte er seufzend hinzu und schwieg für eine Weile.

Lorenz glaubte die Unterhaltung zu Ende, und ging zu der gewaltigen Wanduhr, um sie aufzuziehen. Da begann der Doktor wieder, gleichsam mit sich selber redend: „Dennoch wäre sie vielleicht nicht übel, die Pestgeißel, um Böses auszutilgen, und das Leidliche wieder aufzufrischen? Es käme etwa, wie vordem, nach dem langen und weitschichtigen Tode ein neues blühenderes Leben auf, und die matten Gehirne klopften wieder mächtiger, und den morschen Herzen entsproßten Blumen, entrieselten jugendliche Quellen? Boccaz, der zierliche heitre Narr, träte wieder mit schellen-klingendem Schuh dem Leichenbitter die schwarze Ferse ab? Wahrlich: sie brauchten's, die verbutteten, doppelgliedrigen Menschencreaturen! — Aber, was quäle ich mich um das Gefindel? Meine Zeit ist um, und wenn die goldene wiederkäme!“

„Ich glaub's selbst;“ brummte Lorenz: „Wenn er nicht einmal mehr am schlechten Wetter genug Geschmack findet, um seine Litaneyen einzustellen, wie soll's denn noch werden?“

„Du maulst wieder, wie mir scheint?“ fragte der Herr argwöhnisch.

„Nichts weniger, mein Herr. Nur seufze ich über den Staub, den ich kaum mehr von den Schränken loszuschauern vermag.“ — „So? gehts über deine Kräfte, so laß' ihn liegen;“ antwortete der Doktor. — Der Bediente versetzte muthiger: „Wenn meine Alte herau

Kommen dürfte . . . ? Weiber verstehen sich eben doch am besten auf dergleichen."

Lorenz verstummte gleich vor dem gähen Zucken im Gesichte des Gebieters, das einen wilden Zornausbruch befürchten ließ. Dennoch faßte sich Rauwolf unbegreiflich schnell, verzog den zürnenden Mund zum verächtlichen Schmolten und erwiderte: „Wenn das Weib flink zu sehn verspräche . . . ? ich gehe aus, werde eine Stunde wegbleiben, nicht minder nicht mehr. Aber — wenn ich das Weib in meinem Zimmer anträfe . . . !“

— „Sorgen Sie nicht. Das Weib soll's nicht wagen. Das Frühstück soll jedoch unverzüglich erscheinen.“ —

Der Bediente entfernte sich sehr zufrieden, aber der Herr schaute unzufrieden auf seine Umgebung. Das Geräthe, sogar der Fußboden war dergestalt mit Büchern und Schriften überstreut, daß nur ein dem Hause völlig Vertrauter auf einem labyrinthischen Fußsteige von der Thüre bis zum Schreibtisch gelangen mochte. Um und um Alles grau, schmutzig und trübe, wie der Himmel draußen. Rauwolf schüttelte den Kopf und murmelte: „Ich bin einst auf blanken Böden von Ceder- und Rosenholz gegangen und gestanden, wie ein Anderer. Ich habe mich vordem eines bessern Polsterstuhls bedient, als dieses wurmfichigen, strohbesflochtenen. Meine Vorhänge waren einst von heller Seide und nicht gelb und zerrissen, wie diese da aber ist nicht Alles eitel? Bin ich nicht glücklicher jezo in diesem Moder, als vordem in meinen prächtigen Stuben?“

Er athmete schwer unter der Last seiner seltsamen Glückseligkeit, und wendete sich verstört zu der frugalen Morgensuppe. „Dero Gelahrtheit hat nicht gut geschlafen? Sie sehen so bleich?“ fragte Lorenz.

— „Ich befinde mich nicht wohl, mein Freund. Ich bin heute weinerlich aufgelegt, ein rathloser Mann. Mir ist, als müßte ich mich irgendwo anlehnen, an irgend etwas

klammern. Körperliche Verstimmung erzeugt diese elende Schwäche. Meine Seele . . .“ er fühlte nach dem Herzschlage — „ist mausstill, regt sich kaum; daher kann ich sie als ruhig annehmen.“

Während er gedankenvoll speiste, betrachtete ihn der getreue Diener mit großem Mitleid. Wie rührend sprach zum Auge der weiße, etwas vorgebückte Scheitel des langgewachsenen Mannes! Sein magerer, wohlgenuskelter Körper machte ihn ähnlich einem hartfasrigen Baume, dessen Wipfel vom Sturm geknickt, vom Blitze gestreift worden. In der Haltung des Greises, in seinen weißen Locken, auf seiner hohen Stirne lag der Ehrfurcht erregende Zauber, dessen das trockne, mumienfarbige Antlitz beinahe völlig ermangelte. Seine kleinen schwarzen Glimmeraugen stimmten trefflich zu dem breiten, schmallippigen Munde, zu dem scharfen Bogen der Nase und dem dreisten Kinn, das immer weiter vorstrebte, je tiefer der Nacken einsank. — Es erschütterte zu tiefer Wehmuth, dieses Gesicht, wenn es, wunderbar veränderlich, plötzlich in die Falten des Schmerzens sich legte, oder vor dem Dämon, der hinter ihm arbeitete, bis zum Tode erschlaft, die Waffen streckte. Es wurde jedoch zur Schrecklarve, wenn über die gefurchten, dunkelroth unterlaufenden Wangen der Zorn bligte; dann und wann zur possenhaften Maske, sobald der Doktor fröhlich und guter Dinge wurde. Wer aber diese Fröhlichkeit sah, wich dem Raubwolf gerne aus, bis ein milderer, düsterer Ton wieder sein Antlitz überzogen hatte. Denn in seiner Physiognomie wurde das Gelächter zum Grinsen, in seinem Munde der Spaß zur verzweifelten Lästerei.

„Es sind an die zwanzig Jahre verstrichen, seit wir hier wohnen;“ hob der Diener mitleidig an: „Seit einiger Zeit wankt Ihre Gesundheit; das Einerlei wird Sie tödten, lieber Herr, und Sie könnten's doch zu hohem Alter bringen! Wenn Sie nur meinen Bitten nachgeben, eine kleine

Reiße unternehmen wollten! Meiner Treu! ich ging gerne mit; denn auch meine alten Knochen rosten hier, so zu sagen, in ihren Gelenken ein."

Der Doktor lehnte sich in den Stuhl zurück, und versetzte höhnisch: „In dem Raume meine Hoffnung suchen? Welch' ein Thor wäre ich! Ich gäbe viel darum, wenn ich mit der Zeit fertig wäre; wenn ich Muth genug hätte, mit ihr fertig zu werden!"

Lorenz errieth nicht, was der Herr eigentlich unter obigen Worten verstand, aber die Haut schauerte ihm unwillkürlich. Er hing den Kopf, während Rauwolf fortfuhr: „Du weißt, altes *animal domesticum*, daß ich's schon mit Allem in der Welt versucht habe. Ich hatte mein Leben der Freundschaft und der Weisheit vertraut: Ade, ihr Freunde, Ade, o Weisheit! ihr habt mich schmählich hintergangen. Da hab' ich mein Leben an die Liebe gesetzt . . .! ach, das Weib hat mich betrogen wie einen Narren. — Endlich war ich noch so toll, mein Alter an die Unschuld und Dankbarkeit zu wagen. Und noch einmal belogen, betrogen, bestohlen! — Was soll mir nun die Welt, was Leben, was Gesundheit? Der Welt nachzulaufen jezo, nachdem ich so lange sie geflohen? Dem Leben, nachdem ich's so lange gemartert? der Gesundheit, nachdem ich so lange sie verachtet, wie das Leben, wie die Welt? Weshalb auch der feige Widersprung? Um ein paar Athemzüge zu gewinnen? Pfui! — den Athem auslösch'en, das wäre ein männlich Wort; aber ich bin ein Poltron, und fürchte mich, meinen Lebensrest in ein paar wohlthätigen Tropfen auf einmal hinunterzuschlucken. Ich fühle mich wahrlich krank; Du hast Recht." —

Wie nun der Doktor das Haupt senkte, erhob Lorenz das seinige und predigte, wie schon oft: „Weil also Ihre Kunst einmal Sie im Stiche gelassen, weil ein paar Freunde Sie betrogen, weil eine Herzliebste Ihnen die Treue gebrochen, — weil Ihr Neffe, statt eines artigen

Jungen, ein böser Bube geworden, — deshalb quälen Sie, der Unschuldige, Ihr eigenes Leben ab, und mißhandeln sich in eigener Person? Sie leiden wahrlich die Strafe, die Jenen hätte werden sollen."

Kauwolf fuhr kerzengerade in die Höhe, setzte den Hut auf, und sagte: „Sie ist ihnen geworden, die Strafe: das Schicksal hat seine Pflicht gethan. Die Falschen verdarben, die Treulose ist in den Ketten eines Tyrannen verschmachtet; . . . Der Bube — nun, ich habe ihn verstoßen, habe von ihm meine Hand gezogen; . . . er kann nicht glücklich seyn. Aber, warum sollte ich mich von Menschen länger täuschen lassen? Meine Liebe war Thorheit, mein Haß ist Gerechtigkeit, und gerecht will ich seyn, so lange mir die Augen offen stehen."

„Gerecht?“ fragte Lorenz bekümmert: „wie das, da Sie doch immer gegen die beste Hälfte des Menschengeschlechts ungerecht gewesen? — „Alberner Pinsel!“ versetzte der Doktor: „die beste Hälfte? Wir Andre müssen wahrlich grundschlecht seyn. Weiber, denen keine Schnürbrust zu enge, während die geringste Verpflichtung sie centnerschwer drückt? Die Teufel! dennoch so freigebig mit Schwüren! warum sind sie's, die bösen Engel?“

„Nicht alle gleichen Ihrem Bilde. Meine gute alte Marie“

— „Schweig! ich bin ein Thor, den Verkehr in meinem Hause zu dulden. Ihr besteht mich a due, während Du mich ehedem tutto solo betrogst.“

„Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Doktor. Selbst, wenn unsere Ehe mit Kindern gesegnet wäre“

— „Schweig, Bestia!“ fiel ihm der Doktor mit einer großartigen Bewegung des Quastenstocks in das Wort: „Das ist euer Glück, Gefindel, sonst stände euch längst die Welt offen, und meine Verlassenschaft würde nicht das mindeste Legat an euch zu entrichten haben.“

„Wir dienen nicht außs Testament, Herr Doktor. Wenn

Sie jedoch" — Lorenz erlaubte sich den Scherz, da er bei dem Gebieter gute Laune verspürte — „wenn Sie jedoch Ihr Testament ändern, und statt des Spitals uns arme Leute zu Universalerbten einsetzen wollten . . .“

Kauwolf lachte, und antwortete, die Treppe hinabsteigend: „Quod non; um euch recht zu ärgern, werd' ich noch heirathen, und meinen Kindern zuwenden, was in eure Krallen fließen sollte.“ Worauf Lorenz trocken erwiederte: „Nun, dazu ist's wohl zu spät; aber wär's nicht zu spät, ich gäbe gern Dienst und Legat darum her, Sie gleichsam wider Willen glücklich zu sehen.“

„Rhinoceros!“ Der Doktor schien eben nicht böse, da er wegging, aber ihm war beinahe betrübt zu Muth, und zwanzigmal wiederholte er im Walde die Worte des Dieners: „Dazu ist's wohl zu spät, zu spät; . . . wenn's aber nicht zu spät wäre . . .?“

Nach dem Regen folgte, wenn nicht Sonnenschein, doch eine dem Frühling wenig angemessene Kälte. Kauwolf, aus dem Bergwalde niedersteigend, knöpfte sich tüchtig ein, und verschnaupte unter einer Eiche, die noch den vollen dürren Blätterschmuck des langen Winters trug. Er übersah von diesem Standpunkte zwei Thäler und die Landstraße, die nach Süden zieht. Auf den geschlitzten Griff seines Stocks gestützt, setzte er die Selbstgespräche fort, womit er seine Wanderungen zu verzieren pflegte. „Der alte Rüpel, der Lorenz, hat nicht unrecht mit seinen Ermahnungen; ich fühl's. Ich bin selber meine Lebensweise müde. Der Genuß, den sie mir gewährte, ist abgetragen, die Meige schal. Es ist ein Wunder, daß mir der grauhaarige Bursche nicht unter die Nase lacht, so oft er mich ansieht. Ich muß ihm wahrlich noch langweiliger vorkommen, als er mir erscheint. Welch ein Daseyn! Immer dieselben vier Augen, die sich begegnen, kalt und gleichgültig begegnen! Immer dasselbe Lied auf der albernen Tagwerksorgel! Wir lie-

ben uns nicht, ich schwöre darauf. Ich könnte den Lorenz heute wegschicken, ohne daß es mich einen Seufzer kostete, und er ginge meiner Treu nur mit schwerem Herzen, weil der Verlust seines Legats ihm das Herz schwer machte. — Nein, wir lieben uns nicht. Gewohnheit von meiner Seite, Habsucht von der seinigen, hält uns zusammen. Er liebt sein altes dummes Weib mehr, als seinen alten gelehrten Herrn.“ Rauwolf runzelte die Stirn, und schlug sich mit der Faust davor: „Gelehrter Dummkopf! Der Doktorhut ist zu klein, deine langen Ohren zu bedecken. Kirchhofsrabe! Der gute Altringer weiß davon zu erzählen, und wird mich schön empfangen, wenn ich einmal hinüberkomme. — Einmal? einst? thut der Dummkopf nicht, als wäre noch ein Säfulum bis dahin? Und doch — wer weiß, wie nahe mir mein Ende? — Aber darum eben muß ich bei der Stange bleiben, und meine Lektion bis zum Omega aussagen. Die Leute lachten mich aus, wenn ich vernünftig würde, so wie sie mich ausgelacht haben, da ich mich närrisch anstellte. — Ja freilich, wenn's nicht zu spät wäre?“ Er versank in seinen Gedanken.

Ein paar Frachtwagen fuhren auf der Straße vorüber. Einer der Fuhrleute blies in seine starrgewordenen Hände. „S'ist rechtschaffen kalt;“ sagte er. Sein Kamerad entgegnete: „Siehst Du? Andern Leuten ist eben auch nicht warm. Hättest wohl die arme Frau mit ihren Kindern hinten aufsitzen lassen sollen.“ — „Pah, pah! Die Frau wäre recht, aber der Kerl? Ich hätte Todesangst für unsere Ladung. Der Gauner plünderte sie im Nachtquartier.“ — Der Fuhrmann deutete mit dem Peitschenstiele zurück auf die letzte Krümmung der Heerstraße, wo sich eine Menschengruppe langsam bewegte. Es waren die Leute, von denen der Kärner gesprochen. Nachdem die Lastfahren in dem Hohlweg am Berge verschwunden, kamen die Wanderer heran; eine traurige Gesellschaft. —

Fünf Menschen, darunter eine Frau, deren Lumpen kaum vom Roth der Straße zu unterscheiden; deren Antlitz aber in solchem Schmutz und Gräuel erglänzte, wie ein milder schöner Stern am dunkelnächtigen Himmel. Ihre abgehärmten Züge predigten deutlich, daß die Schönheit ein göttliches Geschenk, eine Schrift, von Engelsband geschrieben und schwer vertilgbar durch den Tod der Lebendigen, durch das Elend. Mit der Schönheit des Weibes war noch Anmuth im Bunde. Die zerrissenen Kleider hingen noch wohlänständig um die zarten Glieder, ein verblichenes Tuch — doch war es von Seide — verhüllte, mit einer gewissen Zierlichkeit geknüpft, die braunen Locken. Die kleinen Füße der Pilgerin steckten zwar in schweren unreinen Schuhen, aber sie gingen trotz der plumpen Bekleidung auf der bösen Straße leicht dahin — vorwärts, in die Welt hinaus, aufrecht unter schmerzlicher Last. Die Frau trug in ihren Armen, halb eingehüllt in eine zerlumpte Schürze, einen Knaben von mittlern Alter, dessen Hände und Beine hingen, wie eines Todten, dessen Mund, klaffend vor Durst und Erschöpfung, nur zu stöhnen vermochte. Mutterarme sind stark; die Frau hatte Kraft genug, den Schwerermüdeten emporzuhalten, und dabei das Gesicht mit schmerzlicher Freundlichkeit dem kleinen Mädchen zuzuwenden, das auf ihrem Rücken hing, und lächelnd — wie der Hunger eben zu lächeln weiß — den Nacken der Mutter streichelte. Schöne, bittere Thränen schwammen in den großen blauen Augen des armen Weibes; ihr halbgeöffneter Mund zeigte die vollständigen Reihen seiner blanken Zähne, noch unangetastet von dem Skorbut der Landstreicherei. Der Athem dieser zärtlichen Brust war noch nicht vergiftet von den Gewohnheiten, die der heimathlose Bettler, strolchend von Ort zu Ort, sein Verderben zu vollenden, nicht säumt, anzunehmen. Den Adel dieses Wesens hatte selbst die Berührung des Gemeinen nicht zu verschänden gewagt, —

Wäre sie allein, die bleiche und schöne Frau, ihre rauhe Straße gezogen, sie hätte, bevor die Sonne sank, eine Freistatt, eine Heimath finden müssen oder alle Barmherzigkeit wäre von der Erde verjagt gewesen; — aber, wer ging vor ihr her, ein schlimmer, verdächtiger Führer? — Ein Mann von hoher, schlanker Gestalt, dessen Schultern die Livree des Mangels, aber sonst keine Bürde trugen; dessen Gesicht Spuren von langer Jugend und einiger Schönheit aufwies. Dieser Paß war jedoch ausgestrichen, so dicht und verworren liefen die Linien der Verderbtheit darüber her. Der unordentliche Bart, das wie ein Strick um des Mannes Nacken gegürtete Halstuch, der geborstene Hut, aus dessen Rissen das gaunerhafte Strupphaar des Trägers zu Tage wuchs, gaben einen passenden Rahmen ab, zu diesem in seiner fühllosen Gleichgültigkeit schreckhaften Antlitz. Der war fertig mit der Welt; Den wunderte und rührte und beschämte nichts mehr; Der wußte zwar nirgends einen Rath, war aber zu Allem entschlossen! „Der die Lilien auf dem Felde kleidet . . .“ das betete niemals Einer mit größerer Zuversicht und Hingebung, als dieser Landstörzer; doch betete er's auf seine besondere Weise. Ihm war Alles recht, wie's kam, nur gleich er nicht dem Kameele, das sich aufladen läßt Centner um Centner, bis es nicht mehr aufzustehen vermag. Er durfte nichts tragen, ihn mußte nichts drücken. Seinen Fersen nachwandeln mochte das Weib, und schleppen und frieren und hungern, wie es konnte. Kaum daß er dem ältern Mädchen erlaubte den Schooß seines Rocks zu fassen, und in dessen Falten die Thränen des Hungers zu weinen. Kaum daß er sich herabließ, das Bündelchen, welches, kaum faustgroß, die Habseligkeiten der Familie enthielt, an sein Handgelenk zu hängen; die Hände steckten aber warm in den Taschen seiner holländischen Plundern von Segeltuch. Auch hatte sich noch irgendwo am Rocke ein Knopf gefunden, der das viel-

geflückte Kleid über Hemdfragment und Brust zusammenhielt. Somit war für den Familienvater hinlänglich gesorgt, und die Seinigen — mochten zusehen. —

Raben flogen über den Weg. Mit knabenhafter Neugierde gaffte ihnen der Landstreicher nach. Sein Blick haschte dabei den ausruhenden Spaziergänger unter der Eiche. Der Instinkt ermahnte ihn, den Ruhenden anzubetteln; aber es war so weit und hoch hinan zu dem alten Manne, und in der Nähe blitzten die Thürme einer Stadt, wo mehr zu holen, wo zu borgen! Kalt wendete der Bettler dem Doktor den Rücken, und pffif der zögernden Frau, schnellere Füße zu machen.

Rauwolf bewegte sich indessen sehr verdüstert und schnell heimwärts. Hastig brummte er dem entgegenkommenden Lorenz zu: „Halte das Haus verschlossen, hörst Du? Ich jage Dich schimpflich fort, wenn Du einen Bettler einlässest, wenn Du nur „Wer da,“ rufst, wann das Gefindel klopft.“ — „Welch' Gefindel?“ fragte Lorenz staunend. Der Herr blieb die Antwort schuldig und ging hinauf. —

Später klopfte man wirklich ein paarmal hintereinander an die Thüre, schüchtern wurde ein Klingelzug gewagt. Marie, die in der Küche handthierte, sagte zu ihrem Lorenz: „Nun, was stehst Du da? hörst Du nicht? frage doch, wer da ist?“ — „Der Herr hat's verboten, Marie.“ — „Ach, der alte Narr, der! . . .“ — „Willst Du schweigen?“ Lorenz hielt ihr änglich den Mund zu, und deutete nach oben: „der steht gewiß auf der Lauer, und paßt mir und meinem Gehorsam auf den Dienst.“

Es war auch richtig, wie Lorenz vermuthete. Der Doktor lag im Hinterhalt, wie ein Häfcher; er horchte wie ein Spion. Da nach dem Klingelzug nichts mehr zu hören war, als der Tritt eines sich entfernenden Mannes, athmete Rauwolf leichter, und sagte, in sein Zimmer schleichend, für sich: „Nun wär's abgewendet. Er

magß nun gewesen seyn, oder nicht — Addio.“ — Hierauf setzte er sich zu Tische, und speiste mit Appetit seinen Risotto nach Mailänder Art. Lorenz schenkte ihm das Glas Siders = Malbaster *) ein, das er täglich genöß; und ging sodann zur eigenen Tafel hinab in die Küche.

Und als der Doktor gewohnheitsmäßig, nachdem er getrunken, die Augen schloß um einige Minuten zu verschlummern, knarrte plötzlich die Thüre, und der auf-fahrende Schläfer erblickte, gleichsam wie ein klares Bild auf dunkeln Grunde, den Landstreicher, der auf der Schwelle stand, den lecken Hut vom Kopfe ziehend und den Mund öffnend zur Bettlerbegrüßung.

Aber kaum hatte Rauwolf ein: „Was soll's?“ ge-stammelt, als den Bettler sein Compliment reute. Er setzte den Nebelspalter *) wieder auf, sagte kaltblütig: „So? sind wir's? Da ist nichts zu haben;“ steckte die Hände in die Taschen und wollte davon gehen.

— „Es ist seine Stimme, bei Gott, seine Stimme!“ sagte der Doktor alsobald: „Halt da! das Gesicht Komm' Er näher, daß ich Sein Gesicht deutlich sehe!“ —

Der Bettler kehrte um, kam dem Doktor näher. Der Letztere glühte, während der Andere nicht einen Blutstropfen zu viel im Antlitz trug.

„Heinrich! Er ist? Nicht wahr, Er selber?“ —
— „Ja, Onkel: ich bin's auf Ehre.“ — „Daß Dich die Pest! Er sieht jämmerlich aus.“ — „Wie ein Fußreisender aussehen kann. Ihr seyd alt geworden, Onkel, aber ich habe Euch dennoch bei'm Eintritt alsobald wieder erkannt.“ — „Bei'm Eintreten? Rhinoceros! Wie ist Er hereingekommen?“ — Der Nefse zuckte die Achseln, und zeigte auf seine Beine.

„Hat Lorenz sich unterstanden, Ihm aufzuthun?“

*) Ein sehr geschätzter Walliserwein, dem spanischen ähnlich.

**) Dreieckiger Hut. Schweizerprovinzialism.

Der Nefse kopfschüttelte, und zeigte in den öden Hof, wo ein ausgebrochenes Fenster eine Bresche gegen den Graben öffnete. „Dort, wo die Eibere läuft, bin ich hereingestiegen.“ — „Auf den Raub? wie der Dieb in der Nacht?“ — „Ich stehle nicht. Die Neugier lockte mich in dieses Haus, das ausgestorben schien. Konnte ich mir einbilden, hier meinen Vaterbruder anzutreffen, der mich in Chiavenna davongejagt? Hätte ich hier innen nur Tode gefunden, so möchte wohl seyn, daß ich mich zu ihrem Erben gemacht hätte.“ — „Verzweifelter Bursche! Da er aber seinen frischen und lebendigen Oheim gefunden, was meint Er nun?“ — „Daß hier für mich nichts zu holen sey, und daß ich daher dem Herrn Dufel einen guten Abend wünsche.“ — Abermals drehte Heinrich dem Doctor gleichgültig den Rücken. Dieser Trotz reizte den Sonderling.

„Halt, Taugenichts! Wohin?“ — Mit der Geberde gemeiner Leute rückwärts über seine Schulter deutend, antwortete der Taugenichts: „Sie wartet draußen mit den Schreihälßen.“ — „Sie? Wer, Sie?“ — „Frau Rauwolf, meine Frau, Euch zu dienen.“ — „Ja so; das Glend hatte ich ganz vergessen.“

Heinrich stand, den Blick zerstreut auf den Dufel geheftet, wie ein Bedienter da, der einen Befehl erwartet, dessen Ausrichtung ihn wenig kümmert. „Wer ist Seine Frau?“ fragte der Doctor neuerdings. — „Aus guter Familie, Oheim, eine Hamburgerin. Ihr Vater, der Kaufmann Tonnewiet, hatte die trefflichste Canaria-sektbrauerei. Viel Geld, . . . Alles dahin!“ Er blies mit stumpfem Lächeln über die flachen Hände; dann vergrub er sie wieder in seine Taschen.

— „So? und Sein Geld, Sein Vermögen? Auch Alles dahin, nicht wahr? — Achselzuckend erwiderte Heinrich: „N'est pas marchand, qui toujours gagne. Ich bin auf der Reise, um meine Angelegenheiten wie-

der herzustellen.“ — „Es scheint hohe Zeit zu seyn?“ — „Hoch Mitternacht;“ scherzte der fühllose Bettler. — „Schäm' Er sich, mit ernsthaften Formeln Spaß zu treiben. Sag' Er Ueber, was Er zu thun gedenkt?“ — „Die hohe Republik Venedig bedarf rüstiger Arme und fleißiger Colonisten in Morea. Ich bin empfohlen, ich gehe dahin.“

Der Doctor hätte schier ein Kreuz geschlagen. „Ist Er von Sinnen? Ja, dazu mußte es kommen. Nach dem Gelde geht der Verstand dahin.“ — „Ich widerspreche;“ lächelte der Leichtsinrige: Ich fühlte mich nie reicher im Geiste, als jezo. Eine ruhige Beschaulichkeit hat sich meiner bemächtigt. Vorherbestimmung ist das Grundgesetz der Welt. Ihm huldige ich. In der weiten Fremde blüht vielen das Glück; warum nicht auch mir?“ — „Wohl, wohl; was sagt aber Seine Frau zu der mühseligen Auswanderung?“

Der Neffe zog einen tiefen Seufzer aus der Brust, und entgegnete mit vornehmer Ernsthaftigkeit: „Die Ehe hat viel für sich, aber nicht minder ihre schwarze Seite, wenn nicht gleichgestimmte Gemüther sich verbanden. Meine Frau — nun, sie ist immer recht wacker gewesen indessen, ihre Hoffnungen sind enge, ihre Ansprüche schülerhaft bescheiden. Sie ist nicht erfinderisch für die Zukunft. Ich muß eben für Alles sorgen.“

— „Das wäre Seine Schuldigkeit. Seine Frau folgt ihm doch, wie ich sehe?“ — „Nun ja; sie folgt, weil sie muß sie folgt, weil die Kinder nicht vom Vater lassen; weil sie verhungern würden, wenn der Vater nicht wäre.“ — Der Landstreicher versuchte, eine edle, mit seinen Worten übereinstimmende Haltung anzunehmen. Der Versuch kostete ihn den letzten Rockknopf. Die traurige Blöße ganz verwahrloster Armuth schaute aus der Lücke. Der Doctor wendete sein Auge ab, und sagte leise: „Geh' Er, bring' Er mir Seine Frau

und Kinder. Ich will um ihretwillen mein Haus Seiner Gegenwart preisgeben." — „Vielen Dank, Herr Onkel. Ich nehme die Gastfreundschaft für die Meinigen an. Wäre meine Gegenwart überlästigt, so will ich gern in einer Herberge des Städtchens mein Unterkommen suchen, und in der Gesellschaft wackerer, vielgereister Handwerksgefallen“

Der Doctor unterbrach ihn mit einer heftigen Geberde, und der Nefse ging ruhig von dannen, seine Familie zu holen. Nicht Furcht, nicht Freude machten sein Herz enger.

„Und der ist auch ein Mensch;“ betrachtete Rauwolf für sich: „der ist auch Einer von denen, die zu lieben der Katechismus vorschreibt! — Ja, ja wohl, ich werd' ihm forthelfen, wie der Reisende in Spanien dem Bettler spendet, der ihn, mit der geladenen Muskete an der Backe, anspricht; wie Androklus dem grimmigen Löwen beisprang, der dem Flüchtling in der Wüste begegnete. — Aus der Bestiola ist eine Bestie geworden; daher Respekt vor ihr. — Und sein Weib? Welch' eine Megäre wird wohl das Elend aus dem Weibe gemacht haben? Elend macht böshaft. — Die Kinder aber? ... Läppiſches Mitleid! ich werde die Wolfsbrut in ihnen nicht verkennen.“

Da öffnete sich abermals die Thüre und das Weib trat herein, die Kinder im Gefolge. Sie unterstüzte den Knaben, der sich kaum auf den wunden Sohlen zu erhalten vermochte. Sie erröthete, die Gattin, vor dem strengen Antlitz des Oheims; die Mutter übersflog mit zärtlichen Blicken die schlanken Gestalten ihrer Kinder und verklärte sich wie Maienlicht. Der Doctor fühlte sein Herz wanken. „Seze sich die Frau;“ sagte er sanft: „ruhe aus, armer Knabe. Wie ist Ihr Name, liebe Frau?“ — „Antonia Rauwölfin, eine geborne Tonnewiet aus Hamburg.“ — Die weiche Stimme entsprach völlig dem anziehenden Aeußern.

Des Oheims Augen suchten den Nefsen. Antonie er-

rieth es, und sprach leise: „Er ist unten bei des Herrn Bedienten, der ihm ein Glas Wein vorsezte. Er hat so lange keinen Wein getrunken. Entschuldige ihn der Herr . . . der Herr Vetter.“ — „Werde noch Gröberes zu entschuldigen haben;“ murrte der Alte ungeduldig. Dann winkte er der Frau näher: „Die Frau ist da in einer hilflosen Lage, gequält von einer bösen Vergangenheit, aller vernünftigen Hoffnungen auf die Zukunft entbehrend. Wie kommt Ihr all dieses vor?“ — Antonie schwieg gesenkten Hauptes.

„Die Frau hat schon viele Leiden mit dem Wüstling ausgestanden. Wodurch hat er Sie und sich selber zu Grunde gerichtet, der Unflath?“ — „Er hatte Unglück, lieber Herr;“ entgegnete Antonie seufzend, dennoch lag in den Worten eine fürchterliche Anklage. — „Er hat geschlemmt, verschwendet, wie ein Gauch; nicht wahr?“ Die Frau verneinte stumm, aber ihr Mund verzog sich schmerzhaft. — „Hat gefaulenzt, gespielt und gewettet?“ fuhr der Alte fort. — Die Augen des Weibes spiegelten von Thränen. — „Hat seine Frau und Kinder und andere Leute betrogen, schlechte Streiche gemacht?“ — Die Zähnen Antonia's strömten über; ihre zitternden Hände baten stumm den grausamen Frager, inne zu halten.

Nach einer Pause fing er mitleidiger an: „Wie konnte Sie die Schmach so lange ertragen?“ — „Ich bin seine Gattin;“ antwortete sie. — „Wie mag Sie das Leben Ihrer Kinder und das eigene auf's Spiel setzen und dem bössartigen Tollkopf folgen? in ein Land folgen, wo euch nur Verderben und elendiger Tod erwartet?“ — „Ich bin seine Gattin, herzlichster Herr Vetter.“ — Der Doctor schwieg, auf's heftigste bewegt und erstaunt. Er hatte nicht erwartet, je in eines Weibes Seele so viel Liebe, so starke Treue zu entdecken.

Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit wendete er sich

an den Knaben. „Wie alt bist Du, mein Junge?“ — „Albert wird bald drelzehn Jahre;“ antwortete die Mutter statt des Knaben. — „Sm, wenig entwickelt für sein Alter;“ murmelte der Doctor. „Du bist sehr erschöpft, Albert?“ Der Knabe seufzte. Antonie sprach: „Er trug die Schwestern manche Meile weit auf dem Rücken, und seine Schuhe sind zerrissen.“ — Da fiel Albert ein: „Und die vielen Umwege, die ich von Dorf zu Dorf machen mußte! Wollte ich nicht vom Vater geschlagen sehn, so galt es Eile.“ Alberts matte Blicke funkelten auf. Der Doctor schauderte indem er die erbleichende Mutter fragte: „Umwege? Schläge? Was heißt das?“ — Antonie wendete sich voll Beschämung ab, und flüsterete: „Erlasse mir der Herr wenigstens, Ihm zu sagen...“

In der Weigerung lag das Geständniß. „Schweige Sie!“ rief der Alte ergriffen: „ich verstehe . . . ich errathe! Unglücklicher Bube, Du mußtett betteln und bekamst Schläge, wenn Du nicht schnell, wenn Du mit leeren Händen zurückkamst. O der Schande! ein Landstraßenbettler, der meinen Namen trägt!“

„Macht's mit dem Schicksal aus, gelehrter Herr!“ unterbrach ihn der Nefte, der mit einiger Weinlaune in's Zimmer trat. — „Halt er das Maul, Abschaum aller Nepoten! An Seinesgleichen muß das Schicksal immer und ewig Alles gethan haben!“ — Heinrich entgegnete böshaft: „So macht es mit Euch selber ab, Vaterbruder; denn am Ende wart nur Ihr mein böser Stern, da Ihr mit meiner Jugend Unarten keine Geduld hattet, und mich ohne Führer in die Welt stießt, deren Strudel den Unerfahrenen verschlangen. Ich bin noch sehr honnet, daß ich auf die Planeten schiebe, was ich von Gott und Rechtswegen nur Euch anrechnen sollte.“

Der Doctor wollte auflodern, aber sein Gewissen ließ es nicht zu. Er fühlte, daß für diesmal das Unrecht nicht allein auf des Tagdiebs Seite war und verstummte.

Zu Antonia's Beruhigung trat eine tiefe Stille ein; die Kinder entschlummerten vor Müdigkeit; Heinrich triumphte schweigend, als ob er den Dheim für alle Zeiten auf's Haupt geschlagen hätte. Raunwolf überlegte indessen wichtige Dinge, kämpfend mit edeln Entschlüssen und menschenfeindlichen Zweifeln. — Endlich hob er langsam an:

„Der Bruch zwischen Herzen, die an einander gebunden gewesen, ist nicht so leicht zu heilen; zwischen Ihm, Nefte, und mir ist Alles aus. Verstanden? Das Höchste, das ich für Ihn zu thun geneigt seyn dürfte, wäre, daß ich den Beutel zöge, und Ihm eine Wegzehrung nach seinem Kirchhof in Morea mitgäbe; damit Punktum. Aber Sein Weib und Seine Kleinen jammern mich. Besinne Er sich. Schlägt Ihm noch so etwas von einem Uhrwerk unter der linken Rippe? Wäre das noch der Fall, warum wollte Er in Sein verdienstes Unglück die Unschuldigen verflechten? Auf die Gefahr hin — es geht mir mit nichten leicht vom Herzen — auf die Gefahr hin, noch einmal bei Undankbaren Ammendienst zu vertreten, will ich Sein Weib sammt den Kindern unter meine Pflege nehmen.“

„Liebster Herr Vetter!“ rief Antonia, in Rührung aufwallend. — Heinrich warf ihr einen finstern Blick zu.

„Nicht in mein Haus!“ fuhr der Doktor etwas ängstlich fort: „Gott bewahre mich vor solcher unmittelbaren Nachbarschaft! Aber für eine Freistatt will ich sorgen, und dann mag Er, Nefte, entweder Sein Glück machen, oder . . . kurz, die Seinigen sollen nicht verhungern, wie ihnen in Morea bevorsteht. Rede Er jetzt, und ohne viel Federlesens.“

— „Ich habe hier nicht zu reden; meine Frau soll entscheiden;“ versetzte Heinrich, und sendete ihr wieder einen Blick, der gleichgültig an ihr emporstrich, aber gebieterisch auf ihrem Auge haften blieb. — Der Glende hätte des Tyrannenblicks nicht bedurft. Freiwillig schon

hatte Antonia ihre Hand ausgestreckt, und gerufen: „Ich trenne mich nie, nie von meinem Manne. Der Herr Wetter empfangen meinen heißesten Dank, aber ich bin Heinrichs Gattin, und weiche nicht von ihm. Wer sollte ihn trösten im Unglück, wer den Kranken pflegen, wer ...“ hier wurde Antoniens Stimme sehr ungewiß — „wer seine Freuden theilen und das Glück, das ihm, wie ich hoffe, der Himmel endlich bescheeren wird?“

Heinrich nickte ihr gnädig zu. „Du hast freie Wahl, liebe Antonia;“ sagte er arglistig: „Ich möchte Dir rathen, meinem alten weisen Oheim zu glauben, der mir nur Unheil prophezeit. Bedenke: Du hast nur die Wahl zwischen dem Brod der Thränen und dem Brod der Gnade.“

„Wie kannst Du mich so unbarmherzig quälen, Heinrich?“ fragte Antonie laut schluchzend und warf sich an den Hals des Gefühllosen.

„Bettelvolk, Zigeunerpack, Pfannenslickergesindel!“ schalt der Doktor in seinen Bart: „Ich wasche meine Hände; Punktum. Macht, was ihr wollt.“

„Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden;“ versetzte Heinrich mit heuchlerischer Salbung: „Wenn jedoch der Herr Oheim unsern Kindern angedeihen lassen wollte, was auszuschlagen uns die Pflicht gebietet“

Mit einer Geberde des Schreckens umfaßte Antonie ihre Kleinen: „Unsere Kinder? Heinrich, was sprichst Du da? die Kinder verlassen, unsern einzigen Reichthum?“

Der Nefse, der gerne seine drückendste Bürde losgeworden wäre, hieß seine Frau mit Härte schweigen. — Der Doktor entgegnete dem Vorschlag nach einigem Bedenken: „Was sollte ich mit den Menschlein beginnen, sobald die Mutter nicht bei ihnen? Mit den Dirnen zumal will ich mich nicht befassen. Nehmt sie mit euch, und bittet Gott, daß er sie mit der Zeit in eines Pascha

Harem gerathen lasse. Vielleicht retten sie einmal ihren Herrn Vater durch ihre Fürsprache vom Strick oder vom Spieß. Damit jedoch die Frau da, wenn sie einst in's Vaterland zurück sich betteln sollte, einen Sohn finde, der besser für sie forge, als ihr pflichtvergessener Mann gethan, und zugleich, damit nicht ein junger Rauwolf auf den Landstraßen Almosen heischen müsse, will ich den Albert hier behalten. Sein Zustand ist nicht un-gefährlich. Wollt ihr, Vater und Mutter, daß der Sohn am Leben bleibe, so spricht ein „Ja“ zu meinem Vorschlag. Sagt „Nein,“ wenn ihr des Buben entledigt sehn wollt durch den Tod, und scheert euch Alle mit einander zum Henker. Verstanden?

Das Anerbieten war allzuflar und daneben allzu-gebieterisch ausgesprochen worden, als daß Zweifel und Bedenklichkeiten an ihrem Ort gewesen wären. Der Neffe willigte kalt ein; die Mutter bezwang das Leiden ihres Herzens, weil Albert selbst die Forderung des Großonkels mit aller Macht unterstützte, und weil seine körperliche Ermattung kaum eine Wahl zuließ. — Weinend führte Antonia den Knaben zum Sessel des Doktors. „Ich übergebe ihn dem gnädigen Herrn Oheim, wie unserm Herrgott;“ sagte sie: „wenn nicht mehr auf Erden, doch im Himmel werde ich das unschuldige Blut von dem Herrn fordern.“

„Keine Litaney, liebe Frau;“ antwortete Rauwolf verdrießlich: „Ich bin kein Heiliger, kein Herrgott, aber ich will an dem Buben thun, was ein Mensch zu thun vermag. Ich werd's bereuen, ich sehe das kommen. Dennoch will ich niemals — darauf meine Hand — den Burschen von mir stoßen. Er soll nicht der zweite Lauge-nichts sehn, der da kömmt, mir Vorwürfe zu machen.“

„Herr Onkel . . .“ begann Heinrich mit erkünstelter Nührung, da er sah, daß der Doktor der Geldkiste zuwandelte. Aber mit dem schnödesten Angesichte drehte sich der

Onkel um, rechte den Zeigefinger gegen den Sprecher aus, und rief: „**Silentium.** Ich schenke ihm alles im Voraus. Zwischen uns ist's aus und vorbei. Punktum. Um seiner Familie willen ziehe ich jetzt den Beutel, aber nur sub conditione, daß ihr sammt und sonders bis auf den Albert stehenden Fußes abzieht. An seinem Gesichte, Nefte, hab' ich mich bereits satt gesehen, und Ihre Leiden, Frau Rauwolfin, hab' ich sattjam verstanden. Ein Längeres wäre vom Uebel. — Da habt ihr ein Viaticum, und geht nun eure Straße weiter fort, in's Himmelsnamen.“

Er entfernte sich, und ließ Albert bei seinen Eltern.

Nach einer Viertelstunde rief er den Lorenz. Den Kleinen an der Hand, mit nassen Augen trat der Diener vor ihn. — „Sind sie fort, Lorenz?“ — „Ja, Erw. Gelahrtheit.“ — „Gut; vor Allem füttere man den Jungen brav ab. Dann wollen wir überlegen, wohin mit ihm? Ich duld' ihn nicht im Hause, aber zu braven Leuten“ — Rauwolf zuckte die Achseln — „möcht' ich ihn geben, wenn's möglich wäre.“ — „Gott wird's vergelten, Herr Doktor;“ versicherte der gerührte Lorenz. — „Aber Rauwolf versetzte: „Pah, pah; er vergelte lieber die seltnere Treue und Bärtlichkeit meiner Nichte mit ein bißchen Friede, mit ein wenig Ruhe. Welch' ein Weib, Lorenz! hm! wenn mir ein solches zu Theil geworden wäre . . .!“ — Er schwieg plötzlich und redete den Abend hindurch keine Sylbe mehr.

Aber, was lange nicht gesehen worden, begab sich am folgenden Tage. Der Doktor ging selber zur Stadt, und erkundigte sich bei seinem Agenten nach einem Unterkommen für seinen Großneffen. Der Kaufmann pries die Schulen der Stadt, und schlug einige Familien vor, in welchen der Knabe wie in Abrahams Schooße aufgehoben sehn würde. — Nach einer langen Berathung mit dem ehrlichen Lorenz, und nachdem dieser Letztere bei seiner Marie Nachfrage angestellt hatte, fiel die Wahl

des Doktors auf eine vermögenlose aber als rechtschaffen bekannte Frau, und die Wittve Friedersdorf hatte die Ehre, die Pflegerin des jungen Albert zu werden. —

Zweite Abtheilung.

Es waren drei Jahre seit dem unverhofften Zusammentreffen des Doktors mit seinem Neffen und dessen Familie verstrichen. Der Jahrestag der Ausnahme Alberts in die Pflege seines Großonkels war abermals da. Das bescheidene Häuschen der Wittve Friedersdorf war in sonntäglichen Staat gekleidet, denn es wurde darinnen an diesem Tage ein lieber Gast erwartet. Rauwolf hatte sich nämlich gewöhnt, alljährlich einmal, stets zur selben Zeit, in die Stadt herniederzusteigen, und sich nach dem Betragen und den Fortschritten seines Großneffen zu erkundigen. Er pflegte bei dieser Gelegenheit bei der Wittve seine Mahlzeit einzunehmen, und plaudernd mit Albert und der Hausfrau den Nachmittag zu verbringen.

Auch heute blieb er nicht aus. Er hatte eine glückliche Stimmung aus seiner Einstelelei mitgebracht; er kam in seinem schönsten Kleide, mit seinem freundlichsten Gesicht. Daher fühlte er sein im Frühlingshauch auflebendes Herz doppelt erwärmt, als er bemerkte, daß die Sorgfalt seines Empfangs unter dem Dache der Friedersdorf gesteigert worden war. Treppen und Stuben waren viel reinlicher noch, als wohl sonst. Vorhänge und Fenster gleich blank, die kleine Tafel mit einer besondern Zierlichkeit hergerichtet. Lächelnder als je begrüßte ihn die Hauswirthin, inniger als je küßte Albert die Hand des strengen Wohlthäters, der für ihn, den Dankbaren, wieder ein ganzes Jahr hindurch unsichtbar geblieben war.

Nachdem Herr Rauwolf seine kleinen Berechnungen

mit der Wittve beendet, die Schulzeugnisse seines Pfleglings beifällig durchgesehen, und den jungen Menschen über seinen Gesundheitszustand examinirt hatte, setzte er sich behaglich in den Lehnstuhl, auf den Ehrenplatz am Tische, und sagte mild: „Liebe Frau Salome, bringe Sie jetzt in Gottes Namen herein, was Ihre Küche uns heute bescheert. Ich fühle mich so absonderlich wohl in diesem Hause, daß ich dem Traktament Ehre zu machen gedenke.“

„Ist Euer Excellenz etwas Fröhliches begegnet?“ fragte die Wittve theilnehmend.

— „Mit nichts, liebe Frau. Stets die alte Leher. Die Uhr tickt nicht schneller, nicht langsamer, aber sie will auch nicht ablaufen. Indessen ist mir zu Sinne — zum erstenmal seit vielen vielen Jahren — als sollte mir noch in diesem Leben, nächstens, heute, wo nicht gar in dieser Stunde etwas Freundliches begegnen.“

„Geh' es Gott, gelehrter Herr;“ versetzte die Wittve mit fromm zusammengelegten Händen: „Ich wünsch' es doppelt, weil auch meiner Hütte Heil widerfahren ist.“ Sie wischte sich eine Thräne aus dem Auge, die wie eine Freudenperl strahlte, und ging hinaus.

Hatte nun der Doktor Salome's letzte Rede überhört, oder sie nur auf Rechnung der Dankbarkeit gesetzt, die wohl des freigebigen Mannes Anwesenheit im Hause der dürftigen Wittve ein Heil nennen mochte — er drehte sich alsobald zu dem Großneffen, betrachtete ihn eine Weile, wie er, in stilles Vergnügen versunken, vor sich hin auf das Tischtuch sah, und streichelte ihm dann die blühende Wange. Albert blickte verwundert und gerührt auf. Sein Oheim hatte ihm noch nie so viel Zuneigung bewiesen. Obendrein fügte der Doktor gar freundlich hinzu: „Ich schwelge in Deiner frischen Gesundheit, Albert. Ich freue mich Deiner Jugend, wie einst der meinigen. Wie anders bist Du geworden, seit

dem Tage, da ich Dich halbtodt aus Deiner Mutter Händen empfang! Dazumal warst Du zurückgeblieben auf der Bahn der Entwicklung, eine kränkelnde Pflanze. Jetzt bist Du an Kraft und Ansehen Deinen Jahren vorausgeeilt."

"Ich dank' es Ihren Wohlthaten, Herr Onkel;" entgegnete Albert mit aufrichtiger Erkenntlichkeit.

Der Doktor fuhr ernsthafter fort: "Es freut mich jedoch inniger, was Deine Augen, Deine Züge, Dein Gang und Deine Sprache errathen lassen. Mich will bedünken, als lebe ein vernünftiger Geist, ein sittliches Gemüth und ein bescheiden Herz in Deinem wohlausgestatteten Adam. D bleibe Dir gleich im Sommer Deines Lebens, bleib' gerade wie Du jetzt bist, Du Frühlingsmensch! Das wüste Blut Deines Vaters fließt nicht in Deinen Adern; die Seele Deiner Mutter hat sich fortgepflanzt in Dir."

Der Jüngling wurde feuerroth und schlug die Augen nieder. Rauwolf lenkte ein. "Wirst Du glauben," sagte er, "daß ich zur Stunde noch keine Nachricht von Deinen Eltern und Geschwistern habe? Schmähhcher Leichtsin, übernatürliche Gefühllosigkeit Deines Vaters! Oder — hätte bereits das Schicksal die Unglücklichen ereilt? — Nun, verfärbe Dich nicht, sey munter, Albert; wir wollen heute vergnügt mit einander tischen."

Die Wittve trug die Speisen auf. Der Doktor, der mit wahrer Eßbegier zulangte, bemerkte bald in der Wahl und Zubereitung der Gerichte eine Verfeinerung und Trefflichkeit, die ihm an Salome's Tische noch nicht vorgekommen war. — Scherzend warf er hin: "Die Frau legt es darauf an, mich in Stricken zu fangen. Hätte Sie vor, meinen Lorenz und seine Marie aus meinem Hause zu verdrängen? Trüge Sie Lust, meine Haus-, Küchen- und Kellerbesorgerin zu werden? Es dürfte Ihr gelingen, denn eine treffliche Kost, wie diese

hier, habe ich seit Ewigkeiten nicht genossen. Auch wird mein Lorenz nachgerade steif; eine Schande für den Durtschen, der, gegen mich gehalten, an Jahren noch ein Jüngling ist." —

— „Dem Herrn Doktor würde wenig mit meinen abgelebten Diensten geholfen seyn;“ versetzte die Wittwe: „Eine besondere Berstreuung nimmt dann und wann in meinem Kopfe überhand. Erst vor einigen Wochen hab' ich ein Meisterstück gemacht; nicht wahr, junger Herr? Ich hatte gute Schneckenudeln zubereitet, die Herr Albert so gerne isst, und da ich die Milch vom Feuer nehmen und an die Mehlspeise schütten will, erwische ich die kalte Delflasche, und gieße zu, bis kein Tropfen mehr herausbrann, und wir konnten hungrig vom Tisch aufstehen.“

„Ein fataler Casus, Frau Salome. Jedoch ein Glück ist immer dabei. Del ist wenigstens nicht Gift.“

Bei diesen Worten machte die Wittwe plötzlich ein so betrübtes Gesicht, daß es dem Doktor auffiel, und er fragte nach der Ursache. — Frau Salome seufzte schwer, fuhr mit der Hand einigemal über Stirn und Augen, und entgegnete: „Es ist recht ungeschickt, daß ich auf eine scherzhafte Rede Eurer Gelahrtheit so trüb und traurig mich anstelle. Aber entschuldige mich der Herr. Mir ist plötzlich wieder eingefallen, daß sich in meiner Familie zwei Unglücksgeschichten zugetragen haben, die einer leidigen Berstreuung ihren Ursprung verdanken. Zwei mir sehr theure Personen haben darinnen das Leben lassen müssen. Die eine war meine Mutter, die sich vergiftete, als sie einstens eine Speise mit Zucker würzen wollte, statt desselben Rattenpulver ergriff, und den grausamen Irrthum nicht eher merkte, als bis es zu spät war. Wäre ich daheim gewesen! Ich hatte mich aber kaum hieher an den Maler Friedersdorf verheirathet, und meine Mutter war allein in Gbur im Hause zurückgeblieben.“

„Das ist freilich entsetzlich;“ sprach der Doktor mit

schmerzlicher Aufregung. Kurz nachher fragte er indessen: „Die Frau ist also aus Chur gebürtig? Ich kenne jene Stadt. Ein guter Freund . . . doch lassen wir das. — Sprach die Frau nicht von zwei Personen Ihrer Familie, die . . .?“

— „Die andere war mein Vater;“ erwiderte Salome düster, „und wenn ich ihn erst nach meiner Mutter nenne, so ist nur, daß ich ihn nie gesehen, die Ursache hievon. Ich hab' ihn nur aus den Erzählungen meiner Mutter gekannt, die in ihm ihre erste und einzige Liebe und ihr ganzes Erdenglück verloren, und ihn beweint hat, bis sie in ihr eignes Grab sank.“

„Schon wieder eine Treue bis zum Tode;“ murmelte der Dokter mit halbem Spott: „ich hielt sie für seltner auf Erden, die Wunderblume.“

Die Wittve schüttelte verneinend den Kopf, indem sie fortfuhr: „Weibertreue ist wohl häufiger, als die Spötter zugeben wollen. Meine Mutter war ein Engel der Beständigkeit. Wie trüb, wie unsicher war noch obendrein ihr Loos, wie schwankend ihre Zukunft?“

Albert, der zerstreut am Tisch gefessen und häufig nach der Thüre gehorcht hatte, nahm Anlaß, hinauszugehen, da er seinen Oheim und seine Wirthin im Gespräch verwickelt sah.

„Sie macht mich neugierig, liebe Frau;“ sagte Rauwolf, da Frau Salome in der Erzählung stockte.

— „Ich darf wohl Alles erzählen,“ antwortete Salome, „da der junge Herr sich entfernt hat. Meine Mutter war lange von einem jungen und reichen Mann aus vornehmer Familie geliebt, und mit demselben heimlich getraut worden. Seine Anverwandten hätten die Heirath nie zugegeben, und da wollte er lieber die Zeit seiner Mündigkeit abwarten. Mittlerweile aber schickten sie ihn auf die hohe Schule in Bologna im Wälschland, damit er sich ausbilde, und dort, leider schon nach anderthalb

Fahren, ereilte ihn der Tod. Welch' ein Tod! Ein Fieber hatte ihn befallen, und soll anfänglich gar nicht gefährlich gewesen seyn. Leider Gottes aber ließ mein Vater einen Schulgefährten an seinem Leben pfuschen. Der leichtsinnige oder unwissende Student machte durch seinen Hofuspokus die gutartige Krankheit zu einer bössartigen, und um seinem Werk die Krone aufzusetzen — wahrscheinlich selbst bestürzt von dem grimmigen Verlauf des Uebels — bereitete er mit eigenen Händen eine Arznei, wovon er, statt heilender Tropfen, giftige mischte, die er in Hast und Zerstreung für jene angesehen. Mein Vater starb plötzlich, ohne eine letzte Verfügung zu hinterlassen, und meine Mutter war eine Wittwe, ich eine Waise; eine Waise, die nicht einmal einen Geschlechtnamen gehabt hätte, wenn nicht der würdige Mönch, der meine Eltern getraut, diese Heirath veröffentlicht, und vor Gott und der Welt, der Familie zum Verdruß, den Handel ausgefochten hätte. Zwar betrog mich die Familie um alles Erbe meines Vaters, aber ich durfte seinen ehrlichen Namen führen.“

„Der Doktor war, wie von einem Krampf zusammengezogen, über seinen Teller gebückt, und hatte die Finger gewaltsam verschränkt. Mit zugeschnürter Kehle stammelte er, ohne den Kopf zu heben, die Frage: „Der Name, liebe Frau?“

— „Mein Vater hieß Julius Rudolf Altringer.“

So wie das Unglück plötzlich über die ahnungsvolle Seele hereinbricht, niederschmetternd, wenn gleich vorempfunden, so erschütterte der Name den Doktor. Ein dichter Nebel breitete sich vor seinen Augen aus. Eher jedoch, als sein Mund die Bangigkeit seines Herzens verrathen konnte, öffnete sich ihm gegenüber die Thüre, und eine liebliche Erscheinung strahlte blendend durch die Nacht des Grauens, die den Greis besang.

Ein Mädchen, mit allen Reizen unschuldiger Jugend

geschmückt, kam schüchternen Schritts auf den Doktor zu, verneigte sich vor ihm, und überreichte ihm ein Päckchen mit den Worten: „Empfange der Herr, als eine kleine Erkenntlichkeit für den Ueberfluß, womit Er meiner guten Mutter Alter erfreut, die geringe Gabe einer armen Tochter.“

Die wohl lautende Stimme der Jungfrau wurde mit jedem Wort, das sie langsam an das andere fügte, zitternder und schwächer. In demselben Grade wurde feurer und stäter der Blick, den der überraschte Rauwolf auf die zarte Geberin heftete. Ohne mit dem flimmernden Schlangenblick von dem erbleichenden Mädchen abzulassen, fragte er: „Ihre Tochter, liebe Frau?“ — Worauf die Wittwe, mütterlichen Stolzes voll: „Ja freilich, gelehrter Herr. Meine Tochter Gertrud, die vor einigen Wochen aus dem Kloster zurückgekommen, woselbst die frommen Frauen um Gotteswillen ihrer Erziehung während vier Jahren mit dem größten Fleiß obgelegen sind. Heil und Segen den rechtschaffenen Müttern. Sie haben mir ein Kleinod zurückgestellt, ein liebes, wackres andächtiges Kind.“

— „Ich zweifle nicht;“ bemerkte Rauwolf, die Augen niederschlagend und mit unsichern Händen das Päckchen öffnend, das zwei Paar außerordentlich schön und sorgsam gearbeiteter Tageln (Manschetten) enthielt. — Er belobte die treffliche Gabe. Gertrud antwortete bescheiden: „Die Zeit war knapp gemessen, lieber Herr. Ich kann's noch besser.“

— „Ich zweifle nicht;“ sagte Rauwolf noch einmal und reichte dankbar der Künstlerin die Hand. „Kann ich werde ich vergelten können, was so liebe Hände für mich geschafft haben;“ fügte er hinzu.

Gertrud fühlte, daß ein Schauer sie überließ. Sie sah verlegen zur Seite, wo Albert stand, der sie entzückt betrachtete. „Hatte ich nicht recht, Gertrud,“ sagte er

halblaut zu der Verzagenden, „wenn ich behauptete, mein Großonkel sey heute ein wahrer Engel der Freundlichkeit?“

Gertrud antwortete ihm nicht einmal mit einer Geberde, und zog sich scheu neben die Mutter zurück. Des Doktors Auge fiel indessen mißmuthig auf den begeisterten Knaben. Als ob ein schlimmer Gedanke plötzlich in seinem Gehirn aufgestiegen wäre, zog er die Brauen zusammen und wurde im Gesichte dunkelroth. Albert stand verduzt, Gertrud verbarg sich schier hinter die Mutter. Diese merkte aber nichts von der schnellen Verstimmung des Gönners, und fuhr mit fröhlicher Zunge fort, zu rühmen, wie fleißig, wie geschickt, wie zum Hauswesen gebildet ihre Tochter zurückgekommen. „Was heute der Exzellenz besonders geschmeckt,“ sagte sie, „hat Gertrud bereitet; die außergewöhnliche Sauberkeit meines Häuschens ist ihr Werk. Was sie anrührt, wird blank und gut und niedlich. Es ist, als ob die heilige Verona ihre Hände regierte. Gott segne sie, Gott erhalte sie mir.“

— „Amen;“ versetzte der Doktor, wie aus dem Grunde des Herzens redend. Er schien seltsam bewegt. Er gefiel sich im Hause der Wittve; dennoch eilte er, Abschied zu nehmen. Eine geheimnißvolle Regung zog ihn zu dem Mädchen; dennoch redete er nur halbe Worte zu ihr, schoß nur dann und wann aus seinen Augen einen funkelnden Strahl nach dem Antlitz der Jungfrau. Sein Abschied von der Wittve klang höchst zuvorkommend und liebenswürdig; der Tochter sagte er ein gleichgültig herablassendes Lebewohl; kalt und trozig war das „gute Nacht,“ womit er den Großneffen verließ. —

Der junge Mensch, der sich das so auffallend veränderte Benehmen des Oheims nicht zu erklären vermochte, suchte bald seine stille Kammer auf. Die Wittve aber belobte noch lange das Betragen der Tochter, und sagte am Schluß: „Du kannst stolz seyn, Gertrud. Deine

Erscheinung hat den rauhen Herrn Doctor sehr angenehm berührt; sie hat ihn zahm gemacht wie ein Lamm, so daß ihm auch nicht ein bitteres Wort, nicht ein verletzender Scherz entchlüpft ist: Redensarten, womit er sonst sehr freigebig um sich wirft, wenn er überhaupt reden mag. Mit welchem Wohlgefallen hat er Deine Arbeit aufgenommen! Ich wette, er erwidert die Höflichkeit mit einem großmüthigen Geschenk, und bin versichert, daß er nicht wieder ein Jahr verstreichen lassen wird, ohne bei uns nach dem Neffen sich zu erkundigen."

"Ach," erwiderte das Mädchen, den Kopf nachdenklich in die Hand stützend, "ich wollte, der Herr bliebe ganz und gar weg, käme nimmer wieder. Es ist eine schwere Last von meiner Brust gefallen, seit er unser Haus verließ."

"Wie das? warum, Du närrisches Kind?"

Gertrud kauerte sich vor der Mutter nieder, faltete auf ihrem Schooß die Hände, blickte zu ihr auf mit blassem und weinerlichem Angesicht. "Es mag eine Thorheit sehn, Herzensmutter;" seufzte sie, aber ich kann mir nicht helfen. Ich habe in meinem Leben keinen Schrecken, keine Angst empfunden, wie heute, da ich den Doctor zu sehen bekam, und ihn anreden mußte. Ich mußte zittern, wenn ich ihm in's Auge sah, ich bebte bei jedem Worte, das er zu mir sprach. Ich hätte in den Boden sinken mögen, um mich seinen Blicken zu entziehen. Mir war" — sie sagte dieses leise und mit erneuerter Furcht — "als ob ein schlecht verkappter Höllegeist vor mir auf dem Stuhle säße, über mein Schicksal zu richten."

"Ei, Du wunderliche Dirne! ich sollte Dich schelten. Haben sie Dir im Kloster so verwirrte Bilder eingepägt? Schäme Dich. Einen ehrwürdigen alten Mann, dem wir so Vieles verdanken, mit einem Satansgespenst zu vergleichen!"

„Verzeiht mir, liebe Mutter, aber ich mußte Euch aufrichtig gestehen, was ich empfunden.“

„Aberwitzige Träume eines unstäten Mädchenkopfs. Geh, verschlafe sie. Man sollte wahrlich glauben, es sey Dir geschehen, wie mir und manchen meiner Freundinnen geschah, da sie Denjenigen zum erstenmal erblickten, der bestimmt war, ihr Mann zu werden. Ein seltsamer Schreck geht oft der Liebe und der Hochzeit voran.“

„Was sagt Ihr da?“ rief Gertrud auffspringend, voll Widerwillen: „Wie mögt Ihr meiner so unbarmherzig spotten? Der Greis mit weißen Haaren? Was redet Ihr, Mutter?“

„Nun,“ lächelte die Friedersdorf, „der Spaß soll Dich nicht kränken. Werde aber Deiner lächerlichen Einbildungen Meister. Was haben wir von dem alten Herrn zu erwarten, als nur Gutes? Seine weißen Haare sind ehrwürdig, und das Gesicht, das ihm Gott gegeben, soll eine gute Christin nicht lästern und nicht verhöhnern. Wie manches Unglück hat wohl seine Stirn und Wange durchpflügt? Unser Mitleid, unsere theilnehmende Sorgfalt — das ist, was er verdient, nicht unsern Haß. Merke Dir, was ich da sage, und schlummre sanft, mein liebes Kind.“ — —

Der Morgen graute schon, und der Doktor war erst vor kurzer Zeit eingeschlafen. Beunruhigende Träume zehrten die karg zugewogne Wohlthat seines Schlummers auf, so daß er aufwachte, noch im Kampf mit Gespenstern, ermüdet, erzürnt über den leeren Streit mit Schatten.

„In den Orkus mit Dir, lügenhaftes Bild!“ murmelte er: „grausames Blendwerk, das mir einen blühenden Engel vorgaukelt, und ihn dann alsobald in Alt-ringers narbiges Gesicht verzerrt! — Was hat der Großvater mit der Enkelin gemein?“

Er schritt gemessen auf und nieder. Ein schöner Morgen glänzte durch die trüben Scheiben. Zum er-

stenmale seit einem Jahrzehend öffnete der Doktor dem schönen Morgen seine Fenster. Der Blüthenduft, der hereinwehte, gefiel ihm wieder, von neuem horchte er mit Vergnügen der Lerche zu. Es lockte ihn, sich weit aus dem Fenster zu legen und mit vollen Zügen Licht und Lied, Luft und Duft zu genießen, die heiße Brust mit erfrischender Kühle vollzuzugaugen. — Er fürchtete jedoch, gesehen zu werden; er schämte sich, aus seiner Lektion zu fallen, wie er sagte. Verstohlen sich weidend an der Natur, sprach er zu sich selber: „Weg mit dem Schlaf; er ist der Tod. Wachen ist Leben, ein Leben, durchweht von goldnen Ranken der Ahnung, des Traums, wie ihn die Sonne gebiert. O ja, auch der Tag hat seine lieblichen Geister, die um unser Gehirn spielen. Seh' ich nicht von hier ein Paradies aus jenen grauen Thürmen und Stadtmauern aufsteigen? — Ich weiß nun, warum mich gestern ein köstliches Vorgefühl belebte!“ —

Nach einer langen Stille fuhr er wie oben fort: „Der kleinen Gertrud glattes Antlitz hat Aehnlichkeit mit dem zerfetzten ihres Großvaters. Aber auch auf seinen Wangen glänzte noch die Jugend, da er an meiner Ungeschicklichkeit starb. O, die Pest auf meinen dummen Schädel! Ich habe nichts gelernt, als den Mord, den Mord am Freunde, an mir selbst! — Wenn die Wittwe, wenn Tuda *) wüßten, daß ich es bin, der ihnen den Vater geraubt. .? pft, ich werde mich hüten, es zu sagen. — Vielleicht war's jedoch von Ewigkeit geschrieben, daß er fallen mußte in seiner Jahre Herrlichkeit. In der That ist er zu beneiden. Wenn er noch lebte, mit wackelndem Kahlhaupte, mit schwankenden Beinen und zitternden Händen, dunkelsichtig und taub, mit scheppernder Stimme und pfeisendem Athem. . . . wäre er glücklich? hätte die Welt Freude an ihm? Würde

*) Italiänisch: Diminutiv von „Gertrud.“

in meinem Gedächtniß nur eine Spur von einer Aehnlichkeit zwischen ihm und Tuda zu finden sehn? — Diese Aehnlichkeit eben ist's, die mir einen Vorwand gibt, an das Mädchen zu denken, und zu sinnern, was ich wohl beginne, um ihr einen, wenn auch geringen Ersatz für den Verlust zu leisten, den ich ihr zugesügt habe."

Bei diesen Worten stand Rauwolf just vor einem Spiegel. Er warf einen scheelen Blick auf das Glas. „Die kostbare Zeit!“ brummte er: „die schöne Fechtmeisterin, die in aller Stille meuchlings ihre Kreuz- und Querhiebe über des Menschen Antlitz führt! Welch' ein Gesicht grinst mich an? Das meinige ohne Zweifel, mein einziges, unverbesserliches. Pfui Dir, Du Präparat eines vorsündfluthigen Affenschädels!“

Er deckte den Spiegel zu und rief dem Lorenz. Der Diener wunderte sich, den Herrn schon wach und sogar angekleidet zu finden. „Weißt Du, Rhinoceros, was das Köstlichste auf Erden ist?“ — „Ich denke, die Rechtchaffenheit, Herr Doktor.“ — „Bestia! die Zeit ist das Köstlichste.“ — „Meinetwegen auch die Zeit, Herr. Ich vermuthete, Ew. Gelahrtheit selber weiß das erst seit Kurzem.“ — „Leider hat dießmal ein Dummkopf die Scheibe getroffen. Wir haben viel Zeit versäumt, Lorenz.“ — „Das haben wir, Herr.“ — „Es ist kaum der Mühe werth, noch etwas von dem dünnen Vorrath zu retten.“ — „Kaum, lieber Herr, aber das Sprichwort sagt....“ — „**Misericordia!** laß Deine Sprichwörter bei Seite. Sie sind nur Gemeinplätze ohne Salz, die der Haufe nachplappert, und der Haufe ist immer beschränkt. Du hättest auch das Pulver nicht erfunden, Lorenz.“ — „Um, muß mich mit andern trösten, und bedanke mich für das neue Sprichwort, Excellenz.“

Rauwolf lachte und setzte sich mit leutseliger Miene nieder. „Die Zeit,“ sagte er, „hat es ebensowenig gut mit mir, als ich mit ihr gemeint. Ich bin ein alter

Maccabäer geworden, bevor ich ein braves Frauengemüth kennen gelernt habe. Meines Neffen Weib war die erste seltne Pflanze dieser Art, die mir vorkam. Es ist gut, daß sie nicht hier geblieben; sehr gut. Sie wäre meine Tyrannin geworden." — „Die zweite wackre Frauenseele, Herr Doktor?“ — „Je nun, ich bin nicht abgeneigt, die Friedersdorf dafür zu halten.“ — „Ja so; ich stimme ein, Excellenz. Meine Marie hat die beste Wahl für uns getroffen, und der junge Herr Albert gedeiht sichtlich unter den Flügeln der kreuzbraven Frau.“

Der Doktor stand hastig auf, und drehte sich gegen den Schreibtisch. „Die Post ist gestern Abend angekommen;“ sagte er mit rauher Stimme: „geh', sieh nach, ob nicht ein Brief von Venedig angekommen. Geh', geh' schnell.“ — „Ich will zuvor das Frühstück . . .“ — „Geh', sage ich Dir, Animal. Marie soll mir die Suppe bringen.“ — „Meine alte Marie?“ — „Ja, in's . . . in's Himmelsnamen.“ Der Bediente war versteinert. Der Befehl war etwas Unerhörtes. — „Willst Du gehen, briccoue? willst Du abfahren, Bestia?“ — „Allso gleich, unverzüglich, Herr.“ —

Nach einigen Minuten schlich Marie, in Eile gepuht, mit der silbernen Schale in das Zimmer. Das Herz pochte ihr. Sie hatte bisher den strengen weiberscheuen Herrn nur von ferne gesehen, war noch niemals von ihm angedet worden. Ihre Verlegenheit stieg, da Rauwolf längere Zeit den Mund nicht öffnete, stillschweigend sie beobachtend. Endlich begann er gnädig: „Ich habe Sie kommen lassen, um Ihr einige Fragen vorzulegen. Beantworte Sie mir dieselben kurz und der Wahrheit gemäß.“ — „Excellenz befehlen?“ — „Sie hat mir die Friedersdorf empfohlen. Ich bin mit dem Weibe zufrieden. Ich wünschte, ihr etwas Unangenehmes zu erweisen. Kennt Sie die Verhältnisse, die Lage jener Frau vollkommen?“ — „Was ich weiß, soll der Herr Doktor er-

fahren. Sie hat nicht allzuglücklich in ihrer Ehe gelebt. Der Maler war leichtsinnig, wie Künstlervolk zu sehn pflegt. Er starb, ohne sehr für seine Familie gesorgt zu haben, und hinterließ sie arm; die Frau war noch in ihren schönsten Jahren, sie ist jetzt noch munter und rüstig genug. Das Häuschen, der Ertrag des Gartens, ein paar kleine Zinsen von Ewiggeldern machte sie und ihre Tochter bisher nothdürftig leben. Ein Mann, dem sie ihr Gatte auf dem Sterbebette empfohlen, der Maurer- und Pflästerermeister Galanda, ein geborner Mailänder, aber schon seit vielen Jahren hier ansässig, ist bisher der Verwalter ihres kleinen Guts gewesen. Friedersdorf, ein vertrauter Freund des Galanda, hatte gewünscht, dieser möchte seine Wittwe heirathen. Das ist nun nicht geschehen. Frau Salome wollte es nicht, und Galanda selbst liebte das Hagestolzenleben viel zu sehr. Mittlerweile sind beide älter geworden, aber Galanda, wie ich fürchte, nicht eben geschiedter." — "Wie so?" — "Ich fürchte nämlich —" — "Was? —" "Er hat, wie ich meine und höre, ein Auge auf die Tochter der Wittib geworfen." — "Daß Dich die Pest! Der Narr mit seinem lahmen Beine? Ich kenne die Vogelscheuche." — "Eine Vogelscheuche, der Herr sagt's, und, was schlimmer, wenigstens so alt wie des Mädchens Mutter." — "Nun, nun, die Jahre, Frau Maria . . . diese wollen nicht viel bedeuten. Der Mann hat dreißig Jahre vor dem Weibe voraus. Sein Sommer beginnt, wenn des Weibes Herbst zu Ende geht. Das verstehen wir Aerzte besser." — "Es ist möglich gelehrter Herr. Ich bin ein dummes Weib, will mich belehren lassen. Gewiß ist jedoch, daß die Friedersdorf, wenn sie des Galanda Absichten erfahren, gar nicht damit einig sehn werde." — "Sie ist eine kluge Salome." — "Sie ist weniger klug, als liebevoll gesinnt für ihre Gertrud. Sie lebt einzig und allein in dem frommen Kinde, und wird

sie gewiß nicht zwingen wollen, eine Wahl zu treffen, die ihr gehässig sehn muß.“ — „Gehässig allerdings. Ich gewinne einigen Respekt vor der Mutter und Tochter.“ — „Wenn nur nicht ein böser Umstand....“ — „Welch' ein Umstand? Frau, Sie hat das Laster aller Weiber an sich; Sie redet nur halb aus; Sie reizt damit meine Nerven unangenehm.“ — „Der Herr Doktor fragen auch so schnell. Der Umstand ist, daß die Wittwe dem Galanda eine große Summe Geldes schuldet, die er ihr in der Kriegszeit und im Eheurungsjahre vorgeschossen.“ — „Nun, was weiter?“ — „Excellenz kennt die Bosheit des Mailänders nicht. Er wäre im Stande, sobald Salome und Gertrud „Nein“ antworteten, statt des gehofften „Ja,“ die Leute um Haus und Hof, an den Bettelstab zu bringen. Die gute Frau ist, von Ihrer Freigebigkeit unterstützt kaum im Stande gewesen, die mehr als jüdischen Zinsen zu erstatten, die bereits an den Galanda verfallen waren. Sie hat keine Hoffnung, den Grundstock der Schuld abzutragen. Daher ist zu befürchten...“ — „Schweige Sie; befürchten, befürchten... Furcht und Schrecken ist stets euer zweites Wort, ihr Ebatöchter. Narrheit — Schande! Der Mensch soll hoffen, so lang er lebt, versteht Sie mich? Sagt nicht die heilige Schrift: Zuversicht läßt nicht zu Schanden werden? He? hat Sie das schon vergessen?“

Marie wußte nicht, was sie von der Sprache des Gebieters denken sollte. Lorenz hatte ihr doch ganz andere Dinge von seinen Unterhaltungen mit dem Herrn erzählt. Sie stammelte voll Rührung, im Namen der Freundin dankbar: „Ja freilich, Excellenz, — wenn die Hand, die bisher so mildthätig der armen Wittwe Stab gewesen, auch ferner sich aufthun wollte, um den schwersten Stein von ihrer Brust zu nehmen...! aber, wie bald wird diese Gnadenquelle versiegen! der junge Herr wird täglich größer, älter... wie bald, und Sie schicken

ihn in die Welt, und dann wird auch der Stab der Wittwe brechen!"

Der Doktor schob ungeduldig die Schale von sich, und sprang auf. „Geschwäg, und kein Ende! *Vateno vecchia, vecchia strega!* Meint Sie denn, ich würde um des Albert, um des tölpischen Buben willen ein Quentlein mehr oder weniger auf die Wage werfen? Als ob der Junge meine Handlungen regierte!" — Er ging, stramm aufgerichtet, hin und her. „In einem Stücke hat Sie nicht Unrecht, Frau. Der Albert wird nicht mehr lange bei der Friedersdorf bleiben dürfen. Seit das Mädchen im Hause, ist die Lage der Sache verändert. Gefahr ist eingetreten statt der Sicherheit. Feuer und Stroh unter einem Dache? Albert wird bald fort müssen. Warum sagte man mir nicht schon lange, daß die Schlange in's Paradies geschlichen?"

— „Alter Narr!" dachte Marie unwirsch bei sich selbst, aber mit süßem Munde sprach sie zu dem Verächter ihres Geschlechts: „Lieber Herr, Gertrud ist ein sehr züchtiges Mädchen, glatt und kalt wie ein Kal, zudem um drei oder vier Jahre älter, als der junge Herr. Die Lehren ihrer Meisterinnen, das Beispiel und die Aufsicht der Mutter.... nein, Excellenz. Die Gefahr ist noch keineswegs vorhanden." — Worauf der Doktor, sich heftiger anstellend, als ihm wirklich zu Sinne war: „Redet Sie wieder, was Sie nicht versteht? Will Sie wieder Alles besser wissen? Widerbellerin, Weib in Folio!" — Plötzlich nahm er einen gelinden Ton an, indem er sagte: „Lassen wir das Kapitel. Unser Geschwäg hat mir die kleine Gertrud in's Gedächtniß zurückgeführt. Sie ist ein ziemlich hübsches Kind!" — „Sehr schön, ein Engelbild, Herr Doktor! — „*State vi zitta, pazarella!* *) die Gertrud versteht, — was besser ist, —

*) „Schweigt, Narrin."

gut und fleißig zu arbeiten. Sie hat mir ein Geschenk gemacht. Ich will's erwidern. Aber was geb' ich? Ich bin unerfahrener in denen Allotriis, als ein Chorfnabe." — „Ein dankbar Herz nimmt Alles, auch das Geringste, wohl auf." — „Weg mit denen Sentenzen. Ich kann sie nicht leiden. Schlage Sie mir ein Geschenk für die Jungfer vor; *Subito, vecchia.*" — „Wenn der gelehrte Herr ihr einen Kirchenrock verehren wollte? Ein schönes Kleid dieser Art mangelt ihr." — „Es sey; suche Sie mir den Stoff dazu aus. Ich will dann sorgen, daß er in die rechten Hände komme, und zwar mit Geschick." — „Wie wird das gute Kind sich freuen! denn — eitel sind sie doch alle." — „Leider, ja wohl, die Erbsünde, ... genug." — „Excellenz wird sich im Andenken des Kindes festsetzen. Wenn Gertrud einst in dem schönen Staate als Hochzeiterin vor dem Altare stehen wird" — „Halte Sie Ihr vorwitziges Maul. Die Pest auf alle Hochzeiten! Marsch!"

Marie eilte erschreckt aus dem Zimmer. Der Doktor drehte sich schnaubend auf dem Absatz um, rieb sich die Augen, und brummte: „Ich werd' ein Geisterseher auf meine alten Tage. Stand nicht der vermaledeite Hochzeittag vor meinem innern Blicke, wie gemalt, wie lebendig? Jede Blume im Strauß des Bräutigams war hell, wie von der Sonne beschienen! Und das zufriedene Gesicht des Buben! Die liederliche Larve seines Vaters ist eben doch in seinem Gesichte nicht zu verkennen. Psui! die Verwandtschaft bringt mir nicht Segen."

Indessen waren unten Lorenz und Marie einander begegnet. — „Nun?" hatte Lorenz gefragt. — „Ach, er ist halb gut, halb schlimm, ich werd' nicht klug aus ihm. Doch fürchtet er für seines Neffen Sitten die Nähe der jungen Friedersdorfin, und wünscht allen Hochzeiten die Pest an den Hals. Auch redet er viel Wallisch, was ich nicht verstehe." — „So? da werden wir etwas er-

leben. Da ist ein Donnerwetter vor der Thür. Gebe Gott, daß dieser wälsche Brief das Ungewitter beschwöre.“

„Von Venedig, über's Tyrol gekommen;“ sprach der Diener zum Herrn, indem er ihm das wohlpetschirte Schreiben überreichte. — Der Doktor überlas die Adresse. „Das hat nicht mein Nefse, das hat Malaghetti geschrieben;“ sagte er für sich und öffnete den Brief mit gleichgültigen Mienen. — Seine Ruhe machte, daß auch der Bediente beruhigt sich entfernte. Das Schreiben lautete aber, den Schwall markttschreierischer Begrüßungen abgerechnet, die der italienische Briefstyl zuläßt, folgendermaßen:

„Meine Dienstwilligkeit ist durchaus nicht mit Erfolg gekrönt worden. Weder über Dalmatien, noch über See sind mir befriedigende Nachrichten zugekommen. Ich habe nicht unterlassen, die Schiffscapitani, die aus Morea kommen, zu befragen, die Specialcommisson für die griechischen Inseln und die moreotische Terra Firma zu sondiren; ich habe mich an meinen Vetter und Gönner, den ehrengezierten Proveditore von Argos brieflich gewendet, und von dem würdigsten aller Senatoren die freundlichste Antwort erhalten. Aber — Alles vergebens und umsonst. Ich konnte einzig nur aus den Registern erheben, daß Signor Rauvolo, — wie sie Dero Nepoten bei uns zu heißen pflegen — mit Familie zu Venedig an Bord gestiegen, und zu Napoli di Romania ausgeschifft worden; daß er sich alsdann in's Innere oder nach Larissa, wie einige Angaben lauten, gezogen. Ein Weiteres ist überall nicht zu finden. Ich vermuthe, Ew. Gelahrtheit werden sich auf das Schlimmste gefaßt machen müssen. Wir sind jedoch alle sterblich, welche untröstliche Gewisheit nirgends mehr in Exempeln sich dargestellt hat, als kürzlich in unsrer edelsten Stadt Venedig, woselbst ein Kanal- und Sumpffieber von absonderlicher Malignität viele Opfer hinweggerissen hat. Ungerechnet einige mei-

ner Verwandten, die der Himmel zu sich genommen, beklage ich den Verlust meines deutschen Handlungsdieners, der meine rechte Hand gewesen. Erw. Gelahrtheit haben mir jüngst von einem Subjekt geschrieben, das Sie mir in einem Jahre oder in anderthalb zur Lehre anvertrauen möchten. Ich würde Ihnen nie verbindlich genug sehn können, wenn Sie mir gedachtes Subjekt plötzlich und alsobald zuweisen könnten. Ich ermangle deutscher Correspondenz sehr, und der Sanitätszustand unserer edeln Republik ist gegenwärtig wieder der erfreulichste. Im Voraus Ihnen für die Erfüllung vorstehender Bitte die Hände küssend, bin ich Dero unterthänigster Agent und Diener."

„Girolamo Malaghetti.“

— „Sieh, sieh, das kommt ja wie gerufen!“ sagte der Doktor mit grausamer Behaglichkeit: „Die Lagunen und Morea sind gefräßige Kirchhöfe. **Requiescant in pace!** Um die Frau ist Schade. Aber — transeat. Unser ehrlicher Name kommt nicht auf die Nachwelt, prophezeihe ich.“ —

Wohlgemuth, ein Liedchen pfeifend, ging der Doktor aus. Er schlug den Weg nach dem Walde ein, wie gewöhnlich. Kaum war er jedoch außer dem Bereich seines Hauses, so schlenderte er queersfeld ein, und näherte sich der Stadt. Schon trat ihm das Thor mit dem friedlich aufgezogenen Fallgatter gastlich entgegen, als seine Schritte plötzlich zögerten. Er stand einigemale still, betrachtete verlegen die Schnallen auf seinen Schuhen, überlegte, kämpfte mit sich selber. Endlich kehrte er entschlossen um. — „Festgehalten alter Bursche;“ sagte er: „Geh' heim. Was hättest Du in der Stadt zu thun?“ — Er beschäftigte sich zu Hause mit der Durchlesung eines alten Hefts, worinnen er, als er noch Student gewesen, allerlei kuriose Phänomene verzeichnet hatte. Er las von einem palermitanischen Mönch, der in seinem

neunzigsten Lebensjahre wieder pechschwarze Haare und frische Zähne bekommen; von einem englischen Kriegsmann, der in seinem achtzigsten Jahre erst ein Weib genommen, und in der Mitte vieler Kinder und Enkel weit das Säculum überschritten, ehe ihn der Tod abgerufen; von einem französischen Cavalier, der in seinem höchsten Alter noch die Frische des reifen Mannes, dessen Lebendigkeit und Kraft behalten, und bis an sein Ende vieler Liebesabenteuer Held gewesen. Eine holländische Geschichte, die erzählte, wie ein berühmter Professor, bereits ein Greis, durch die Ulgewalt seiner Gelehrsamkeit und Würde ein blutjunges Frauenzimmer dergestalt bezaubert, daß es ihm von freien Stücken Hand und Herz angetragen, und sogar später im Wittwenstande jede neue Verehelichung ausgeschlagen, um nur dem Andenken des heißgeliebten Gatten zu leben, — diese Geschichte beschäftigte den Doktor sehr, und heitrer als je verzehrte er sein Abendbrod, ging er zu Bette.

Am nächsten Tage athmete er abermals frische Luft am Fenster ein, pffiff abermals sein Liedchen, zog ein veilchenblaues Kleid mit goldnen Knöpfen an, das eine Ewigkeit hindurch im Schranke gelegen, schmückte sich mit den Manschetten, die ihm Gertrud verehrt, und spazierte mit ernster Selbstzufriedenheit aus. „Der Staub in meinen Zimmern ist unerträglich,“ sagte er seinem Diener: „ich erwarte, daß man sie reinige; will nicht eurer Nachlässigkeit die Lungensucht verdanken. — Marie soll meinen Auftrag nicht vergessen, bei Strafe meines gerechten Unwillens!“ fügte er zuletzt hinzu. — Wie gestern stellte er sich, als gehe er in den Wald, aber wie gestern wanderte er querselbein. Und als sich ihm das Stadthor mit dem friedlich eingerosteten Fallgatter aufthat, zögerten seine Schritte wieder, und er überlegte und kämpfte. Aber plötzlich faßte er sich ein Herz, und ging in die Stadt hinein. Scheu wie ein Verbrecher

eilte er längs den Häusern hin, und sendete seine Blicke als argwöhnische Boten voraus. — Da schaute das matte Grün des Hollunderbaums vor dem Häuschen der Wittve um die Ecke. Der Doktor hielt an, schöpfte dreimal tief Athem, und schwenkte endlich mit zugemachten Augen in das vorspringende Nachbarhaus. — Als er die Augen aufmachte, lag die Wohnung der Friedersdorf vor ihm, ruhig und still, wie gewöhnlich. Auf der Bank vor dem Hause saßen aber Gertrud und Albert. Das Mädchen nähte emsig, der Jüngling schien ihr eifrig etwas zu erzählen. Ein grollender Anruf drängte sich dem Doktor auf die Zunge; er verschluckte ihn. Als jedoch seine Schritte hörend, die jungen Leute in die Höhe schauten, und Gertrud erbleichte, und Albert erröthete, übermannte den alten Herrn der Verdruß, und nach einem mürrischen „Guten Tag, Jungfer!“ fuhr er den Großneffen an: „Was macht Er hier, Zeitverderber? hat Er keine Schularbeit auf seiner Kammer, Müßiggänger? Schere Er sich hinter's Dintensaß und laß' Er die Jungfer bei ihrer Arbeit in Ruhe!“

Albert stand gebückten Hauptes, halb vernichtet vor dem gestrengen Wohlthäter. Gertrud, die sich zu fassen gewußt, antwortete statt seiner, mit zarter Entschuldigung: „Der junge Herr hat mir Historien erzählt, um meine Hände flink bei der Arbeit und meinen Geist rege zu erhalten.“ — „Ich hab' der Jungfer die Geschichte von der Arria und dem Pätus erzählt;“ stotterte Albert, da an ihn die Reihe gekommen war. — „Marsch, noch einmal. Lerne Er Seine arithmetischen Tafeln auswendig, statt der närrischen Fabeln!“ lautete der schnöde Endbescheid des Doktors, womit er den Schüler richtig von dannen scheuchte. Sodann betrat er, nach einem scharfen Seitenblick auf die versteinerte Gertrud, gravitatisch den Hausgang. — Mit einem Bückling, dessen hündische Unterthänigkeit, dem reichen Manne geltend, höflich gegen

das aufgebrachte Gesicht des Grüßenden abstach, humpelte ein fetter Glaskopf an dem Doktor vorüber. — „Zoppo maledetto!“ *) murmelte Rauwolf zwischen den Zähnen, und der lahme Galanda, mit feinen Ohren hörend, drehte sich auf der Schwelle mit einem herausforderndfragenden: „Eh?“ nach dem Schimpfenden um. „Ebben?“ grinste ihm dieser mit seinem höhnischsten Gesicht zu. — Sie standen einen Augenblick, wie zwei sich beobachtende Gegner. Endlich schien sich Galanda eines Bessern zu besinnen, und zog ohne eine Silbe zu erwiedern, seine Straße, indem er die staunende Gertrud spöttisch anlachte, und mit der geballten Faust gegen die Fenster der Wittwe drohte. —

Rauwolf traf die Friedersdorf in der grausamsten Bestürzung an. Es war bereits eingetroffen, was Marie in banger Vorahnung prophezeit hatte. Galanda war mit seiner Bewerbung unverhofft hervorgetreten, und ohne weiteres von der Mutter, die ihrer Tochter Abneigung gegen den Mann kannte, abgewiesen worden. Diese Abweisung, wenn auch glimpflich ausgesprochen, hatte den Mailänder mit solcher Wuth erfüllt, daß er in die gräßlichsten Drohungen ausbrach, und beim Fortgehen betheuerte, er würde nicht ruhen und rasten, bis er Mutter und Tochter in Armuth, Schimpf und Elend hinausgestoßen.

Die bittere Angst der armen Schuldnerin des Hartherzigen machte, daß sie ohne Umschweife Alles dem Doktor erzählte, der ihr wie ein aus dem Himmel herabsteigender Tröster erschien. Noch zur Stunde von Marien unbelehrt über die freigebigen Gefinnungen des Doktors, vermochte die Wittwe sich um so unbefangener auszudrücken, um dem Rath des Sonderlings das Heil ihrer Zukunft anheimzustellen. „Ich weiß,“ flugte sie,

*) Verwünschtes Hinfelbein.

„daß Galanda Ernst machen, daß er mich einlagen, daß er den letzten Heller von mir herauspressen, und mich dem Hungertode, meine Tochter der Schmach aussetzen wird. Seine Drohungen haben mir sein böses Gemüth gänzlich verrathen. So wie er, der falsche Freund, meinen Seligen verführt hat, so will er auch dessen Hinterbliebene zu Grunde richten. — „Excellenz, was ist zu thun?“

Eben klopfte der Waibel an, und lud die Wittib auf den andern Tag vor das Schulden- und Pfandgericht. — Nachdem er abgetreten, seufzte die geplagte Frau mit gerungenen Händen: „Da sehen Ew. Gelahrtheit mein Unglück in der Blüthe. Das ist ein Donner Schlag aus heiterm Himmel. Hätte ich mir das gestern, noch vor einer Stunde gedacht? Mich überließ es schon kalt, da Galanda mit seinem Antrag herausrückte; doch hab' ich gemeint, er werde Vernunft annehmen. Und jezo — wo ist ein Ausweg aus diesem Wirrsal?“

„Der Ausweg ist ganz einfach und schnurgerade,“ versetzte Rauwolf mit Eiseskälte: „Die Frau bezahlt, was sie dem Lezkopf*) schuldet, und damit ist all aus.“

„Will der Herr seinen Spaß mit einer armen Frau treiben?“ fragte die Friedersdorf schluchzend. —

„Mit nichten, Frau. Will Sie's lieber auf eine andre Manier hören? Ich bezahle also für die Frau, was sie dem Lezkopf schuldet, und damit ist all aus.“

„Ach, Herr Doktor, . . . edler Herr! Excellenz . . .!“ die Wittwe stand wie ein schwankender Schatten auf, schlug die Hände ineinander, starrte den Besucher an, und wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte. —

„Punktum;“ sprach Rauwolf: „das ist also abgemacht. Lange Sie mir die Kreide von jenem Sims, und beichte Sie Ihre Schulden, daß ich die Litaneen

*) „Unvernünftiger Mensch.“ Schweiz.

gleich auf den Tisch schreibe, um die Posten alsdann zu summiren."

Trotz ihrer Ungewißheit, zweifelnd, ob der Doktor Spaß oder Ernst mache, gab die Friedersdorf alles richtig an. — Rauwolf addirte hierauf, verzog das Gesicht mit spöttischem Mitleiden: „Damit könnte man Jerusa-lem noch nicht wieder aufbauen; mancher Klingenbeutel ist reicher;" sagte er, vor sich hinlachend. —

„Wohl möglich, Herr. Aber für meine Armuth ist's ein unerschwingliches Kapital. Wie werd' ich es Ihnen je heimzahlen können?" — „Davon soll jetzt nicht die Rede seyn;" meinte der Doktor. — „Und womit hab' ich verdient," fuhr die gewissenhafte Frau fort, „daß Excellenz mir solche Gnade, solches Vertrauen beweisen?" — „Hm!" versetzte Rauwolf nach einer Pause, mit unheimlichem Ausdruck: „Denke die Frau, ich hätte einst zu Bologna als Student die Summe geborgt, und vergessen, sie zurückzustellen." — „Wie? wäre der edle Herr meines Vaters Schulgefährte gewesen?" — „Wir wollen's annehmen, gute Frau." —

Eine finstre Ahnung beschlich die Wittwe schnell. Sie konnte sich keine Rechenschaft davon geben. Der Doktor seinerseits fühlte, daß er fast zu vorlaut geredet, und brach die Unterredung ab, hob den Besuch auf. Er rief seinen Großneffen, und sagte ihm: „Begleite Er mich ein Stück weit."

Albert lief wie ein Schäflein neben dem barsch auf-tretenden Oheim dahin, und wälzte tausenderlei Zweifel und Vermuthungen in seinem Kopfe hin und her, um auf den Grund seiner plötzlichen Ungnade zu kommen. Aber wie pochte ihm das Herz, wie klangen ihm die Ohren, als der Doktor, da sie außerhalb der Stadt waren, folgenderweise in dem zur Rede passenden Tone anhub:

„Er hat bisher ein Schlaraffenleben geführt; Sein Geschäft ist far nulla gewesen, sein Lernen ist Stück-

werk. Zum Gelehrtenstande hat Er kein Geschick, zum Soldaten ist er zu weibisch. Ich will einen Kaufmann aus ihm machen. Ohne Widerrede! Ist's Ihm recht?"

— „Ach, schätzbarster Herr Onkel“ — „Schon gut. Einverstanden also, und darüber hätten wir uns vereinigt. Stille! sag' ich. Er hat keine Stimme mehr, da Er einmal seine freie Wahl getroffen. In diesem Rat-tennest kann Er jedoch den Handel nicht lernen. Er muß hinaus in die Welt, auf lange Zeit hinaus. Ich werd' Ihn zu Venedig als Lehrling einstellen. Mach' Er sich fertig. Sobald Schneider und Schuster an Ihm ihre Schuldigkeit gethan, wird Er unter guter Obhut abmarschiren. Sorge Er dann, daß ich zufriedner mit Ihm werde, als ich jetzt Ursache habe, es zu sehn.“

— „Was hab' ich denn gethan, daß Sie erzürnt?“ fragte Albert halbweinend. — Worauf der Oheim heftig: „Er stiehlt unserm Herrgott den Tag ab, um mit Weibsen zu sponsiren. Schäme Er sich, junger Kerl. Was soll das heißen? Will Er sich von den Weibern auslachen lassen, Gelschnabel? Oder, will Er in die Falle gehen, die man Ihm etwa als meinem muthmaßlichen Erben zu stellen versucht sehn möchte?“

— „Ich verstehe den gnädigen Herrn Better nicht;“ warf Albert mit großen Augen ein.

„Kurz und gut,“ polterte hierauf der Alte: „Er ist, seitdem das Mädel da ist, nicht mehr in Seinem Esse, und damit Basta! Schwagen, dahlen, liebeln, seufzen, von Arria und Pätus erzählen, den Spinnrocken halten und Zwirn einfädeln — pfui, schickt sich das für einen jungen Burschen? Basta, wiederhol' ich. Mach' Er sich fertig.“

„Sie gehen hart und grausam mit mir um!“ brach Albert aus, den sein Gefühl über die Schranken riß: „Sie wollten mir ein Vater sehn, und sind mein Dienstherr geworden. O, warum ließen Sie mich nicht in der Mutter

Armen sterben! Warum reißen Sie mich, den von Ihnen Verlassenen, jetzt aus dem Hause einer zweiten Mutter, einer freundlichen Schwester? So schnell, so unverhofft! wie sollt' ich das Unglück ertragen? Nein, ich will mich ihm nicht unterwerfen!"

Des Jünglings Trotz verrieth seine Liebe. Hautwolf beachtete dieses gar wohl. Darum blieb er auf dem Fleck stehen, faßte mit eiserner Hand des Neffen Scheitel, und zwang den Armen, ihm steif in's Gesicht zu sehen. Dann sagte er mit dem Ausdruck wilder Verachtung: „Bube, Bube! bist Du der Maskerade schon überdrüssig geworden? Wie hab' ich mich geirrt, da ich vor Kurzem Deine Sanftmuth belobte, und Deiner Mutter Bild in Deinen Zügen wiederzufinden wähnte! Sieh, sieh! der Vater bist Du, wie er leibt und lebt. Die Bestie schaut Dir schon aus den Augen. Weg von mir, junger Wolf. Knirsche in Deinen Banden, beiße in mein eisern Joch. Wir wollen's abwarten, Bursche. Ich werde mich schwerlich Deinem Eigensinn, Du aber wirst Dich meinen Befehlen unterwerfen!"

Mit gebieterischer Bewegung bedeutete er dem jungen Menschen, nach der Stadt zurückzugehen, und Albert ließ sich's nicht zweimal heißen. In völliger Verzweiflung, mit rothen Augen und klappernden Zähnen kam er bei seiner Pflegerin an, die so eben in ernster Stunde ihrer Tochter die Werbung Galanda's und des Doktors freundliche Hülfe mitgetheilt hatte. — Alberts Zustand war ein jammervoller; kaum erlaubte ihm seine schraubende Brust, zu erzählen, was sich zwischen ihm und dem Doktor ereignet. Er klagte schluchzend sein Leid, und wie er's nicht überleben werde, das Dach seiner Pflegerin zu verlassen; er rief seine Eltern zu Hilfe, er verwünschte sein Daseyn, er betheuerte, den Befehlen des Oheims nicht gehorchen zu wollen. — Die gute Wittve versagte ihm ihre innige Theilnahme nicht, bis sie endlich, die Erfahrene,

sehr deutlich merkte, welcher Beweggrund vor Allen die Widersetzlichkeit des Jünglings bestimme. Mit prüfendem Blicke beobachtete sie das Gesicht ihrer Tochter. Gertrud schien kalt. Hierauf begann die Friederödorf, — selber die Gefahr ermessend, die ein langes Verweilen des Schülers im Hause erwecken dürfte, und dankend im Stillen dem Scharfblick des Doctors, der vorbeugend zu verfahren schien — dem Verzweifelnden mit den rührendsten Worten seine Pflichten zu schildern, und seine rebellischen Vorsätze zu bekämpfen. Ihr Zureden an und für sich modelte schon das weiche Wachs des jungen Herzens nach ihrem Willen; das Meiste jedoch that dabei Gertrudens Gleichgültigkeit, die nur hie und da, von andern Gedanken beschäftigt, einen Gemeinplatz alltäglichen Trostes dem Fragenden, dem Seufzenden spendete. Albert ließ nach und nach den Ton sinken, seiner Aufregung Schwingen erlahmten. Verstohlen warf er noch einige kummerrolle Blicke auf Gertrud; sie fanden keine Erwiderung. Der arme Knabe schlich niedergeschlagen zur Schule um seinen Gram im Meer lateinischer Floskeln und trockner Zahlen zu ertränken.

Kurz darnach begann die Friederödorf mit schlauer Berechnung, — weil Gertrud mit aller erdenklichen Ruhe gesagt hatte: „Gott sey Dank, daß er hinaus ist,“ was die Mutter für Verstellung zu halten geneigt war: „Ich habe doch ein wahres Bedauern mit dem armen Schelm. So jung, so weich und unerfahren! Wie werden die falschen Italiener mit ihm umgehen? Er wird das Heimweh bekommen. Meinst Du nicht?“ — „Sehr möglich, liebe Mutter.“ — „Du sagst das so trocken, so hölzern. Ich verstehe das nicht. Du, selber noch so jung, solltest besser als ich den Kummer mitempfinden können, der ein junges Herz peinigt, das so zu sagen vom Mutterherzen getrennt wird?“ — „Liebmutter, ich will Euch nur gestehen, daß mir die Sache nicht so schlimm vor-

kömmt. Die Männer müssen einmal in die Fremde, und es wird nicht schaden, wenn der junge Herr Albert bald lernt, auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Zudem bekenne ich Euch, daß mir sein Abschied sogar recht lieb ist. Wenn der Nefse nicht mehr im Hause, wird der Großonkel ebenfalls ausbleiben, und mein Traum nicht mehr von dessen widerlichem Bilde gestört werden, Gott sey Dank." — „Du redest abscheulich, Mädchen. Laß doch den guten alten Mann in Frieden. Ich stehe Dir dafür, daß er uns nicht mehr belästigen wird. Freilich stoßt für uns eine gute Quelle, sobald Herr Albert weggeht" — „Herzensmutter, ich will aus allen Kräften arbeiten, um den Verlust auszugleichen. Ich bin's Euch schuldig, weil Ihr mich vom garstigen Galanda erlöstet. — „Du liebe Tochter! wie gerne nehm' ich Dich beim wohlgemeinten treuen Wort! Können wir doch mit größerer Zuversicht dem nächsten Tage entgegensehen, da der edle Doctor versprach, auch mich von dem bösen Galanda zu erlösen. — Wir werden arm, aber ruhig leben, und ich stelle an Dich nur die Bitte, dem Schöpfer unsrer Ruhe gut und höflich zu begegnen, wenn er sich ja einmal bei uns sehen ließe." — „Freilich, liebe Mutter, ich will mir Zwang anthun, Euch zu gefallen; doch wollte ich gern, wir verdankten einem andern Menschen so viel Wohlthat. Ich wünsche, daß es Euch nie gereuen möge, sie von dem Doctor angenommen zu haben." —

Die Wittve, betroffen von dem ernstern Ton der Tochter, gestand sich im Stillen denselben Wunsch. Doch ging sie bald zu heitern Gedanken und Gesprächen über, da sie sich überzeugt hatte, daß Gertrud's Herz noch fessellos, und ungegründet der Mutter plötzliche Befürchtung. — —

Auch Albert beruhigte sich einigermaßen binnen kurzer Frist. Dem Unglücklichen kam guter Rath über Nacht. Seine Ohnmacht einsehend, ganz und gar in

die Hände seines Großvaters gegeben, und in seinem Sträuben nicht einmal durch eine einzige ermunternde Sylbe aus dem Munde des heimlich und heiß geliebten Wesens unterstützt, beschloß er, sich mit Geduld seinem Schicksal zu unterwerfen. Lorenz, der vom Doctor gesendet worden, die Reisebedürfnisse des jungen Schülers einzukaufen, fand in ihm den folgsamsten Menschen. Außerwählt, denselben auf der Reise nach Venedig zu begleiten, schilderte er ihm die Freuden der Alpenfahrt, die Reize des Meers und der Dogenstadt mit glänzenden Farben. — Albert schien anfänglich mit Ruhe, endlich mit Vergnügen zuzuhören, und der von seiner Willfährigkeit entzückte Diener säumte nicht, seinem Herrn den vortheilhaftesten Bericht abzustatten: wie Alles in der schönsten Ordnung, und Albert bereit sey, binnen acht Tagen das Land zu verlassen.

Wie wenig kannte er jedoch, was in des Jünglings Brust vorging! Die Heiterkeit desselben war nur eine Maske, die er sich selber aufgeschwagt; fieberhafte Ungeduld und nagender Schmerz stürmten darunter in wilden Wellen. Je näher der Tag der Abreise kam, je weniger vermochte Albert, an sich zu halten. Unablässig mit Aug' und Ohr Gertrudens alltägliches Thun belauschend, hie und da mit schüchternen Schritten ihre Spur verfolgend und stets dieselbe verfehlend, ein Zusammentreffen mit ihr — ein heimliches, einsames, für's Leben entscheidendes — fürchtend, und dennoch vor dem Gedanken verzweifelnd, ohne ein solches von ihr scheiden zu müssen, verbrachte er die Tage mit Pein, die Nächte mit dem Aufbau abenteuerlicher Pläne, die vor dem Schein der Morgenröthe wie Seifenblasen vergingen. Seine gereizte Stimmung, sein unstätes Hin- und Herlaufen, die Blicke, womit er Gertrud in Haus, Hof und Straße verfolgte, erregten die Aufmerksamkeit der Nachbarn, und durch das Städtchen verbreitete sich unverzüg-

lich das Gerücht: „Des Doctors Nefte ist in Gertrud verliebt, und der Doctor sieht deswegen zum Nechten.“ — — Galanda seinerseits, den erhaltenen Korb nicht vergessend, und doppelt boshaft, seit die Wittve seine Forderungen berichtet, fügte allenthalben der Klatscherei die giftigen Worte hinzu: „Noch größer ist das Aerger=niß. Die junge Friedersdorf theilt die närrische Leidenschaft des unreifen Jungen; sträfliche Auftritte sollen sich begeben haben. Wer sieht nicht, daß die hochfahrende Jungfer Habenichts merklich blaß und hohläugig geworden?“ Mit Begierde aufgenommen rollte das Gerücht — ein wachsender Ball — von Mund zu Munde, und alle Ohren wurden damit gesättigt. Nur die Wittve und ihre Tochter und Albert wußten nichts davon. Der Doctor hielt sich still in seiner Einsiedelei. Lorenz kam, seiner Einkäufe wegen, zur Stadt; aber der wortfarge Diener haßte alles Geschwätz, und erwiderte jede vorwizige Frage mit einer so finstern Miene, daß man ihn gerne gehen ließ, ohne ihn weiter auszuforschen.

Mittlerweile kam der Vorabend von Alberts Abreise heran. Das Felleisen war gepackt, Lorenz hatte versprochen, in den Frühstunden des nächsten Tages mit Pferden zu erscheinen, um den Jüngling abzuholen und im Vorübergehen ihn bei dem schmollenden Onkel zum Lebewohl und Handkuß einzuführen. — Nach und nach riß ein Faden nach dem andern, der Albert an sein bisheriges Leben gefesselt hatte; schon saß er wie ein Fremder unter dem Dache seiner zweiten Heimath, und die Stunden glitten unerbittlich schnell dahin. Eine Angst, wie vor dem Henkerstündlein, bemächtigte sich des armen Albert. Die leckere Lieblingsspeise, die ihm die Wittve zur letzten Abendkost vorgesetzt, mundete ihm nicht; der Wein, aufgestellt als Fest- und Scheidetrunk — widerte ihn an; das trauliche Abendgeplauder der früheren Zeiten war verstummt; nur selten fiel ein abgerissenes Wort,

zwischen den Beisammensitzenden schienen bereits viele Meilen zu liegen. Und Albert saß neben der schweigenden Gertrud; sein Gewand streifte an das ihrige, sein Hauch berührte ihre Wange — und dennoch war sie ihm nie so fern gewesen, und die Zeit verrann, und die Glocke schlug schon drei Viertel auf zehn Uhr. — Nur eine winzige Viertelstunde, — da die Lichter des Hauses um zehn Uhr ordnungsgemäß ausgelöscht wurden — nur eine winzige Viertelstunde war dem Verbannten übrig, seiner Nachbarin zu sagen, was, nach seiner Meinung, in einem Menschenleben nicht erschöpfend genug gesagt werden konnte! — Da stand die Mutter auf; um die Küche zu schließen, ging sie hinaus.

Mit aller Macht sich ein Herz fassend, über seine Kühnheit selbst erstaunend, legte Albert seine glühende Hand auf Gertruds Schulter, und flüsterte ihr in das Ohr: „Wenn Ihr mir jemals ein bißchen gut gewesen — nein, das will ich nicht sagen — wenn Ihr jemals, selig zu werden, Euch Hoffnung macht, gewährt mir eine Bitte, Jungfer.“ — „Welche?“ fragte das Mädchen betroffen, und leise wie er, von seinem geheimnißvollen Wesen ergriffen. — „Laßt mich heute Nacht mit Euch ein paar Worte im Garten reden.“ — „Nimmermehr! wo denkt der Herr hin?“ — Gertrud wollte entrüstet aufstehen. Albert verschloß ihr den Mund und bat: „Schweigt, schweigt, daß Eure Mutter nicht hört schweigt, aber gewährt! Um der einzigen Barmherzigkeit willen nur ein paar Worte!“ — „Unmöglich! Was will mir der Herr sagen, daß meine Mutter nicht hören dürfte?“ — Die Verzweiflung und Furcht, unterbrochen zu werden, gaben dem Jüngling eine Lüge ein. „Eure Mutter würde sich entsetzen, zu Tode ängstigen, wenn sie wüßte, was ich Euch zu vertrauen habe;“ flüsterte er. Gertrud erschrak. Des Doctors finstren Schatten drohte ihrer Seele. „Mein Gott! Sollte schon

„Ist meine Ahnung Gewißheit werden?“ stammelte sie: „redet Ihr von einer Gefahr für meine Mutter, Herr Albert?“ — „Ja doch, Gertrud. Es wäre an Euch, sie davor zu bewahren, ohne ihren Frieden zu stören. Ein paar Worte sind genug. Nur die Sterne werden unsre Zeugen sehn. Wenn ich einmal fort bin, Gertrud, wäre mir nicht mehr möglich“ — „Er ist gewiß hinter eine böshafte Absicht seines häßlichen Oheims gekommen; dachte das Mädchen voll Angst, und da Frau Salome sich wieder hören ließ, sprach es kurz und bestimmt zu dem Jüngling: „Um elf Uhr, neben der Cisterne nächst den Pfingstnelken. Aber nur ein paar Worte. hört der Herr?“ —

Die Stunde schlug, und die sich bestellt hatten, kamen an den bezeichneten Ort. Die laue Nacht, durchströmt vom Dufte des Geißblatts, felderlich erhellt von Wetterleuchtens Flammen, ermutigte den Jüngling, redelustig und überwallend von Gefühlen, darum unverständlich größtentheils dem Mädchen, dessen Herz noch verschlossen, Geständnisse abzulegen, Hoffnungen auszusprechen und Schwüre zu leisten, die Gertruds Seele staunen machten, und beunruhigten. Keineswegs stimmten jedoch Alberts leidenschaftliche Bekenntnisse die Jungfrau zu seinen Gunsten. Beschämt, erzürnt sogar, antwortete sie mit bitteren Vorwürfen. „Ihr habt mich getäuscht;“ sagte sie: „wozu habt Ihr mich unter falschem Vorgeben verleitet? Wie wollt Ihr Euer Thun verantworten? Ihr habt mich belogen; Ihr belügt mich und Euch in diesem Augenblicke. Thorheit ist, was aus Euerem Munde geht. Schweigt endlich, und laßt mich.“

Die Allgewalt ungestümer frühreifer Liebe hatte in dem jungen Menschen plötzlich Künste erweckt, die eigentlich des Versuchers sind. Er stimmte den brausenden Ton in den demüthigsten Herab, er bettelte um Vergebung, entschuldigte sich mit dem Drange der Leidenschaft.

Er weinte, schilderte seines Herzens Zerrissenheit, seine Verzweiflung, begehrte nur ein einzig Wort des Trostes. Er nannte das Mädchen seine Heilige, betheuerte, sterben zu müssen, wenn sie ihn verstieße wie einen Sünder. Er begehrte nur einen Funken Mitleids mit seiner Lage, nur die Erlaubniß, von seinem Verbannungsorte dann und wann eine Zeile an die Geliebte schreiben zu dürfen. Nicht eine Antwort verlangte er; nur eine freundliche Erinnerung, und beim dereinstigen Wiedersehen eine gütig dargebotene Schwesterhand.

Gertrud fühlte sich erweicht. Weit entfernt, die Triebe des Jünglings zu theilen, begriff sie doch seinen Schmerz. Seine Lobpreisungen ihres Werths mißfielen der Unschuldigen nicht; das zarte Band schwesterlicher Barmherzigkeit verknüpfte sie plötzlich mit Albert. „Ihr sollt mir schreiben;“ sagte sie halb abgewendet: „denkt an Euern Stand und an den meinigen, haltet Euer Alter gegen das meinige. Werdet vernünftig. Einer jungen Magd ziemt eher, dem reifen und erfahrenen Manne ihr Leben anzuvertrauen, als einem Jüngling, der ihre Jahre noch nicht einmal erreichte. Werdet vernünftig und gebt mir davon schriftlich ein Zeichen. Dann werd' ich wohl einmal Euch antworten, wie eine getreue Schwester. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht und Lebewohl?“ fragte Albert schmerzlich: „nicht einmal die zarte reine Hand zum Abschied?“ — Gertrud reichte ihm die Hand. — „Nicht einen, den ersten und letzten Kuß von reinen Lippen? Schwester, ist's möglich?“ fragte der Versucher wieder. Sie schüttelte heftig den Kopf, wollte ihm die Hand entziehen. Er hielt sie fester, warf sich ihr zu Füßen. Sie erschrock. Noch einmal lispelte er auf seinen Knien: „Ist's möglich, Schwester, daß Du mir versagst, warum ich bitte?“ — Und sie neigte sich ihm die Wange zu reichen. — Da knallte ein Schuß hoch über ihren Häuptern, und wie ge-

scheuchte Tauben stieβten sie auseinander, huschten in's dunkle Haus. — Der Nachtwächter sah zur selben Zeit eine hohe schwarze Gestalt durch die Straßen eilen, und rief sie an, aber vergebens. Sie verschwand unter'm Schwibbogen des Stadthors. — —

„Ich möchte die Reise verwünschen, wie ich mich ihrer gefreut habe;“ sagte Lorenz am folgenden Morgen, da er fertig und gerüstet an seines Herrn Bett trat, um seine Befehle zu empfangen. — „Wie das?“ fragte der Doktor, der das wildsehende Antlitz mit der auf's Kissen gestützten Hand zur Hälfte verbarg. — „Ich muß meine Marie halbkrank zurücklassen, und empfehle sie der Kunst und Pflege Ew. Gelartheit inständigst. Sie hat gewacht, da ich schlief, und schwört, daß sie mitten in der Nacht gespenstige Schritte gehört habe, die durch's Haus schlurften, verhallend unter der Pforte. Obgleich sie hierauf ihren Kopf ängstlich unter die Decke gesteckt, und inbrünstig gebetet, sey der Spuck nach einer guten Weile abermals hörbar geworden, schlurfend von der Pforte treppan, und über die Gänge in das obere Haus sich entfernend. Da ist sie von der Furcht dergestalt erschüttert worden, daß sie ob meiner Reise schier verzweifelt, und wie ein Schatten umherschwanft.“

„Es ist möglich,“ versetzte der Dokter nach einigem Schweigen, „daß der alte Herr von Planta, der Domprobst, dem einst dieses Haus gehörte, dann und wann seine gespenstigen Spässe in unsern vier Pfählen treibe. Er soll umgehen in einem aschgrauen Chorhemde mit einem Schapel von Spinnweben auf dem bleichen Schädel. Man hat mir das so erzählt, doch ist's vielleicht nur Narrethei. Marie soll indessen ihre Kammer vom Kapuziner weihen lassen, und sich in der Gespensterstunde nicht daraus entfernen. Dann wird sie der Probst fein in Ruhe lassen. Aber von der Reise, Lorenz, kann Dich nichts entbinden. Geh eilig, packe den Burschen

auf, reite mit ihm, so schnell Du kannst. Ich will Euch nicht aufhalten, mag nicht Abschied von dem Faulenzer nehmen. Wenn er einmal ein Mann geworden, und ich noch lebe — dann wollen wir weiter zusehen. — Da, nimm den Brief an Herrn Malaghetti; ich habe die ganze Nacht daran geschrieben. Die Buchstabenmalerei wird mir nachgerade sauer. — Merke redlich auf den Buben und erstatte mir bei Deiner Rückkehr treulichen Bericht von seinem Thun und Lassen.“ —

Nachdem sich der alte Diener vergeblich bemüht, den starren Widerwillen des Doktors gegen seinen Pflegling zu bemeistern, und Herrn Rauwolf zu einem mündlichen und freundlichen Lebewohl zu vermögen, ging er gehorsam, wenn gleich schweren Herzens, seine Aufträge auszurichten. — Der Abschied jedoch, dem er in dem Hause der Wittib beiwohnen mußte, verdüsterte sein Gemüth noch mehr, und erfüllte es mit bösen Vorahnungen. — Die Friedersdorff ermahnte, segnete und weinte, wie eine zärtliche Mutter, die ihren Sohn in die Fremde entläßt. Aber der Jüngling schien zernichtet, wie ein Verbrecher, zitternd vor der Zärtlichkeit seiner Pflegmutter, wie vor einem großen Uebel, wie vor einer schlecht vergoltnen Wohlthat. Gertrud, bleich und verstört, grollte mit dem Scheidenden, der nur selten einen Blick nach Art der Diebe auf sie warf. Die stumme Unzufriedenheit des Mädchens und das böse Gewissen des Knaben verbannen alle Herzlichkeit aus der Scheidestunde. Auch der Wittwe Rührung verkühlte bald an dem Herzensfrost des Pflegesohns; sie reichten sich stumm die Hände, nickten mit dem Kopfe, und Alles war zu Ende. — Draußen stand jedoch ein buntes Volk von Zuschauern, die mit frechen Augen die Fensterscheiben durchbohrten, die mit spöttischem Lächeln den zu Pferd steigenden Albert begrüßten, die mit muthwilligen Fingern nach dem Schatten der Gertrud deuteten, der hinter den gestreiften Vor-

hängen vorübereilte, sich im Innern des Hauses zu verbergen. — Lorenz hatte nicht Zeit, diese auffallenden Symptome der Volksstimmung, die ihn befremdeten, zu ergründen. Er ritt ohne Aufschub mit seinem Schutzbefohlenen von dannen. Aber noch lange standen einzelne Gruppen vor dem Häuschen, und Galanda mitten darunter, der eifrigst erzählte, wie er in verwichener Nacht, mit seiner Büchse streichend auf dem Speicher seines Hauses, um diebische Katzen zu erlegen, einer wenig erbaulichen Unterhaltung im Garten der Friedersdorff zugesehen, und dieselbe unwillkürlich gestört habe. Man werde an der Gertrud noch schöne Dinge erleben, setzte er hinzu, denn nachdem, was er mit eignen Augen gesehen, sey an der äußersten Sittenlosigkeit der Dirne und an der strafwürdigsten Kupperei der Mutter nicht zu zweifeln. Der Doktor habe mehr als Recht, das unsaubere Verhältniß plötzlich zu zerstören. Aber leider sey das Remedium zu spät angewendet worden, und das Uebel schon geschehen. — Mit hämischem Achselzucken, mit falschem Bedauern oder mit frohlockender Schadenfreude wurde die neue Verläumdung allenthalben aufgenommen, und in den geschlossenen Bürgerhäusern, wie in den offenen Schenken über die Wittwe und ihre Tochter unbarmerzig der Stab gebrochen. — Die Schlachtopfer von Galanda's Bosheit blieben jedoch ungewarnt, unberathen.

Sie waren arglose Kinder, die lächelnd auf dem Sande der Meeresküste entschlummern, während die Fluth heransteigt. Nach der mannichfachen unbehaglichen Bewegung des Abschieds hatte sich im Häuschen der Friedersdorff die Ruhe wieder hergestellt. Salome's Wehmuth und Gertruds Erbitterung glichen sich aus, der gewohnte vertrauliche Zustand trat ein. Ihren Arbeiten emsig obliegend, ahnten die Fleißigen nichts von Stürmen. Da sie selbst nicht anders geworden waren, merk-

ten sie an ihren Nachbarn keine Veränderung und nahmen den lauernden Hohn derselben für die alte Freundlichkeit. — Die Glücklichsie war Gertrud. Von dem übelgelittnen Galanda, von dem unberufenen Albert und vom gefürchteten Doktor auf einmal befreit, athmete sie sorglos, die Angst der Abschiedsnacht gern vergessend, und dankte im Stillen den gütigen Himmelsmächten für die Wohlthat. In den ersten paar Tagen hatte sie klopfenden Herzens erwartet, daß irgend ein vorlauter Zeuge, — der Störer in jener gefährlichen Nacht — ihrer Mutter berichten würde, was er etwa gesehen. Da jedoch niemand sich einstellte, frohlockte das Mädchen inniglich, und nahm sich vor, bei guter Gelegenheit und wann die Zeit den Jüngling auf andere Gedanken gebracht hätte, selbst vor der Mutter den Schleier von jener Begebenheit zu nehmen, und ihr mit eignem Munde das Geheimniß zu vertrauen, das, obgleich gering, der wohlherzogen Tochter Herz schwer belastete.

Da erschien — kaum war eine Woche seit Alberts Abreise vergangen — die von ihrer Unpäßlichkeit wiederhergestellte Marie im Hause der Wittve, und brachte das vom Doktor für Gertrud bestimmte Geschenk: ein großes Stück neapolitanischen Seidenzeugs, mehrere Palmen breit, und von einer solchen Feinheit des Stoffs und Delikatesse der Zeichnung, daß schon der erste Anblick dieses glänzenden Gewebes im Stande war, alle Frauen von Geschmack zu bezaubern. — Der armen Gertrud ging's nicht besser. Die schönsten Kirchenparamente, die sie gesehen, waren Plunder gegen die Seidenpracht gewesen. Dem guten Kinde schien sie für eine Königin nicht zu gering. „Und dieser Staat soll mir gehören?“ fragte sie nur staunend, und von allen andern Gegenständen abgezogen, während die Mutter in helllauten Ausrufungen ihre freudige Verwunderung ausathmete: „Mein soll dieser Staat seyn? Mein?“

Da erhob Marie ihre Stimme zu einem bejahendem Lobpsalm, der sowohl der Schönheit und Tugend des Mädchens galt, als nicht weniger der Vortrefflichkeit des Doktors, dessen sorgliche Pflege, dessen so unerwartet in vertrauliche Herablassung und Freundlichkeit verkehrtes Betragen die Dankbarkeit der gutmüthigen Schwägerin erregt hatte. — Sie ließ nicht nach mit Erzählen, bis die geschmeichelten Zuhörerinnen Alles erfahren, was der Herr Doktor, von ihnen redend, gesagt hatte: „Die Wittib sey eine kreuzbrave Frau, und die schöne Tuda ein Mädchen, dessen Vater er, der Doktor, sehr gerne zu seyn wünsche. Dieses Verlangen, eine Tochter zu haben, sey zum allererstenmale in ihm aufgekommen und er bedaure nur, daß der Wunsch da nicht auslauge. Aber er begehre, der kleinen Tuda eine Freude zu machen, und das sey ihm vergönnt, was er auch hiemit in's Werk setzen wolle, mit der Bitte, die Empfängerin möchte ihm zum Andenken das Kleid recht oft tragen, und sich in jeder Angelegenheit ihres Lebens, worinnen sie des Rathes und der That bedürftig seyn könnte, an ihn wenden. Er fordre sie um so dringender auf, die Zeit nicht zu versäumen, als er schon ein alter Mann sey, und des letzten Stündleins immer gewärtig.“ —

In deutschen Landen gab's ein Sprichwort: „Siegreiche Hand ist freigebig.“ Man darf es feck und kühn umdrehen, und es ist nicht minder wahr. Eine freigebige Hand ist auch siegreich, wenn sie nicht gerade an Schurken ihre Wohlthaten vergeudet. Wer seine Freiheit liebt, weigre sich Geschenke anzunehmen. Das geringste bedingt irgend eine Vergeltung; das geringste bindet den Empfänger, wär' das Band auch noch so lose und leise. Den Ehrlichen fesselt ein Faden, dünn, wie ihn der Herbst über die Aecker spinnt, als ob er eine Kette von Erz wäre. — Gertrud war gerührt von Mariens letzten Worten. Sie dachte bei sich: „Den edeln Mann

konntest du fliehen mit Abscheu? Möge er noch lange leben, der gute Herr!"

Marie unterstützte diese löbliche Gemüthsänderung, indem sie des Breitern von der des Doktors erzählte, der auf einmal einen ganz andern Menschen angezogen habe, und ein sehr verträglicher, leutseliger Herr geworden sey. „Es ist, als ob ein böser Geist von ihm gewichen wäre;" sagte die gute Alte: „Er redet doch wenigstens mit den Leuten, läßt seine Zimmer wieder reinigen und lüften, er kleidet sich sorgfältiger, und ist so guter Dinge, als er es überhaupt zu seyn versteht. Der leichtfüßige Albert scheint ihm viel Verdruß gemacht zu haben. Nach dessen Abreise hat er sich erheitert, und ich wäre wie im Himmel, wenn mein Lorenz schon wieder zu Hause, und der Spuck im Hause nicht wäre. Indessen, seit der Pater Romuald meine Kammer geweiht, und mit gebenedeiten Sprüchen beschrieben hat, ist Alles stille geblieben, und der alte Domprobst wird Respekt haben, will ich meinen."

Nun folgte eine weitläufige Meldung von dem Spuck, und die Redselige verspätete sich dabei dergestalt, daß sie über Kopf und Hals eilen mußte, um zur rechten Zeit wieder bei Hause zu seyn, und dem Herrn die Mahlzeit zu bereiten. — „Nun?" fragte Salome ihre Tochter lächelnd, indem sie auf das werthvolle Geschenk zeigte. Lächelnd wie die Mutter warf sich Gertrud an ihren Hals. „Ich war eine Närrin: vergebt mir in des guten alten Herrn Namen, Liebmutter!" rief sie.

Der Zauber der Ueberraschung dauerte im Friedersdorff'schen Hause noch am andern Tage fort; er verbreitete sich über die ganze Stadt. Die Glücklichen hatten des Doktors reiche Gabe den Nachbarn gezeigt, und ohne es zu wissen, den boshaften Gerüchten, die über sie im Schwunge waren, vielen Eintrag gethan. Der gesunde Sinn der Mehrzahl im Städtchen verstand nicht, des Sonderlings Freigebigkeit mit Galanda's Behauptungen

zu reimen. Sie sah die geschmähten Personen von ihrem reichen Gönner geschätzter, als zuvor, und kehrte zu andern Gedanken zurück. Galanda sah sich überall als Geisterseher und Märchenerfinder verspottet, und benützte einen Auftrag des Magistrats, der die Hauptstraße der Stadt nun pflastern lassen wollte, um sich unter dem Vorwande, als ginge er nach Mailand, Arbeiter anzuwerben, einige Zeit zu entfernen, damit der Spießbürger Wiß unterdessen verirauche. — Die Spießbürger schämten sich ihrer Leichtgläubigkeit, stellten das alte trauliche Vernehmen mit der Friedersdorff auf's Neue her, und verheimlichten, diese und sich selber zu schonen, was sie vermuthet, geglaubt, gefaselt und geschmäht.

Da kam der Doktor eines Nachmittags, die Wittwe zu besuchen. Er war gepuht, wie ein rechter Doktor, goldbetreßt, Edelsteine an den Fingern, in der Hand den Stock mit goldnem Prachtknopf. In der andern hielt er einen Strauß von wilden Rosen. Er war gut aufgelegt, sehr gesprächig, erzählte manches, wollte von Dank und Verbindlichkeit nichts hören, und sagte, da er wegging, mit der Zierlichkeit, die einst unter den Studenten von Bologna Mode gewesen, indem er der erröthenden Gertrud den Strauß überreichte: „Nehmt mir die Rosen ab, liebe Tuda, ehe sie in meiner Hand verwelken. Sie sind zwar nicht so frisch und roth, wie jecho Eure Wangen, und ich habe noch meinen Garten nicht hergestellt, um Euch bessere anzubieten; aber vielleicht erhalten diese schlechten Blumen einen geringen Werth, wenn Ihr bedenkt, daß sie die ersten seit vierzig Jahren sind, die ich einem Frauenzimmer anbiete. Wollet glauben, es stehe ein armer einfältiger Großpapa vor Euch, der seiner Enkelin nichts besseres zu schenken hat, als ihr Ebenbild, von der Mutter Natur gemalt, wenn gleich unvollkommen.“ — Hierauf grüßte er steif und blieb nicht einen Augenblick länger. — Gertrud hatte mit einer

peinlichen Beklommenheit den Anfang der wohlgesetzten Rede angehört. Der großväterliche Schluß hatte aber ihr Herz erleichtert. Sie warf die Blumen nicht weg. Die Mutter sagte jedoch: „Wollte Gott, Du wärst des Herrn Enkelin. Wir sollten gute Tage haben. Unsrer schlichten Freundlichkeit hat den mürrischen Mann, wie's den Anschein hat, wohlthätig angeregt. Er kann uns wahrlich besser leiden, als seine Blutsverwandten. Nun, sie werden ihn dennoch beerben, und ich will's ihnen wohl gönnen, wenn nur der Albert einschläge, aber ich muß Dir's sagen, der Junge hat mir am Ende gar nicht mehr gefallen wollen.“

Wie nun oft geschieht, daß sich Quatembergäste in alltägliche verwandeln und unzertrennlich werden, die sich lange und beharrlich gemieden, so wurde von dem Tage der Doktor ein fleißiger Besucher der Wittwe, kam stets zur selben Stunde, blieb jedoch immer etwas länger, dann und wann sogar das Abendbrod seiner Freundin theilend. Er fand bei den Frauen Unterhaltung, und sparte nicht die Mühe, zur Unterhaltung das Seinige beizutragen. Er hatte große Reisen gemacht, manches Abentheuer bestanden, eine Gefangenschaft von mehreren Monaten unter den Barbaresken ausgehalten. Was er erzählte, war freilich nicht immer der Wahrheit allzugetreu; seine Phantasie schmückte wohlgefällig die hellen Bilder seiner Jugend aus, — aber darum eben lebten die Gestalten und Gemälde aus seinem Munde frisch und ergötzend auf, und seine Erinnerungen hatten doppelte Schärfe, weil zwischen dem Frühling und dem Winter des armen Mannes nichts lag, als eine Kluft voll brütender Langeweile, oder ein Leichentuch über viele Jahre menschenhasserischen Müßiggangs gespreitet.

Die Frauen hörten ihm gerne zu: Salome, weil er Zeiten und Zustände schilderte, deren sie sich noch aus der Kindheit erinnerte; Gertrud, weil ihr seine Erzäh-

lungen wie Sagen und Märchen galten. Sein altes, bald nachdenkliches, bald possierliches Gesicht, seine jugendliche Lebendigkeit, wann er in Eifer gerieth, der lustige Mischmasch von Deutsch und Wälsch und Latein, der alsdann von seinen Lippen kollerte, leisteten seinen Erzählergaben den besten Vorschub. — Die Aufmerksamkeit der Weiber ermunterte den eiteln Greis immer mehr: ein Lächeln Gertrudens belohnte ihn für das Geplauder eines langen Nachmittags. Er selber war glücklich und zufrieden. Ein Zauberer schien mit seinem Stabe die Felsenbrust des Alten berührt und junge Quellen hervorgehert zu haben. Seine Zunge schien verjüngt zu seyn, um mit Ueberschwang die lange Zeit grollenden Karthäuser-schweigens hereinzubringen.

Der Doktor kam selten mit leeren Händen: doch waren seine ferneren Geschenke unbedeutend, Spielereien, meistens nicht besser als eine Blume oder ein Schmetterling. Gertrud vergalt sie öfters mit einem Strauß aus ihrem kleinen Garten, worinnen der Doktor manchmal mit ihr verweilte, und Anweisung gab, welche Blume zu hegen, welche Gemüse zu pflanzen seyen, und auf welche Art es geschehen müsse. — Was er rieth, wurde mit Dank befolgt, und der leichte Gehorsam gefiel ihm sehr. Er hörte immer mit Geduld an, was ihm die Frauen sagten, und seine Miene gestaltete sich dabei gewöhnlich lächelnd, so gut als es anging. Nur, wenn auf Albert die Sprache kam, oder auf den Vater der Friedersdorf, oder auf Ehe und Freundschaft, machte Rauwolf ein häßliches Gesicht, verstummte und empfahl sich schnell oder gab mit irgend einem boshaften Uebersprung dem Gespräch eine andere Richtung. Salome und Gertrud merkten sich dieses bald, und vermieden im Allgemeinen, den Gast zu verstimmen. Aber im Besondern benützte die Tochter manchmal die schwache Seite des alten Herrn, um ihn zu entfernen, wenn er ihr zu

lange blieb, oder von Dingen plauderte, die ihr nicht gefielen. Sie durfte alsdann nur nach Albert fragen, und der Doktor zog brummend ab. — Gleichwohl waren schon einige Wochen vergangen, und keine Nachrichten von den Reisenden eingelaufen. Lorenz wurde von Tag zu Tag erwartet, und säumte immer von Tag zu Tag.

Einst war Rauwolf besonders freundlich gestimmt, und erklärte im Garten Gertruden allerlei Blumistenkünste, die er in Holland gelernt hatte. Frau Salome ging fern von ihnen am Spaliere hin und her, um die Verwüstungen, so die Sperlinge angerichtet, zu ermassen. — Lilien ragten hie und da empor. Gertrud belobte sie, nannte sie den Prunk des Altars an hohen Festen. — „Die Türken geben der Lilie eine ganz andere Bedeutung, als wir;“ sagte der Doktor: „während sie bei uns ein Symbol der Unschuld und Frömmigkeit, gilt sie im Orient für eine Blume der Freiheit und Beredsamkeit. Der Freiheit, weil sie stolz und leuchtend über alle Nachbarblumen aufsteigt; der Beredsamkeit, weil ihre Blätter geformt sind, wie Zungen.“ — „Die Bedeutung der Blume, so wie wir sie kennen, scheint mir besser erfunden.“ — „Um, kein Wunder. Ihr seyd unschuldig und rein, Tuda; Ihr seyd andächtig, wie eine Nonne, gläubig wie eine Märtyrin. Ihr seht Euer Kontersey in der Lilie und liebt es.“ — „Ich bin nicht so eitel, gelehrter Herr. Weiß gar wohl, daß ich nur ein gewöhnliches Mädchen bin, und lasse meinen Schlummer nicht von Hoffart stören.“ — „Ist sonst nichts, das den Schlummer der Jungfer stört?“ — „Nichts. Ich bin gesund und mein Gewissen ist ruhig; ein gutes Kopfkissen. Ich schlafe unterm Gebet ein, und wache erst am Morgen wieder auf.“ — „Glückliche Tuda! Ich kenne dieses Glück schon lange nicht mehr.“ — „Der Herr ist hoch bei Fahren; das machts. Die Mutter ist doch viel jünger als der Herr, und der Schlaf will ihr schon nicht

mehr recht gehorchen. Nicht anders wird es mir ergehen, wenn ich alt seyn werde." — Der Doktor hatte sich gebückt, um eine Raupe von einem Bäumchen zu nehmen; die Rede klang ihm nicht gar angenehm. Deswegen versetzte er etwas schneidend: „Schon früher, Tuda, wird Sie der Schlaf fliehen. Wie bald, und Ihr Schlaf wird nicht mehr kommen ohne Traum? Wie bald, und er wird ausbleiben, um der Sehnsucht, dieser angenehmen Marter, Platz zu machen!" — „Ich weiß nicht, was der Herr meint. Warum der Traum, die Sehnsucht? Ich träumte noch vor Kurzem von Dingen, die mich erschreckten," — des Mädchens Blicke wurden scheu und starr, da sie dem Auge des Doktors begegneten, und der alte Widerwille regte sich fühlbar in Gertrudens Busen — „aber nach solchen Dingen sehne ich mich nicht." — „Gibt's nicht angenehme Träume auch?" — „Ei ja, von fröhlichen Spaziergängen, auf Bergen, in Thälern; von Spielen und Scherzen mit entfernten Jugendgefährten oder gar mit Engeln. Dennoch, allemal, sobald ich die Augen aufschlage, ist mir das Leben schöner und herrlicher, als der herrlichste Traum." — „Und wenn einmal das Herz mitträumte?" — Gertrud sah den Fragenden mit großen Augen an. „Mein Herz ist ruhig und gehorsam;" sagte sie. — „So schenke Gott der Jungfer noch lange den ruhigsten Schlaf. Sie ist glücklicher als sie weiß. Mit den Hühnern zu Bette, mit der Lerche erwachend....." — „Mit dem früh zu Bette gehen hat es jetzt seine liebe Noth. Ich habe eine Arbeit für die Klosterfrauen zu beendigen, und sie kostet mich manche Stunde bei der Nachtlampe." — „Ihr werdet Euch die Augen verderben, Tuda." — „Nicht doch; wenn sie mir wehe thun, so öffne ich nur auf ein Weilchen mein Kammerfenster, und schaue in den Garten herab. Die Nachtluft und der Hauch des Rosmarins erfrischen bald." — Gertrud deutete nach dem Fensterchen ihres

stillen Gemachs. Der Doktor blickte lange zu demselben auf, stellte sich an, als wollte er etwas erwidern, verschluckte aber die Rede, und beurlaubte sich hastig. — Nachdem er fort, sagte die Mutter, die wie eine Suchende hin und her geschlichen war, kopfschüttelnd zur Tochter: „Weiß der Himmel, was in unserm Garten vorgegangen sehn mag?“ — „Wie so?“ fragte das Mädchen, plötzlich erschreckt. Der Auftritt mit Albert stand mahnend vor ihrer Seele. — „Da suche nun ich schon seit ein paar Tagen den Schlüssel zur kleinen Thüre, die nach der Straße aufgeht, und kann ihn nicht finden. Er hing an diesem Nagel, wie Du weißt. Fort ist er; aber wie er weggekommen sehn mag? Versuche Du Dein Seil; vielleicht findest Du ihn.“ — Gertrud gehorchte mit erleichtertem Gemüthe. Aber der Verlorne blieb verloren, und nach und nach machte sich Gertrud darüber seltsame Gedanken, die jedoch zu enträthseln nicht in ihrer Macht stand.

Abends sagte Marie zu ihrem Herrn, der mit einer gewissen Unstätigkeit, die jedoch für jetzt nichts Schlimmes verkündete in seinen Gemächern hin und her strich: „Der Lorenz macht mir die Zeit recht lang. Wenn ihm nur nichts Uebels begegnet ist!“ — „Was da, Uebels? Wir stehen alle in Gottes Hand? Es begegnet uns nur, was seit Ewigkeit geschrieben steht. Muth, Muth, liebe alte Bettel.“ — „Mein Herz ist so bang, Excellenz.“ — „Was Herz? der Mensch hat nur eins und das ist ein tüchtig gewebtes Organ, das viel aushalten kann, den heftigen Blutdruck ausgenommen. Dafür ist aber der Flittenmeister da*). Was ihr Leute Herz nennt, ist ein ander Ding, oder besser ein Nichts, eine Narrheit, ein Ueberreiz in Gehirn und Zwerchfell. Weh' dem Menschen, der ein Herz hätte, wie Ihr's versteht. Er müßte

*) „Aberläßer, Chirurg.“

vor Leiden zu einem Stein, zu einem Gletscher erstarren. **Passa via, pazzarella.** Suche Sie, sich zu zerstreuen. **Basta.** Das Unkraut Lorenz wird nicht vergehen. **Punktum.** — „Eben wollte ich die Excellenz bitten, . . . damit ich auf andre Gedanken käme . . . ich konnte ja bisher das Haus kaum eine Viertelstunde verlassen . . . ob Sie erlauben wollten . . . daß ich morgen der Hochzeit beiwohnen dürfte, die der alte Bludenzler ausrichtet. Ich soll Brautführerin seyn, wenn's der gnädige Herr erlaubt . . .“ —

Der Doktor schlug ein lautes Gelächter auf. „Best! Best!“ rief er: „Sie eine Brautführerin? Ein Kabinettsstück wahrlich! **Corpo santo!** wer sind die Hochzeitsleute die eine solche Wahl getroffen? Methusalem, der sich mit Loth's Weib vermählt? — 's ist eine goldne Hochzeit, Excellenz, und die Brautführer müssen ähnlich seyn den Hochzeitem. Der fünf und siebenzigjährige Bludenzler und sein Weib! wie mochte der Herr glauben . . .? Die Leuten wären für die erste Hochzeit doch gar zu alt! — Der Doktor räusperte sich, streckte seinen langen Körper wohlgefällig in die Höhe, und erwiederte: „Was wär's? Wollte Gott, daß gerade nur die Alten sich vermählten! Die Vernunft würde regieren statt der blinden Thorheit, und das skrophelsüchtige Menschengeschlecht endlich aussterben, wie sich's gebührt.“ — „Behüte der Himmel, Herr Doktor!“ — „Ohne Spaß, Sie leichtsinnige Närrin. Hat man sich zu verwundern, wenn alte Leute zur Ehe schreiten? Es sollen nicht beide Theile alt seyn — fiat. Aber jung und alt, sollte sich die Kreuzung tabeln lassen? Alter und junger Wein vermischt, gibt den besten Trunk. Sie schüttelt wieder ihr runzliches Haupt mit dem abgeschmackten Eigensinn, der nichts verstehen will? Lese Sie im alten Testament nach. Oder — hat Sie nicht unter Ihren Bekannten Beispiele trefflicher Ehen von solchem Schlage? Ich weiß

der Exempel viele. Duzende von meinen Freunden haben sich dabei wohlbefunden. Cajus, Titus, Sempronius sind mit jungen Weibern glücklich geworden, und Sempronia und Barbara und Matella mit alten Männern. Was hat sie dagegen zu sagen? Warum sollte der Bludenzer nicht morgen zum erstenmale heyrathen, wenn's noch anginge?"

Die arme Frau war verblüfft. In der Ueberzeugung, daß ihr Gebieter scherze, sagte sie mit verlegnem Lächeln: „Ich bin, wie oft gesagt, ein unwissendes Weib, und kenne die Herren Cajus und Titus und den Dritten, wie auch die Frauen der hochedeln Herren nicht; aber so viel mir von dergleichen Ehen bewußt . . .“ — „Schon gut, Vatene, Strega. Sie darf sich mit meiner Erlaubniß auf Bludenzers Hochzeit zu Tode schmausen oder tanzen, ad libitum. Ich werde mich morgen bei der Friedersdorf zu Gaste bitten, und Nachts zusehen, wie ich mit dem umgehenden Dompfaffen zurecht komme. Fahre Sie dahin mit Gott.“ — Marie küßte dem Doktor den Rock, und sagte abtretend, bei sich: „Ein guter, guter Herr, den ich lang verkannt habe! Wenn er nur nicht bisweilen so närrisch wäre?"

Die Unstätigkeit des Doktors war durch die Unterredung mit Marie gesteigert worden. Eine Menge wunderlicher Ideen wucherte in seinem Kopfe auf, die er anfänglich mit Widerwillen begrüßte, aber bald mit Lust verfolgte und mit Worten kommandirte: „Heyrathet denn, heyrathet, Gesindel! murrte er halb ärgerlich, halb spaßhaft: „Macht alle vier Zeitalter durch in euern Ehen. Fangt mit dem eisernen an, daß Gott erbarm'! die goldne Hochzeit ist nur für das abgetödtete Alter, das von den Erinnerungen der Jahre des Leidens und der Kämpfe zehrt. Liebe, Liebe: ein schönes Ding meiner Treu. Eine Krankheit, ein Fieber, ein nachtwandlerischer Zustand, der Alp in der eigenstinnigsten Ausbildung. Die christliche Liebe

wäre etwas Schönes; sie ist aber nur Fiktion. Die Liebe der Geschlechter ist ein Taumel, ein verzehrender Grimm. Mengstliches Streben, gehässiges Schmollen, eifersüchtiges Walten, Herausforderung, Ringen, Sieg, Niederlage! Jeder Triumph der Liebe ist eine verlorne Schlacht für den selbstständigen Menschen. Die Liebe verbrennt sich am eignen Feuer. Wer glühend liebt, verderbt sich und den Gegenstand seiner Leidenschaft. O, ich habe stets diese Raserei also begriffen. Ich habe stets die Fabel von der Semele verstanden, die unter den Bligen der Jupitermajestät verging, die Leichtsinrige. — Und dennoch — setzte er nach einer langen Pause hinzu — dennoch soll es Leute geben, die nach fünfzig Jahren mit Wonne auf den Tag zurückschauen, der sie vereinigte? Aber ihre Freude ist nur Ruhmredigkeit, das Vergnügen, am Ziele des Lebens und alles Strebens zu seyn. Die Gewitter liegen hinter ihnen, das ruhige Abendgrau breitet schon seine Schleier über sie aus. — Glücklich sterben wenigstens, wenn nicht vergönnt gewesen, glücklich zu leben, — das wäre noch ein Tropfen Balsam in den Wermuthkelch des Daseyns. Wenn ich noch dazu gelangen könnte? wenn es nicht schon zu spät wäre?“ Er seufzte, verschränkte seine Arme und sah stier auf den Boden. Dann fuhr er fort: „Wie gedenke ich jetzt Deiner, Leonore? Du bist der Stern meiner Jugend gewesen, aber längst gingst Du unter für mich, längst schon für die Welt. Hättest Du mich geliebt, wie ich Dich liebte, flammend, verzehrend, eifersüchtig und ruhelos, es wäre Alles etwa gut geworden. Wir hätten uns gepeinigt, aber geliebt, verfolgt, aber geliebt, entzweit, aber versöhnt, mißhandelt, aber versöhnt . . . und wir könnten unsere goldene Hochzeit so heiter feiern, wie der Spießbürger, von dem Marie sprach. Du warst jedoch kalt neben meiner Glut, gleichgültig bei meinen heißen Bitten, Dich zu ändern, starr vor meinem Zorn, spottend

meines gerechten Argwohn's, aufrührerisch gegen meinen männlichen Willen. Was hast Du gewonnen? Vor der Zeit gealtert, die Sklavin eines rohen Gebieters, den Du gegen meine sanftere Herrschaft eintauschtest, bist Du in die Grube gesunken; und ich lebe noch frisch, rüstig, überdauernd meinen Schmerz; mein Herz und meine Gefühlswelt sind jung, meinem weißen Kopfe zum Troz. Ich wäre noch fähig, zu lieben und glücklich zu sterben!"

Des Doktors hohnlachendes Gesicht verklärte sich, denn er sah im Geiste ein reizenderes, näheres Bild als Leonorens. Da sagte er, auf und abschreitend, vor sich hin: „Es gibt in der Natur wunderbare Kräfte, deren Schlüssel uns versagt sind, die aber häufig in das Leben der Menschenkinder greifen. An Hexerei glauben, ist Unverstand, doch ist die geheimnißvolle Sympathie ein mächtiger magnetischer Zauber. In zarter Weiber Augen liegt ein solcher Magnet. Tuda ist zart und rein, ihre Augen sind krystallhelle Brunnen, vom tiefsten Lebensfeuer durchsichtig gemacht. Wenn sie Nachts in den Garten schauen, um sich zu erfrischen, müssen alle Gewächse üppig neues Leben aus ihnen saugen. Warum sollte der Mensch, das wankelmüthige Thier, nicht von ihnen berückt werden? Es ist nicht verboten, das Schöne zu verehren. Aber — von Tudas Augen gesucht zu werden, von Tuda geliebt, ihrer Nächte Traum, ihrer Seele Sehnsucht zu sehn, das wäre das Höchste. Das erringen und dann sterben, ein Greis, aber von Rosenschimmer verklärt! — Pfui, pfui, alter Fantast! werde schwarz vor Schaam, Du hippokratisches Gesicht. Wenn auch Alles erfüllt würde, Du solltest dennoch Deine Liebe überleben. Ohne selbst Paracelsi Wunderelixir getrunken zu haben, werd' ich dennoch niemals enden, ich alter Schlemmer an der Tafel der Gedanken. Ich habe ja den Freibrief der Unsterblichkeit in der Wiege empfangen, da bei'm Einsturz meines Elternhauses in Niva

juft mein Halbjahrleben verschont blieb, während Alles um mich her zu Grunde ging! — Basta! weg mit den Träumereien von Glück, Tod und Liebe. Lebe, lebe und verzweifle in Ewigkeit, aberwitziger Thor!“

Er grollte noch eine Weile mit sich selber; dann suchte er, statt zu Bette zu gehen, die Nacht im Freien auf. — Marie, in ihrer Kammer verschanzt, hörte den Domprobst umgehen, und betete sich in Schlummer.

Am Morgen stand sie aber mit ungewöhnlicher Munterkeit auf, kleidete sich in ihre Staatsgewänder, versorgte den Herrn, den sie aus tiefem Schläfe wecken mußte, mit dem Nöthigen, und eilte zu Bludenzers Hochzeit in die Stadt. Die halbe Einwohnerschaft war dazu geladen, folgte dem Jubelpaare im Zuge, und füllte die Kirche an. — Als die greisen Hochzeiter mit ihren Führern und Führerinnen am Altare standen, und des Geistlichen Eintritt erwarteten, blinzelte Marie mit scharfen Augen hin und her, und sagte zu der Frau Bludenzer: „Wie kommts, daß sich die Friedersdorf nicht unter den Hochzeitgästen befindet?“ — Die Bludenzer zuckte die Achseln und versetzte geringschätzig und die Nase rümpfend: „Man kann die Leute nicht wohl einladen. Es geht nicht mehr. Ihr versteht mich schon.“ — Und da Marie mit Erstaunen betheuerte, sie verstehe nicht im Geringsten, was die Frau sagen wolle, fuhr diese wie oben fort: „Solltet Ihr wirklich nichts wissen? nichts wissen, daß Euer Herr einen garstigen Handel mit den Friedersdorfschen angeknüpft hat? Die ganze Stadt weiß doch, daß er dem Mädcl nachgeht, und daß die Mutter beide Augen zudrückt, um des Wohllebens willen.“ — „Frau, Frau, was redet Sie da? Mein Herr, der so alt, mein Herr, der die Weiber nicht leiden kann? O, ihr giftigen Zungen, vor denen keine Freundschaft, keine Wohlthat bestehen mag!“ — „Hm, warum wäre denn der Doktor so gänzlich umgekehrt? immer in der Stadt,

immer dort im Hause! Und die Geschenke? kein Tag vergeht ohne solche. Und der Vorschuß, womit der Galanda abgefertigt worden ist? Und der Sauf und Brauf bei den Leuten? Wie erklärt Ihr das? Da wir einmal glaubten, die Trudel hielte es mit dem Neffen, hatten wir Unrecht; aber mit dem Alten hält sie's, das ist sonnenklar, und deshalb gibt sich kein ehrlicher Mensch mit der saubern Sippschaft mehr ab." —

Der Eintritt des Pfarrers unterbrach das Gespräch. Marie befand sich während der ganzen Ceremonie in der peinlichsten Bestürzung und Verlegenheit. Die heilige Handlung war daher kaum vorüber, und es sollte zum Schmause gehen, als Marie schnellen Schritts zu der verunglimpften Freundin lief, und eine ziemlich lange Unterredung mit ihr hatte, bis auch die Tochter heimkam, worauf sich Marie beurlaubte, und nach dem Hochzeitthause ging.

"Was habt Ihr, Mutter?" fragte die Tochter, welcher Salome's Unruhe auffiel. — "Nichts, nichts von Belang, mein Kind. Doch möchte ich an Dich die gleiche Frage stellen?" — Das Mädchen war sehr roth im Gesichte, und fliegend sein Athem. — "Hm!" versetzte Gertrud nach kurzem Ueberlegen: "warum sollt ich's verschweigen? Ich bin, da ich aus der Kirche ging, wohin mich die Neugier geführt hatte, beleidigt und verhöhnt worden." — "Mein Gott, was ist das? warum, wie geschah's?" — "Es genüge Euch, zu wissen, daß der Mailänder wieder eingetroffen. Der stand vor der Kirche und mehrere junge Bursche um ihn her, im Schwagen begriffen. Und da ich einherkam, still und ohne mich umzusehen, wie immer, machten die Schwäger, auseinandertretend, eine Gasse. Ich mußte hindurch, und vernahm zu meinem Schrecken aus Galanda's und der Andern Munde höhnische Begrüßungen, und halblaute wie mir in's Ohr gesungene Worte, die ich zwar nicht

verstand, die aber Spott seyn mußten, da jedesmal ein schallendes Gelächter darauf folgte. Ich bin gelaufen, was ich konnte, aber noch gellt mir in den Ohren Galanda's: „Guten Tag, Carabellchen, seyd gegrüßt, Prinzessin von Karfunkelstein!“ und was dergleichen mehr ist. Ich möchte vergehen in Verdruß, da ich nicht einmal weiß, was mir diese Behandlung zugezogen.“ —

Die Mutter stand im Begriff, ihr zu antworten, und zu gestehen, was ihr Marie von dem Stadtgeschwätz vertraut hatte, als unversehens der Doktor Rauwolf ankam, und sich ohne Umstände zu dem schmalen Mittagessen einlud. Was er begehrte, war dem Gönner wohl nicht abzuschlagen, doch fand er heute nicht die heitern Gesichter, die ihn vordem empfingen, nicht die Freundlichkeit und nicht das Geplauder, die ihm das schlechteste Mahl der Wittve zu würzen pflegten. Gertrud war verdrossen und stumm, die Mutter seufzte oft, antwortete zerstreut, überhörte die meisten Fragen, und kämpfte mit sich selber, ob sie dem Doktor Alles sagen oder Alles verheimlichen solle. — Rauwolf fühlte sich am Unbehaglichsten; darum hob er selber bald die Tafel auf, und sagte zu Gertrud: „Sie ist heute nicht bei Laune, Jungfer; ich will aber mit Ihrer Mutter reden. Komme mir die Frau in den Garten nach, sobald ihre Geschäfte abgethan seyn werden.“ — Die Friedersdorf versprach es äußerst verlegen, und quälte sich lange mit den sonderbarsten Vermuthungen, was der Doktor wohl von ihr zu begehren habe, und mit der Frage, ob sie mit der Sprache heraus zu gehen verpflichtet wäre. — Endlich faßte sie sich ein Herz, und ging hinab.

Als ihr nun der Doktor entgegenstritt, und mit barschem Ton sie anredete: „Was ist's, ihr Geheimnißkrämerinnen, das euch heute verstimmt? Warum mauult ihr beide, ohne Euerm Herzen Luft zu machen gegen einen Freund, der sich so zu sagen zu Eurer Familie

zählt? Habt Ihr einen häuslichen Kummer? Seyd Ihr in neuen Geldverlegenheiten? Sprecht, daß ich Euch helfe, denn ich mag Eure Kopfhängerei nicht länger ertragen!" Da ging der armen Wittib das Herz sammt den Augen über, und sie entgegnete mit vieler Angst: „Gnädiger Herr, gelehrter Herr und Excellenz! Halten Sie ein mit Dero Wohlthaten, die wir nicht verdient haben, und die, ob schon so wohl gemeint, uns nicht Segen bringen wollen!" — Da hierauf der Doktor staunte, und nicht Worte fand, entdeckte ihm endlich die Wittwe klar und bar, wie Marie es berichtet, Alles, was böse Zungen von des gelehrten Herrn Besuchen und von seiner Bekanntschaft mit Mutter und Tochter geträtscht hatten, und schloß, nebst den lebhaftesten Danksagungen für empfangene Freigebigkeit und Güte mit der dringenden Bitte: der edle Gönner wolle doch seine Besuche einstellen, um den guten Ruf seiner Freundinnen vor den Lästermäulern zu retten.

Raum hatte der Doktor das Unerwartete vernommen, als er in wildem Zorn gegen Philistää aufstobte, und sich mit italienischer Geläufigkeit in tausend Schmähungen der Spießbürger ergoß. Nachdem er müde geworden, stimmte er den Ton des Zorns in den des Spotts herab, und sagte lachend: „Fürwahr, mein Alter muß noch grün und markig sehn, weil die Verläumder mir Dinge zutrauen, die mit meinen Jahren sich wenig vertragen. Aber, was die Frau verlangt, wird nicht wohl geschehen können, wäre es nur, um dem Böbel Troß zu bieten. Schau' Sie, liebe Frau: ich bin ein Gewohnheitsthier, und was ich einmal mir angewöhnt habe, kann ich so schnell nicht lassen. Kümmere Sie sich nicht um den Meid der Thoren. Halte Sie dem unverständigen Volk Widerpart. Sie hat keinen Freund auf Erden, wenn Sie mir so schnöde die Thüre weist, und Tuda's Zukunft ist dahin.“

„Wie das, mein edler Herr?“ — „Um, ich hatte es mit der Dirne gut im Sinne. Weise Sie nicht muthwillig das Glück der Tochter von sich.“ — „Wie soll ich verstehen . . .?“ — „Je nun, mit dürren Worten also: Ich wollte das Kind zu meiner Erbin einsetzen, ich will es noch, wenn Ihr vernünftig sehd.“ — „Ach, was sagt der Herr? wie wäre dieses möglich? Ihre Verwandten, . . . bedenken Sie . . .“ — Der Doktor zog mit arglistiger Miene einen Brief aus der Tasche, und zeigte ihn der Wittib: „Dieses Schreiben, das ich heute empfang, enthält den Todenschein meines Neffen und der Seinigen. Ich hab's den Unglücklichen im voraus prophezeit, daß sie ihr Grab in fremder Erde finden würden.“ — „Gott tröste sie jenseits; . . . aber der junge Herr Albert . . .?“ — „Auch von ihm redet dieser Brief. Kaum in Venedig angelangt, ergriff ihn eine hitzige Krankheit . . . in dem Augenblicke, da wir von ihm reden, athmet er nicht mehr.“ — „Jesus Maria! das Unglück!“ — „Alle Menschen müssen sterben. Wohl den Guten, wenn die Bösen ihnen Platz machen. Was Sie ein Unglück nennt, ist Tuda's Glück, wenn nicht Euer Eigensinn . . .“ — „Ach, lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen; . . . ach Herr, führ' uns nicht in Versuchung . . .! womit verdient mein armes gutes Kind, was Excellenz für dasselbe thun will?“ — „Meine liebe Frau, die Wege des Schicksals laufen bisweilen verworren und wunderbar durcheinander. So steht geschrieben, daß ich ein großes Unrecht an Ihrer Tochter gut zu machen habe, und das will ich, per Dio, ich will's, wenn Sie mir nicht einen Strich durch's Concept macht.“ Die Wittib stand betroffen da, und überlegte. Der Doktor fügte noch geschwinde hinzu: „Sie mag entscheiden. Um von euern Händen gepflegt und gewartet zu sehn, die kurze Spanne meines Lebens hindurch, will ich euch zu reichen und glücklichen Leuten machen. Wenn ihr jedoch dem Fraubasengeschwätz und dem jämmerlichen Vorurtheil einen höhern

Werth beilegt, so schreibt Euch selber zu, wenn's Euch übel ergeht. Bedenkt Euch; ich komme in ein paar Tagen wieder anzufragen."

Triumph = und Leidglocken summten zur gleichen Zeit vor den Ohren der Wittwe, und sie wußte nicht, ob das hereinbrechende Glück ein Traum oder Wirklichkeit, ob es zu wünschen oder zu verwerfen. Da sie die Augen aufschlug, war der Doctor nicht mehr da. — Die Hände reibend, in Gedanken verloren, ging sie durch den Garten. Sollte sie der Tochter das Gehörte schon mittheilen? Was wollte der Doctor mit seinen räthselhaften Worten sagen? Wie meinte er die Pflege, von der er gesprochen? Was verlangte er eigentlich von den armen Leuten, als Preis des Reichthums, den er ihnen verhieß? — Der Fragen waren allzuviele für den schlichten Verstand der Wittwe. Sie beschloß daher, vor Allem mit Marie sich zu berathen und ihr den sonderbaren Antrag ihres Herrn vorzulegen. — Mit diesem Entschlusse im Reinen, fühlte sie sich etwas beruhigter; ihre Einbildungskraft trat in den Hintergrund; das praktische Leben behauptete seine Rechte. Sie musterte die Gartenbeete, die Johannisbeerhecken: ihr Blick glitt an der kleinen Thüre des Gartens empor. Mit einem Ausruf der Verwunderung griff sie nach dem Schlüssel, den sie vermißt hatte, und der wieder so ruhig am Nagel hing, als wäre er nie von dannen entfernt worden. — „Ei, das ist seltsam!“ sagte sie für sich: „heute gleicht doch Alles um mich her einer wunderlichen Fastnacht. Wie erklär' ich mir? — Ah, Gertrud!“ — Sich besinnend lief sie zu der Tochter, die in sich gefehrt, aber heiter in dem Stübchen saß, und sagte zu ihr: „Du Schelmin! hast gefunden, was ich vergeblich gesucht, und sagst mir kein Wort davon?“ — Nachdem Gertrud angehört, entgegnete das Mädchen ruhig: „Ich weiß nicht, wie der Schlüssel wieder an seinen Platz gekommen; ich kann beschwören, daß ich ihn mit keinem Auge gesehen habe.“ — Die Mutter stuzte, prüfte

mit hellen Augen das Antlitz der Tochter und sprach: „Ich muß Dir glauben. Du bist kalt und gefaßt. Als ich von Dir ging, warst Du heftiger gestimmt.“ — „Ich habe mich besonnen, liebe Mutter, und gefunden, daß ich Unrecht hatte, den Beleidigern zu zürnen. Ist doch mein Herz und Gewissen rein. Mußte unser göttlicher Meister das Entsetzliche von Neidern und Feinden erdulden, warum nicht ich, die unbedeutende Creatur, den Nadelstich von bösen Zungen? Rechtthun und nicht umsehen, haben mich die würdigen Frauen gelehrt. Die Unschuld wird stets die Bosheit besiegen.“ — „So ist's, mein Kind;“ bemerkte die Mutter, indem sie Gertruds Stirne küßte: „Wer weiß, welch' ein Glück Dir noch beschieden ist, als Vergeltung für so manche Demüthigung, die Du ertrugst für Dich und für Deine arme Mutter. Laß uns nicht verzagen. — Aber“ — setzte sie in ihren gewöhnlichen Ton fallend hinzu: „mit dem Schlüssel ist's doch ein kuriozes Ding. Jedenfalls wird gut sehn, einen Niegel an die Thür zu schlagen, und Morgen früh will ich's beim Meister Florentin dem Montafumer*) besorgen. Heute ist nichts zu thun, denn er ist unter des Bludenzer Hochzeitgästen, und denkt an nichts weniger, als an das Handwerk.“ — —

Die gute Wittwe irrte sich sehr im letzten Stücke. Freilich ging es bei der Jubelhochzeit in Bludenzers Hause gar hoch her. Die Mahlzeit war vorüber und der Tanz in vollem Wirbelgang; vom süßen Tyroler erregt, hüpfen die Jungen, die Alten saßen geräuschvoll schwabend und spielend beim schweren Gläbnerwein, und manches Wort wurde hie und da geredet, das über die Gränzen hinausging. — So hatte sich ein kleiner Trupp in einem Winkel sammelt gefunden, um zu zechen, und den Sprecher desselben machte Galanda, und seine Zuhörer waren eitel junge Männer aus der Stadt, die sich ergözten an den

*) Montafum, ein Bezirk im Vorarlberg.

ausgelassenen Erzählungen, so ihnen der Mailänder zum Besten gab. Florentin, der Schlossermeister, aus Montafum gebürtig, saß neben dem Maurermeister, und horchte halbtrunken und sehr beifällig. Galanda hatte just ein lockres Abentheuer aus Verona erzählt, worinnen Strickleitern und falsche Schlüssel als Hauptdinge vorkamen. Da klopfte ihm, die Pflichten des Handwerks vergessend, Florentin auf die Schulter, und sagte mit Vertraulichkeit, aber daß es die halbe Bechkameradschaft hören konnte: „Nicht nur in Verona, Krummbein, auch in unserm Städtlein passieren Liebesgeschichten, daß Einer Nase und Maul zugleich aufsperrn muß. Ich will Dir ein Stücklein verrathen, aber ein Schelm, der's weiter sagt!“

„Ein Schelm, der's weiter sagt!“ betheuertem Alle am Tische nebst dem Galanda, und die von Florentin Entfernteren legten sich neugierig lauschend über die Tafel. Lorenz lachte seine Zuhörer an, und begann: „Sind's noch nicht volle acht Tage, kommt zu mir der alte Narr, der Sonderling, der Doctor draußen vor der Stadt. Bringt mir einen Schlüssel, und bestellt einen ganz ähnlichen bei mir. Sag' ich: Ja, mein Herr, und Morgen sollt Ihr den Schlüssel haben, obgleich er nicht am leichtesten nachzumachen. Da er fort ist, der Doctor, find' ich, daß ich selber, Florentin von Montafum, den Schlüssel gemacht habe, — fällt mir aber nicht gleich ein, wohin, für wen. Aber, wie er kommt, der alte Hans, am nächsten Tag und ich geb' ihm die beiden Schlüssel, den alten und den neuen, sag' ich: 's hat nur so geschwind sehn können und so billig, weil ich den alten selbst gemacht, und die Form mir wohl bekannt gewesen. „So?“ sagt er: „für wen.“ — „Ich weiß jetzt gerade nicht, Herr.“ — „So?“ sagt er wieder, zahlt den doppelten Preis und geht davon. Ich lach' ihm nach, ich lach' ihn aus, und trinke fröhlich meine Kanne. Auf ihrem Boden saß aber mein Gedächtniß, und es fiel mir ein, wem der alte Schlüssel gehört. Rathet!

der Wittwe Friedersdorf gehört er, ist ihr Gartenschlüssel und ich selbst hab' ihn gemacht."

"Aha! haha!" lachte Galanda mit ausbrechender Bosheit und klatschte in die Hände. Die jungen Leute lachten, ihm zu gefallen, eben so boshaft mit. Florentin stuzte. "Wißt ihr schon?" fragte er: "ist's wahrhaftig an dem, wie ich mir zusammengerechnet habe? Schleicht der alte Dieb bei der Nacht zu der hochnässigen Dirne, die uns Alle verachtet, und dem Galanda einen Korb gegeben hat? He? so redet doch, statt zu lachen!" — "Freilich ist's so, rußiger Bruder," entgegnete Galanda: "Ihr habt mich ja verhöhnt, da ich der Dirne Frechheit an's Licht gezogen? Da habt ihr die Bescheerung. Nicht der Bube allein, auch der alte Storchbein ist in ihr Netz gezogen." — "Ich denke, er hat das Mädchen behext, denn er ist ein Nekromant!" sagte ein junger Bursche, der lange vergeblich seine Liebäugelei an Gertrud verschwendet hatte. Seine Genossen, die eben so unglückliche Augen-diener in Kirchen und auf Straßen gewesen waren, pflichteten ihm bei. — "Pah, pah, was Hererei," rief Galanda: "'s gibt keine Hererei auf Erden, als die des Goldes," und mit dem Gold hat der steinalte Wüstling seine Hofuspokus gemacht. Er ein Nekromant? ei wohl! wär's nöthig, einer zu sehn, da, wo die Tugend schon längst zu Schanden geworden? ein Nekromant, der falsche Schlüssel braucht? ein schlechter Herenmeister, der nicht durch ein Schlüffeloch zu schlüpfen weiß." — "Ja, ja, der Mailänder hat recht;" antwortete ihm der Chor, und arglistig fuhr Galanda fort: "Wahrlich, das sollte mich nicht abhalten, dem weißhaarigen Galan aufzupassen, ihn mit einer guten Tracht Prügelsuppe abzuspeisen und das Mergerniß der liederlichen Wirthschaft ein für allemal aufzudecken!" — "Ha! uns sollt' es auch nicht abhalten!" rief der Eine. "Und wenn's heute wäre!" rief der Andere. — "Heute wär' obendrein die beste Zeit, das Nest aus-

zuheben;" meinte Florentin: „die ganze Stadt ist hier zur Hochzeit. Die Liebesleutlein werden glauben, niemals ungestörter seyn zu können, als gerade heute." — „Was hindert uns? die Hand her! wer ist dabei?" fragte der Vierte, und alle reckten die Hände hin. — Das Schelmstück leuchtete dem Galanda ein, und nachdem er in wilder Nachlust bei sich gedacht: „Warte, Alter, den „Hinkebein" will ich Dir einsegnen!" sagte er zu seinen Helden, gleichsam, als ob er ihrem Willen nachgäbe: „Nun, meinetwegen; weil ihr durchaus darauf besteht, wollen wir uns in den Hinterhalt legen. Wenn's erst hier recht drunter und drüber geht, paßt auf, ich gebe dann das Zeichen zum Fortgehen, und ihr müßt schleichen, wie die Katzen, versteht ihr mich? Wir wollen unsrer Sach' gewiß seyn, ehe wir Lärm anheben. Ein Schelm, der's vor der Hand weiter sagt!" — —

Die Wittve Friedersdorff, nachdem sie selber verstohlen in Bludenzers Haus gewesen, und mit Marie in Kürze die Verabredung getroffen, am folgenden Tag mit ihr zusammenzukommen, um etwas Wichtiges zu berathen — hatte, wie man sagt, Gott ihre Sache anheim gestellt, und sich zur Ruhe begeben. Gertrud saß dagegen noch auf in ihrem Stübchen, und sticte fleißig an dem Altartuch, das sie ihren Erzieherinnen im Kloster versprochen. Die Nadel ging geschwinde auf und nieder, der schwachbrennenden Lampe zum Troß, aber noch viel geschwinder tanzten in des Mädchens Kopf die Gedanken hin und her. — Was ihr am Morgen vor der Kirche begegnet, was ihr die Mutter mit halben Worten zu verstehen gegeben, die Nachricht, die sie ihr gebracht, daß Albert hoffnungslos dem Tode verfallen, beschäftigte abwechselnd ihren Geist, und wenn gleich mit aller Macht gegen eine trübe Ahnung ankämpfend, als drohe ein folgenschweres Unheil ihrem einfachen Leben, konnte sie dieselben nicht besiegen. Vergebens fragte sie sich in Gedanken und lä-

Helnd: „Was kann mir unbedeutender Muth widerfahren, das im Voraus mein Herz in bangen Schrecken versetzt, und mein klösterliches Daseyn beeinträchtigen möchte?“ es war ihr stets zu Muth, als flüstre ihr ein finstrier Geist in's Ohr: „Es naht Deine böse Stunde, und viele dergleichen, Du Unglückliche, werden sich knüpfen an die erste!“ Dennoch ermannte sie sich, sah zum Himmel auf mit Gottvertrauen, und beschwichtigte mit frommen Sprüchen ihre Seele. Das Engelköpfchen, welches sie gerade in Arbeit hatte, wuchs blühend und freundlich aus der Seide heraus, und ihre Phantastie bevölkerte das kleine Gemach mit einer Menge solcher Schutzwächter, die dem frommen Glauben zufolge stets bereit sind, der Unschuld und Tugend als Schirm und Hort zur Seite zu schweben. Dieser wache Traum und die angestrengte Arbeit ermüdeten ihre Augen. Einigemal schob sie das Fensterchen auf, um eine Minute lang ihr Angesicht in der lauen Nachtluft und im Balsamhauch der Rosmarinsträucher zu baden. — Da gewahrte sie, just im Begriff, den Kopf zurückzuziehen, unfern vom Häuschen, im Garten einen hohen schwarzen Schatten, der regungslos aus der Erde gewachsen schien, gelehnt an ein Gebüsch von Rosenstauden. Gertrud erschrock. Zwar sagte sie gleich zu sich selber: „Ein Baum, Du Thörin!“ aber im nächsten Augenblick besann sie sich, daß neben jenem Gebüsch kein Baum befindlich, und wieder schaute sie hin, und unbeweglich stand der Schatten noch, wie eine schwarze Säule. Des Mädchens Herz erbebte! plötzlich fiel ihr das sonderbare Verschwinden des Gartenschlüssels ein; so wie dessen unvermuthete Rückkehr. — „Wenn Jemand wagte, hereinzudringen in unsre Einsamkeit? wenn Galanda, der Unverschämte, sich unterstände, irgend einem verbrecherischen Vorhaben nachzugehen? Bei dieser Vorstellung war das Mädchen nicht mehr der Furcht überlegen. Eiligst zog sie sich zurück, schloß das Fenster,

bließ die Lampe aus, und schlich klopfenden Herzens in die Kammer ihrer Mutter, um diese zu wecken und zu bitten, auf ihrer Hut zu sehn.

Mittlerweile regte sich der Schatten — die Gestalt eines Mannes — faltete den Mantel fester um die Schultern, und sprach leise die Worte: „So ist sie nun hinübergegangen in die fremde Welt des Schlafs, in das unbekannte Reich, und alle ihre kleinen Sorgen läßt sie zurück am Rande ihres Bettes, nicht ahnend, daß so nahe bei ihr eine heiße Brust athmet, um einen Strahl ihres Athems einzusaugen, daß so nahe bei ihr die Fiebergluth einer trost- und hoffnungslosen Leidenschaft ein Wesen verzehrt, das von einem Dämon der Marter gezwungen ist, mit Lust und Pein die Spur eines Engels zu verfolgen. Zu schwach, um die Schwingen zu meistern, auf denen der Cherub meinen gierigen Händen entflattern wird, sobald ich sie nach ihm ausstrecke, labe ich mich hier an einem trüben Schattenbild, und auch dieses entweicht, ach viel zu früh meinem sehnsuchtsvollen Auge! Wenn Einer im Himmel lebt, unser Daseyn zu regieren, so frage ich ihn: „warum mir diese Pein, diese Folter, dieses Elend, dem nur das eines gehezten Wildes zu vergleichen? Warum mir der vergebliche Drang, das Verlangen, das unbefriedigt bleiben muß? Rosen und Eis! o unselige Paarung! Oder sollte sich unter Menschen begeben können, was in der Einöde der Alpen zu schauen, wo der kalte Gletscher, vorrückend in's Thal, die jungen Blumen und den frischen Rasen umschlingt, verzehrt, tödtet in seiner starren Umarmung? Wenn Einer im Himmel lebt, unser Daseyn zu regieren, so rufe ich ihm zu: „Thu' ein Wunder, daß jene Blume sich freiwillig mir entgegenranke; daß jener Busen für mich schlage, oder tilge den Aussatz des kindischen Wahnsinns aus dem Gehirn des Greisen, oder zermalme sein Leben und zerstücke seinen Leib in Atome, die einem

andern Weltrabe nachstäuben, daß sie nicht mehr folgen können der Bahn, worauf ich bis jetzt mich zu quälen verdammt bin! Die Naserei des Tollhauses wäre Arznei für meinen Zustand; der Tod wäre mehr: wäre Heilung!"

Unverwandt starrte der Mann zum Himmel, aber kein Zeichen geschah; es blieb Alles unverändert ringsum. Mit einem herben Seufzer mied der Gequälte seinen Platz, suchte den Ausgang des Gartens, trat aus der Thüre, und wollte sie verschließen, als er sich unerwarteterweise gepackt, umringt sah und von rauhen Stimmen angerufen hörte. „Halt da!“ „Wer da!“ „Woher?“ „Wohinaus?“

„Laßt mich! Was wollt Ihr von mir?“ — „Sieh' da; eine lustige Frage. Was wir von ihm wollen? Was er von der Nachbarin will, der Dieb, das ist die Frage.“ — „Corpo santo! Wer schilt mich einen Dieb! Wer sehd Ihr?“ — „Wer Du, wüster Nachvogel! Laternen her. Klopft die Leute aus dem Schlafe! Der Mensch hat die Friedersdorff bestohlen!“ — „Willst Du das ruchlose Maul halten, Bestia? Laß mich, oder ...!“ — „Er droht noch, ha ha! immer besser!“

Indessen pochten einige der Helden Galanda's an dem Hause der Friedersdorff, und schriegen: „heraus! heraus! ein Dieb!“ aus voller Kehle. Unter ihnen hüpfte der Montafumer, eine Laute in der Hand, und sang mit Nasentönen das Appenzeller Spottliedchen:

Trubeli, wo bist Du gestern gfiß?
Hinterem Hus im Gärtli.
Wer ist aber bi der gfiß?
Der im grua Bärtli!"

„O Bestie, Rhinocerosse, Unthiere, porchi tutti quanti!?“ wüthete der Angefallene, und zog ein langes Stilet unter dem Mantel hervor: „Wollt Ihr mir Platz machen, oder ich tödte den Ersten besten!“ — „Laßt euch nicht schrecken; mahnte Galanda's höhrende Stimme:

jetzt geben wir dem Gesindel den Taubendruck *), oder nie." — Wilde Hände entranen dem Verzweifelnden den Dolch; andere hielten unter sein Antlitz, das er vergebens im Mantel zu verstecken suchte, Windlichter und Laternen, denn die ganze Nachbarschaft war auf den Beinen, jedes Fenster offen und mit Schauenden besetzt. Die Friedersdorff und Gertrud rangen in dem ihrigen die Hände; Nachtwächter und Gerichtsdienere nahen mit rasselnden Stöcken; der ganze Menschenschwall von Bludenzers Hochzeit wogte mit Lichtern heran. Marie erkannte in dem Angehaltenen ihren Gebieter. „Heilige Mutter! Herr Doktor! Herr Rauwolf!“ schrie sie, und alle Anwesenden wiederholten staunend denselben Ruf. —

Galanda sprang hervor und machte mit erheuchelter Geschäftigkeit den Doktor aus den Händen derer, die ihn festhielten, los. Was denkt Ihr denn, ihr Männer?“ schrie er: „warum packt Ihr den gelehrten Herrn wie einen Räuber? Fürwahr, nicht um zu stehlen kam der Herr in diesen Garten. Man weiß doch, daß sein Reichthum ihn vom Verdacht des Diebstahls freisprechen muß!“

„So kam er, um zu heren, der Schwarzkünstler, und wir wollen ihn brennen sehen!“ jauchzten die jungen Leute. — „Was da, was da!“ krächte der Montafumer: „Lieb' fragt nicht nach Stund' und Nacht!“

Mein Schatz ist kein Zucker,
Wie bin — ich so froh,
Sonst hätt — i — en ggeffa,
Setzt ha — ni — ga — no!“

Mit einem vernichtenden Blicke, den Tod so zu sagen in all' seinen schroffen Zügen, schüttelte Rauwolf die ihn noch hielten, von sich, und sprach feck, wenn auch mit angegriffener Stimme zu dem Richter, der gravitatisch an ihn herangetreten war und ihm Fragen stellen

*) Gnadenstoß. — Provinzialism jener Gegend.

wollte: „Befreie mich der Herr von diesem Volk und Böbel! Hat man je so etwas gesehen? Wo ist die Stadt, da man einen ehrlichen Mann hinderte, bei seiner Braut aus und ein zu gehen, wann es ihm beliebt?“

Diese Worte, laut und verständlich, da Alle geschwiegen hatten, als der Doktor zu reden anhub, wirkten wie ein Gewitterstreich auf die Menge. Es herrschte eine tiefe Stille, die Stille der Bestürzung. Endlich begann die Kunde von Mund zu Mund zu brausen: „Sie ist seine Braut! seine Braut! des Doktors Braut!“ — Und allgemein war die Ueberraschung und der Doktor aller Augen Ziel, und selbst Galanda, der sein Spiel anders ausgehen sah, als er gehofft, war verblüfft und bemerkte nicht, wie Gertrud am offenen Fenster ohnmächtig in der Mutter Arme sank, nachdem sie vernommen hatte, was der Doktor gesprochen. —

„Wenn dem also ist, wie nicht zu zweifeln, begann der Richter mit Wichtigkeit, ob schon nicht ohne einen Anflug von Lächeln, „so ist die ganze Sache aufgeklärt, und es bleibt nur übrig, morgen die Urheber dieses in unsern Annalen beispiellosen Ueberfalls zur Rechenschaft zu ziehen. Ew. Excellenz verlasse sich darauf: es wird geschehen, was Rechtens ist. Für heute aber wünsche ich dem gelehrten Herrn die wohlruhendste Nacht, und befehle Allen unsern Angehörigen, unverzüglich die Gasse zu räumen, und das Polizeimandat zu vollziehen, welches befiehlt, daß nach zehn Uhr Alles still und ruhig bei den Häusern sich verhalte.“ — Die Waibel und Gassenknechte vollzogen den Befehl, alle Umstehenden entfernten sich unter halblautem Geschwäze, und niemand blieb auf dem Plage zurück als der Doktor und Maria, die eine Leuchte trug, da sie im Begriff gewesen, den Heimweg zu suchen. — Das Weib, ergriffen von dem so unerwarteten Auftritt, fragte ihren Herrn zögernd: „Befehlen der Herr Doktor . . .?“ — Dieser unterbrach

sie barsch, indem er versetzte: „Lasse Sie uns zu Friedersdorff eintreten. Ich habe noch ein Wort mit den Leuten zu reden.“ —

Sie fanden die Frauen in stummer Verzweiflung einander gegenüber sitzend. — Bei des Doktors Eintritt wendete sich Gertrud mit einer Geberde heftigen Abscheu's von ihm ab, und entfloß in einen Winkel. „Ach Excellenz!“ weinte ihm die Mutter entgegen: „Warum haben Sie uns das gethan?“ — Gebieterisch verschloß er ihr den Mund, und antwortete rauh: „Das Unvermeidliche steht geschrieben von allem Anfang. Warum ich Euern Garten zur Nachtzeit betreten, bleibt mein Geheimniß, aber so viel ist gewiß, daß die Spitzbuben von Spießbürgern mir nicht geglaubt haben würden, wenn ich ihnen auch die Wahrheit gesagt hätte. Meine und Eure Ruh und Leumund wäre unwiederbringlich dahin gewesen. Schickt euch in's Nothwendige, daß wir nicht coram plebe zu Schanden werden.“ — „Nimmer, o nimmermehr!“ schluchzte Gertrud. — „Der Herr hat uns zu Grunde gerichtet!“ weinte die Mutter. — „Schweigt! Ihr steht dem Triumph über Eure Feinde näher als je!“ fuhr sie der Doktor an: „Meint Ihr, daß ich auf Rosen liege, während Ihr auf Dornen? Wollt Ihr im Eigensinn verschmachten, in Schande vergehen, während Ihr Euch baar und blank aus Allem ziehen könnt? Seyd vernünftig. Thut den zweiten Schritt mit Freuden, da der erste gezwungen geschehen mußte. Ich weiß, was mir erlaubt ist, zu verlangen; ich begehre nur Tuda's Vater zu sehn. Hört Ihr? Schlagt nicht aus, was der Himmel euch gnädig schickt. Ich würde dem Spott Troß bieten können; Ihr müßtet ihm unterliegen. Vergeßt nicht, daß Ihr Alles, was um euch ist, nur mir verdankt, und daß auch der letzte Schatten von Wohlstand um Euch her verschwände, wenn Ihr mich zwingen solltet, die Hand von Euch abzuzie-

hen. Besinnt Euch und wählt vernünftig. Marie soll morgen kommen, und Euern Entschluß einholen, meine Bedingungen — Euch nur allzugünstig — überbringen. Fahrt wohl indessen.

„O mein Gott! in welchem Wirrsal sind wir gekommen?“ jammerte die Mutter. Gertrud klagte, dem Schmerz sich ohne Rückhalt überliefernd: „Herz, mein Herz wie hat Deine Ahnung wahr gesprochen! Die böse Stunde ist gekommen, und noch viele andere werden dieser ersten folgen!“ — —

Ungefähr zehn Tage nach der nächtlichen Begebenheit stellte sich Lorenz bei seinem Herrn ein. Der gute Bursche hatte sich nicht Zeit genommen, seine Reisekleider abzuwerfen, und seiner Ehefrau Begrüßungen zu erwiedern. Er trat bei dem Doctor ein, ein leibhaftiges Bild der Kummerniß, blaß und abgemagert, mit hohlen Augen und Wangen. — Rauwolf, der eben beschäftigt war, sich in seinen glänzendsten Staat zu kleiden, ging ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand. „Hab's vernommen, alter Knabe, hab's vernommen von dem Boten, den Du schicktest. Krank gelegen, die Blattern gehabt, Klosterverpflegung, Spitalsuppen ... Mensch, Du siehst elend aus. Doch wollen wir Dich bald wieder ausgefüttert haben, und doppelt sey willkommen, weil Du eben heute eintriffst, an Deines Meisters Ehrentage.“ —

Der Bediente musterte neugierig des Herrn glänzende Bekleidung, die neubemalten Zimmerwände, die reinlichen Geräthschaften; er hörte, wie draußen eine Menge von Dienerschaft durch einander lief, und sagte endlich, sich die Augen reibend: „Ich hab' im Spital zu Bogen allerlei dummes Zeug vor meinem Gesichte wirbeln gesehen; vielleicht ist noch ein Nachtrag das, was ich jetzt schaue. Die Excellenz wolle mir erklären, was die Wiedergeburt in diesem Hause bedeutet. Meine Marie hat mir nur gesagt daß ich viel Neues hören würde.“

„Rhinoceros!“ lachte Rauwolf, sich im Spiegel beschauend: „Kannst Du nicht errathen? Da; stecke mir den Blumenstrauß am Rocke fest. So; nun, wen stelle ich vor, Animal?“ Und weil der Bediente nur kopfschüttelte, nicht antwortete, fuhr der Doctor fort: „Einen Bräutigam, Lorenz, einen Bräutigam. Heute ist mein Hochzeitstag. Eile, Dich in Deine schöne Livree zu stecken. Du sollst trotz Deines Leichenbittergesichts den Zug eröffnen, einen Blumenstrauß in der Hand, so groß, als er nur aufzutreiben ist.“ — „Ew. Excellenz scherzen ...“ — „Nicht doch, ich eheliche heute die kleine Luda Friedersdorff. Schlag zehn Uhr werden uns die Glocken rufen.“ — „O Herr, o Herr, was wollen Sie beginnen? Thun Sie das nicht, ich bitte Sie auf meinen Knien, dieweil noch Zeit ist.“ — „O blöder Narr, o blöder Hans! Steh' auf: ich weiß schon, was Du meinst. Du sollst jedoch im Testamente nichts einbüßen. Was Dir bestimmt gewesen, bleibt Dir auch. Meine holde Braut hat's selbst verlangt.“ — „O Herr, von mir und Marien ist nicht die Rede. Haben Sie jedoch vergessen, daß Herr Albert lebt, der nähere Ansprüche ...?“ — „Du guter Bursche, der nicht weiß, daß oftmals todt ist, der zu leben vorgibt? Der junge Albert ist nicht mehr, Du guter Lorenz. Er ist hinübergegangen, noch bevor Dich in Bogen Deine Krankheit befiel.“ — „Herr Albert, den ich auf der Reise gehütet, wie meinen Augapfel? den ich unverfehrt in des Kaufmanns Hände abgeliefert? den ich kerngesund verlassen?“ — „Heute roth, morgen todt, ehrlicher Lorenz. Die Hiobspost traf ein, noch ehe ich erfahren, daß Du ebenfalls den Kampf mit dem Knochenmann begonnen. Du gingst jedoch siegreich daraus hervor, und Albert mußte die Waffen strecken und seinen Eltern und Geschwistern folgen in das Schattenreich.“ — „O graufames Schicksal! Aber, Herr geben Sie lieber Ihr ganzes Hab und Gut noch heut der armen Friedersdorff als

ein Geschenk und Almosen — nur schließen Sie nicht einen Bund, der Ihnen Reue und Leid bereiten wird. Das blutjunge Kind und Ew. Excellenz hohe Jahre — o es kann nicht zum Guten ausschlagen!"

Der Doctor maß den Warner mit verdrießlichem Blick, und schnaubte ihn an: „Du wirst zudringlich, Freund, und überlästig. Was mir Vernunft und Sitte gebietet, weiß ich gar wohl. Tuda's Ehre zu retten, bring' ich Ihr ein Opfer, wie ein zweites sich nicht leicht findet. Ich habe dieses Haus gepuzt für sie, für die jungfräuliche Braut. Der Bedientenpöbel, der da außen gafft und läuft, wird verschwinden mit dem Hochzeitichmause. Aber auch wir, Lorenz, wir werden alsdann von dieser Stätte scheiden. Du wirst mir nach Chiavenna folgen, wo ich meine Tage beschließen will. Tuda wohne hier, von meinem Namen und meiner Ehre geschützt, die Haupterin meiner Güter, sobald ich, von ihr entfernt, die müden Augen geschlossen habe. Alsdann wähle ihr Herz, alsdann werde aus der Braut eine fröhliche Gattin, und mein Gedächtniß begleite bis in's Grab die Glückliche, die ich gemacht. Verstehst Du nun?"

Lorenz küßte halbweinend die Hände des Gebieters, und rief: „Es müssen sich hier seltsame Dinge zugetragen haben, die Alles dieses veranlaßten; aber so viel Edelmuth, so viel uneigennütige Güte, wie die Ihrige, ist noch nie gesehen noch erhört worden. Tausend Segen über Sie, und ich will ein Schelm seyn, wenn ich Ihnen nicht an's Ende der Welt folge, Ihnen die Augen zuzudrücken, oder in Ihrem Arme zu sterben.“

Die Glocken im Städtchen riefen hell. Ein Wagen fuhr vor, den der Doctor bestieg. Der Kutscher im Treffenrocke, hintenauf zwei Bediente; in jedem Schlage hing ein Lakai in prächtiger Livree. Alle Fenster klirrten auf, die Gassen füllten sich mit Menschen. Eine

Pracht wie diese war in der Stadt noch nie zur Schau gelegt worden. Funkelnd von Gold und Edelsteinen trat der greise Hochzeiter in der Braut bescheidene Kammer. Sie kniete, einfach gekleidet, auf ihrem Schemel, und vollendete ihr Gebet. Ein leises Zittern überflog die Glieder des marmorweißen Mädchens, als der Doctor erschien. „Satan in güldener Höllepracht!“ dachte Gertrud und ihr Herz krampfte sich zusammen. — Doch war des Hochzeiters Anrede weit entfernt von höllischen Drohungen oder Versuchungsfloskeln. „Luda,“ sprach er milde, „nicht vergeblich waren Deiner Mutter und Mariens Zureden, Dein natürliches Widerstreben zu bekämpfen. Du stehst jetzt auf der Schwelle Deines Glücks. Meine Hand soll Dir in's Paradies der Erde, in den Stand des Reichthums hinüber helfen. Alles was ich besitze, war von jeher Dir bestimmt, doch ahnst Du nicht, was mich Deiner Ehre Rettung kostet. Meine Habe ist nichts, ich opfre Dir mein Leben, das ich von euern Händen gepflegt, vollenden wollte; das ich nun, um Dir vor der Welt völlige Genugthuung zu geben, weit von Dir beschließen muß. Dein Glück beginnt an der Pforte meiner Gruft, und sie wird nicht lange verschlossen bleiben. — Sage drum ein heitres Ja, das gaffende, lauernde Volk zu beschämen, und gewähre mir die Liebeszeichen einer Tochter während der wenigen Stunden, die wir zusammen zu verleben haben.“ — „Großmüthiger Mann! wie sollen wir unsere Dankbarkeit Ihnen beweisen?“ fragte Gertrud mit nassen Augen, sich gegen ihn verbeugend. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirne, führte sie zur Mutter, von dannen zur Kirche.

Der Zug war zahlreich und prunkvoll, die Freude selten und theuer bezahlt, der Neid spottwohlfeil, in tausend Angesichtern zu lesen, die bei der heiligen Handlung bald die sorglos lächelnde Mutter Gertrudens, bald die ernste bleiche Braut, bald den gebückten Hochzeiter

anstarren, der gebückt einherging als gewöhnlich und mit einem hartnäckigen Husten kämpfte. „Sein Leichenbegängniß wird sich nicht lange erwarten lassen;“ meinte die Mehrzahl der Zuschauer. — Indessen donnerte die Orgel eine Weise nach der andern, und der wichtige Moment erschien. Gertrud, ergeben in ihr Opfer und vertrauend den edeln Zusagen ihres Wohlthäters, vielleicht gehoben auch durch das Bewußtseyn und die Eitelkeit, ihre Feinde auf immer zu beschämen, sagte, wie Raewolf gewünscht, ein helles „Ja.“ Die Zeugen gingen zum Opfer, unterzeichneten in der Sakristei, und Alles war vollendet. Mit ermuthigendem Lächeln hoben Salome und Marie die Braut in den Wagen. Der Doctor nahm seinen Platz neben ihr, und umgeben von dem zum Schmaus geladenen Geleite und den wenigen Verwandten, zog das Paar aus der Stadt, und in das Haus des Sonderlings, das heute alle seine Fenster gastlich geöffnet hatte, und Sonne und Luft einließ in die schön-geschmückten Gemächer. — Die Mahlzeit, mit außerlesenen Speisen bestellt, begann. Der köstlichste Wein floß aus freigebigen Flaschen. Der Pfarrer und die Gäste sprachen einen Glückwunsch nach dem andern aus, und die Zeit entschwand auf Flügeln. Gertrud, wie sie es versprochen hatte, überbot sich in kindlicher Liebenswürdigkeit gegen den Gemahl, der von krankhafter Unruhe ergriffen schien, und bald auf die Uhr, bald auf die Fenster, bald auf die Braut den seltsam unstäten Blick richtete. „Der Herr befindet sich nicht wohl?“ fragte Gertrud mitleidig. „Ist's ein Wunder?“ fragte der Doctor mit sonderbarem Lächeln: „dieses Tages Freuden und Leiden reißen mindestens ein Jahr von dem spärlichen Ueberrest meines Lebens los. Glaubst Du, Tuda, daß mir leicht wird, was ich noch zu thun vorhabe?“ — Indessen rollte der Wagen vor's Haus. Reifefertig erschien Lorenz und flüsterte dem Doctor zu: „Der Ex-

cellenz Befehl ist vollzogen. Der Reisewagen wartet. Einen frischen muthigen Abschied, Herr, um zu vollenden, was Sie so schön begonnen." — Es erhob sich, von des Dokters Vorhaben unterrichtet, die ganze Gesellschaft, sich zu verneigen und dem Scheidenden das Lebewohl zu wünschen. Gertrud bereitete sich, des edlen Greisen Hand zu küssen und ihm zu sagen: Vergest mein nicht, doch zürnt mir nicht. Ihr selber habt geordnet, was geschehen muß." Die Schwiegermutter näherte sich, den vornehmen Eidam ehrerbietig zu umarmen und ihren Dank zu stammeln. — Da richtete sich mit einemmale der Doktor strack in die Höhe, sein Montaltohusten*) schwieg, seine Flimmeraugen blitzten, und mit fecker durchdringender Stimme rief er über all das Geräusch hinaus: „Dieses Glas meinen ehrenwerthen Gästen! Die Stunde der Trennung hat geschlagen, und ich bitte Euch alle, nicht länger hier zu verweilen. Lorenz, geleite den Pfarrer und die Schwiegermutter zu der Kutsche, die vor der Hand bestimmt seyn mag, sie nach Hause zu bringen. Meine Reise unterbleibt; denn Gott hat mich gewürdigt, die Vortrefflichkeit meiner Frau Liebsten ganz zu erkennen, und ein Frevel wär's, wenn ich sie jetzt verliese, da sie mit mir durch Priestersegen ein Leib und eine Seele geworden.“

Wie von Starrsucht befallen, unbeweglich, dem Ansehen nach eine Leiche, stand Gertrud dem Grausamen, der die Maske geworfen, zur Seite. Erschüttert verstummten Lorenz, Marie und die ganze Versammlung. Die Wittve allein, mit einem Schrei des Schreckens, stürzte auf die geliebte Tochter los, faßte ihre Hand, und zeterte: „Bleib nicht, Kind! o folge uns! Der Boshafte bricht die heiligsten Eide, die er mir geleistet. In welchen Abgrund stürzt Dich meine Leichtgläubigkeit und

*) Sixtus V. — Cardinal Montalto.

dieses Scheusal, wenn Du nicht augenblicklich fliehst!" Aber der Doktor drängte die Mutter von dem Kinde, und versetzte mit kaltem Spott: „Wer ist, der da scheiden will, Was Gott zusammen fügte? Gute Nacht, Mutter, zu Ende ist Ihr Reich!"

Als wie auf ein gegebenes Zeichen trieb die zahlreiche Dienerschaft von Söldlingen die Gesellschaft aus dem Saale, aus dem Hofe. Achtungsvoll, doch unbittlich wurde die verzweifelnde Mutter zu dem Pfarrer in den Wagen gesetzt, und hinter dem Tumult der Ueberraschung und des Schreckens schloß sich unbarmherzig Pforte und Kiegel des einsamen Hauses.

Dritte Abtheilung.

Wo sich zwischen dem Galenstock und dem Nägeli-
stock, diesen Urpfeilern schweizerischer Alpenwelt, der breite Eisrücken, der den Namen des Rhonegletschers führt, herniedersenkt in das rauhe Thal von Oberwallis, an einer der Quellen, die den Ursprung des großen Flusses bezeichnen, saß eines schwülen Sommernachmittags ein junger Mann und badete — von mühsamer Wanderung erhitzt, Brust und Hände in der kühlen Fluth. Er schaute manchmal empor zu der steilen Höhe des Furkapasses, zufrieden, einen beschwerlichen Weg zurückgelegt zu haben; dann und wann richtete sich aber sein Blick ungewiß und schüchtern nach dem Thalschlund, worinnen neben dem schäumenden Wasser, durch finstere Waldschatten und über nackten Fels sich ein Pfad nach Oberwald, dem ersten Dörfchen des Walliserlandes, öffnet. Des jungen Reisenden Bündel war leicht, wie seine Gestalt, aber auf seiner Stirn brütete schwarze Sorge, die kaum zerstreut wurde durch das Anschauen der üppigfarbigen

Blumen am Rande des Eises, und der in den Lüften freischwebende Raubvögel. — Des Wanderers Seele verlangte nach einer Ansprache, nach einem Menschen-Anblick in der unwirthbaren Einöde, und lange saß er an dem Sprudelfall, bevor sein Verlangen erfüllt wurde. — Endlich zeigten sich bunte Farben auf der Höhe des Furkaabhangs: Gewänder von Menschen; und, behutsam die langen Stäbe gebrauchend beim Niedersteigen nahte sich ein Häuflein von Weibern dem Glatscherrande, wenn der Pfad etwas eben hinlief. Fangen sie geistliche Lieder und beteten den Rosenkranz. Diese Gesänge und Gebete, so wie die häurische Pilgertracht, und die Zwerchstücke, die über die Schultern der Weiber hingen, ließen sie gar leicht als Wallfahrerinnen erkennen.

In der Nähe der Quelle angelangt, wo der Wanderer saß, trennte sich eine der Frauen von den übrigen, um auszuruhen und sich zu erfrischen. Sie trug nicht das Hütchen der Walliserinnen, wie die andern, die rüstig das Thal entlang zogen; ihr Kopf war mit einem Tuche bedeckt und verhüllt, die Sonnenstrahlen abzuwehren; auf ihrem Rücken hing die mächtige Haube der Vorarlbergerinnen. Der junge Mann, der diese Biederde trotz ihrer Unform, gern zu sehen schien, nahm keinen Anstand, die Ruhende, nachdem sie getrunken, anzusprechen. „Gelobt sey Jesu Christ!“ — „In Ewigkeit, Herr. Dank' Ihm schön.“ — „Woher des Wegs, Frau.“ — „Gerade von Unserer lieben Frau zu Einsiedeln, Ihm zu dienen.“ — „Sie ist aber nicht daheim im Walliserlande, wohin Sie eben geht?“ — „Ach nein, Herr.“ — „Hat Sie Verwandte dort.“ — „Ach ja, Gott sey's geklagt. Eine liebre Seele hab' ich nicht auf Erden. Ein Kreuz und Elend ist's jedoch, sie in der Wildniß aufsuchen zu müssen!“ Die Frau seufzte schwer bei diesen Worten, und nahm, sich Luft zu machen, das verhüllende Tuch von dem ergrauenden Haare. „Santa

Madre!“ schrie der Reisende, und sprang auf, die Hände zusammenschlagend und die Frau mit allen Zeichen der äußersten Verwunderung anstarrend. — Das kummervolle Antlitz der Pilgerin blickte befremdet zu dem Stauenden hinüber. „Wo fehlt's, Herr?“ fragte sie ruhig. Doch in seinen Augen blitzte es wie Thränen, und er entgegnete mit gutmüthiger Heftigkeit und stotternd, denn die Bewegung ließ ihn kaum zu Worte kommen: „Je, sehd Ihr's denn leibhaftig? **Dio santo!** Ihr sehd', bei meinem Leben! Je kennt Ihr mich denn nicht mehr, Mutter Friedersdorf?“ — Worauf die Andere: „Wahrlich nein, Herr, ob ich zwar schon diejenige bin, die Er genannt hat.“ — Nun stürzten die Zähren dem Frager über die Wangen, und er schluchzte: „Hab' ich mich so viel verändert, mein Gott? Ist denn nichts, gar nichts mehr in meinem Gesichte, das Euch an den kleinen Albert, an Euern unglücklichen Pflegesohn erinnert?“ Er zitterte vor Rührung und Ungeduld, da er also redete, aber, wie er sah, daß die Frau sich aufraffte, und einige Schritte weiter von ihm wich, als sähe sie ein giftiges Thier, — da wußte er vollends nicht mehr, was er denken sollte. Sie zitterte heftiger, als er, sie bekreuzte und segnete sich, sie stöhnte mit furchtbarer Geberde: „Laß ab von mir, ob ein guter oder ein böser Geist, denn ich muß ja leben, um mein Kind zu sehen, mein liebes einziges Kind!*)“

„Ich ein Geist, Mutter Salome? Ich, der ich flamme und glühe und mich abarbeite mit allen Peinen ungeduldiger Lebenskraft? Da, da nehmt meine Hände! da, fühlt an meine heiße Stirne, an mein pochendes Herz. Ich bin nur todt, weil Ihr mich nicht mehr liebt, weil Ihr mich vergessen!“

*) Der Volksglaube behauptet: wer einen Geist gesehen, müsse sterben am dritten Tag.

Die Wittve hatte mechanisch des Jünglings Willen gethan, seine Hände erfaßt, seine Stirn, seine Brust berührt: sie war jetzt überzeugt, daß ein Lebender vor ihr stand, obschon sie nicht begreifen konnte, wie das zunging; sie hatte tausend Fragen auf der Zunge, — dennoch antwortete sie vor Allem dem Vorwurf ihres ehemaligen Pfleglings. „Nicht mehr lieben, Dich vergessen, Albert? Wer sagte Dir das Märchen? Aber, weil ich seit Jahren Dich für todt hielt, weil . . . Ach, verzeihe der Herr, daß ich Ihn noch duße, wie den Knaben Albert — Ihr seyd recht groß und schön und männlich geworden . . . wie konnte ich denn mir vorstellen, daß . . . Ach, grüß' den Herrn Gott! Seine Nähe ist mir ein wahrer Trost! ich darf jetzt meinen Kummer in ein Herz ausschütten, das mir nicht ein fremdes ist, wie Seine Thränen mir beweisen. Nicht wahr, Herr Albert!“ Albert preßte besahend der Wittve Hand in der Seinigen, und versetzte: „Die Wohlthat kommt uns beiden gut. Ich bin ein treffliches Echo für Eure Stimme, um zu antworten mit Leid dem Leide. Ich komme daher, auf wilden Wegen, ein Flüchtling, und finde unversehens eine Mutter wieder. Welch eine Himmelsgunst nach langem Elend! Ich bin meinem venezianischen Tyrannen davon gelaufen, bin durch Eure Heimath gezogen, — Niemand hat mich erkannt, ich habe geschwiegen gegen Alle! Wußte ich doch, wo mein Ziel zu suchen. Es war mir schmerzlich, Euer Haus verschlossen und öde zu finden, doch konnt' ich's nicht anders erwarten. Eure Stelle ist bei Eurer Tochter! — Ach, Gertrud! Gertrud! Dein Andenken ist ein Schwert durch meine Brust!“

„Ihr wißt also bereits, was vorgefallen ist, lieber Herr! Ach, Ihr erspart mir eine traurige Geschichte zu erzählen;“ sagte die Mutter weinerlich. — Albert erwiderte mit rollenden Augen: „Ich weiß, ich weiß. Der Unmensch, der mein Leben mit Füßen tritt, ist Truden's

Gatte. Ja! warum erfuhr ich's erst nach beinahe vollen drei Jahren? O, anima mia! ich wüßt' es noch nicht, wenn ich nicht den Schelm gemacht hätte. Aber Schlawerei und arglistige Verfolgung machen Schelme aus den redlichsten Leuten." — „Ihr erschreckt mich, Herr Albert. Laßt hören." — „Euch erzähl' ich's ohne Hinterhalt. Der Malaghetti, zu dem mein Großonkel mich in die Lehre that, ist ein abgeseimter Bube, ein blinder Diener des Alten nebenbei. Statt mein Lehrherr zu seyn, wurde er mein Scherge. Ich blöder Tropf habe das nur zu spät erkannt, indem ich glaubte, die Härte, womit er mich behandelte, wie einen Galeerenknecht, sey eine allgemeine Maßregel bei der Erziehung junger Kaufleute. Ich durfte nie das Haus verlassen, als um meine Kaufgeschäfte abzuthun; jeder Buchstab, den ich schrieb, ging durch die Hand des Prinzipals. Die Briefe, die ich anfangs allwöchentlich an Euch, liebe Mutter schrieb, hatte er übernommen, gleich der übrigen Korrespondenz, selber auf die Post zu legen..." — „Wir haben nicht einen einzigen erhalten, das beschwör' ich." — „Ich glaub's, nach dem zu schließen, was ich erst vor einigen Wochen inne wurde. Darum also keine Antwort; was mich kränkte, was mich endlich muthlos machte, so daß ich feltner schrieb im zweiten Jahre, und im dritten nur ein einzigmal. Alle diese Briefe hat der Canal verschlungen, oder das Kohlenfeuer verzehrt." — „Schade, schade! das geschah jedoch gewißlich auf Befehl des Doktors, der Euch todt gesagt." — „Der Frevler! an ihm lag's nicht, daß die Lüge nicht wahr geworden ist. Zuvörderst machte mich die Botschaft krank, daß meine Eltern und Geschwister in einer und derselben Nacht von türkischen oder griechischen Räubern in ihrem kleinen Hauswesen überfallen und erschlagen worden seyen. Malaghetti warf mir die Unglückspost ohne Vorbereitung, mit abthätlicher Bosheit zu, und ließ mich schier verderben auf meinem Siechen-

Lager. Alsdann wurde ich unter dem Vorwand, mich für meinen Beruf geschickt zu machen, überall hingefendet, wo irgend eine Gefahr drohte. Zu Schiffe unter wildfremden rohen Seeleuten während Sturm und Wetter; auf der dalmatischen Küste gleichsam verlassen, während die Montenegriner mit Schwert und Brand das Land verheerten, wurde ich bei meiner Heimkehr, die oft einem Wunder glich, mit dem Staunen empfangen, das der Wiedereintritt eines lästigen, schon fern geglaubten Gastes zu erregen pflegt. Diese Verwunderung und die harte Behandlung, die alsdann doppelt schwer auf mir lastete, öffneten mir allein die Augen, denn ich hatte keine Seele gefunden, die Antheil an mir genommen hätte. Die Männer zeigten mir spitzbüßische Geringschätzung, die Weiber spotteten des unbeholfnen trübfinnigen Labenburschen, die Brut der Lehrlinge verhöhnte mich, als einen plumphen Deutschen. Ich mußte mein eigener Anker und Stab seyn, da mich Alles verließ. Ich sann endlich über mein Schicksal nach, und stieß auf manches Räthsel. Das schwierigste schien mir das Benehmen meines Großvaters zu seyn, der nach einer kurzen Aufwallung von Güte, sich plötzlich von mir abgewendet, mich nie wieder gesehen, mir während der langen Zeit nicht einmal geschrieben hatte? Womit hatte ich ihn erzürnt? Was hatte er über mich beschlossen? War nicht Malaghetti's Tyrannei etwa der Vorschrift meines Erziehers gemäß? Was durfte ich in diesem Falle von dem, der sich mir als Versorger aufgedrungen, für die Zukunft erwarten? Niemand wußte um all' diese Dinge, als Malaghetti, der, wie ich bemerkte, in stetem Briefwechsel mit dem Doktor geblieben war. Von ihm war jedoch nichts zu erfahren. Er redete mit mir überhaupt nur als Prinzipal von meinem Dienste, und hatte stets eine grobe Antwort in Bereitschaft, sobald ich nach andern Dingen oder gar nach dem Dheim fragte. — Um etwas

zu erkundschaften, mußte ich mein bißchen List aufbieten. So traf es sich vor ganz kurzer Zeit, daß Malaghetti einen Brief erhielt, in dessen Aufschrift die Hand des Doktors nicht zu verkennen war. Er las den Brief mit Lächeln durch, und ich bemerkte, daß sein hämischer Seitenblick auf mich fiel, der ganz unschuldig neben ihm arbeitete und sich anstellte, als sey er mit seinen Augen weit von da weg. Der Herr steckte das Schreiben in die Tasche, und im nämlichen Moment rief ihn ein Bote auf die Piazzetta, wo sein Sachwalter, um sich nicht vom Dogenhause und seinen Geschäften zu entfernen, ihm als seinem Klienten Gehör geben wollte. Mit seinen vielen Prozeßhändeln beschäftigt, warf Malaghetti in Eile seinen Kittel ab, fuhr in den Ausgeherock, und folgte der Einladung. Ich nahm die Zeit wahr, entwendete des Oheims Brief aus der Tasche des zurückgebliebenen Kleides, und las Dinge, die mir das Haar sträuben machten. Ich habe die Beilen, die mich betrafen, abgeschrieben, ich habe sie auswendig gelernt. Ich kann sie Euch wiederholen. „Da der Bursche, schrieb der Doktor, unter dem besondern Schutz des Himmels zu stehen scheint, indem er aus allen Fährlichkeiten mit heiler Haut zurückkehrte, so will ich annehmen, daß seine endliche Versorgung mir von Ewigkeit an zugeschieden worden sey. Ich will ihn also in meinem Testamente nicht ganz leer ausgehen lassen, obschon die Menschheit nicht viel Gutes von ihm zu erwarten hat, da er leider das Ebenbild seines Vaters ist. Bis zu meinem Tode jedoch mag er im Schweiß seines Angesichts sein Brod verdienen; eine Wohlthat für das rebellische Blut. Auch wünsche ich nicht, je von ihm belästigt zu werden. Daher verfährt mit seinen Briefen, wie bisher, während Ihr suchet, ihn in eine Kondition zu bringen, die ihn weit von meinem Wohnsitze entfernt halte. Ich bin glücklich in meiner Walliser-Einsamkeit; Gertrud, meine Gattin, hängt mit Zärtlichkeit an mir.

Ich darf mir noch ein langes Leben versprechen. Die Luft in Wallis sagt mir zu, und von Verwandten werd' ich Gottlob nicht mehr gequält werden. So lebe ich nur für mich und Tuda, und bemühe mich, der Letztern den Verlust zu ersetzen, den ich ihr zufügte, indem ich ihren Großvater, den guten Altringer, durch meine Unvorsichtigkeit hinzuopfern bestimmt war."

"Ach, Herrgott! meine Ahnung! So ist er es denn wirklich gewesen, der meinen Vater mordete!" unterbrach Salome erschreckend den Erzähler.

"Ja, ja," bekräftigte dieser: "der Unmensch hat Euern Vater getödtet, und will auch Euer Kind in die Grube bringen. O verblendete Mutter! wie konntet Ihr zugeben...?"

Die Wittve erzählte mit Angst und Thränen, wie sich Alles zugetragen. Sie schilderte ihre Hoffnung, ihre Täuschung, ihre Reue und Verzweiflung. "Sollte der Herr es glauben?" fragte sie: "von dem fürchterlichen Hochzeitstage an bin ich getrennt gewesen von meinem Kinde. Es ist mir nicht vergönnt worden, es nur noch einmal zu sehen. Mein, der Mutter blieb die Thüre des grausamen Eidams streng verschlossen. Er hält meine Gertrud wie eine Gefangene. So lang er noch im alten Hause wohnte, erhielt ich dann und wann durch Mariens Mitleid eine Nachricht, einen Gruß von der Armen. Aber seit das Unglück wollte, daß der Doktor eine Erbschaft machte, zu welcher ein Schloß gehörte, das unfern von Naters im Walliserlande am Ufer des Stroms Massa steht, ist er plötzlich von uns mit Frau, Gesinde und Gepäck weggezogen, und hat sich in selbiges Schloß begraben. Von Stund an war meine Tochter todt für mich, ich habe nichts mehr von ihr gehört. Da hat mich heuer, nach vielen schlaflosen und thränenvollen Nächten, die Angst getrieben, daß ich die Heimath unterm Vorwand einer Wallfahrt nach Einsiedeln verließ. — Wohl bin ich bei

unserer lieben Frauen Gnadenzelle gewesen, habe gebetet an ihrem Altar; hab' ihr Alles verlobt, was ich besitze, wenn sie meinen Schritten günstig und gnädig sehn wolle, und bin alsdann aufgebrochen, um in diesen schlechten Kleidern zu meiner Gertrud Kerker zu pilgern. Sie sehen, sie umarmen, und dann sterben, wenn nicht ein Wunder mir beisteht, sie zu retten, das allein ist mein Wunsch auf dieser Erde. Wie ich mein Vorhaben ausführe, ist mir gleichgültig, ist mir selber noch unklar. Aber ich konnte meine Verlassenheit und Pein nicht länger ertragen. Gehe es, wie's will."

"Sieh da! beide sind wir auf demselben Wege!" rief Albert ergriffen: „ich bin geflohen aus dem Meereschlund, der mich gefangen hielt, um demjenigen unter die Augen zu treten, der seine Pflichten gegen mich so abscheulich vergessen hat. Ich will ihn fragen, ob er gehalten, was er meiner seeligen Mutter, was er Euch versprochen; ich will von ihm fordern die Jugendjahre, die ich ihm und seinen wilden Launen so vergeblich geopfert habe, will ihn mahnen an seine Schuld gegen mich. Denn fürwahr; mit einem Almosen werde ich mich nicht begnügen, während er mir Alles geraubt hat, was mir theuer war, um mich dann unbarmherzig dem Schicksal preis zu geben: meine Eltern, meine Geschwister, meine zweite Mutter, und — ach mein Gott, hilf mir Armen...! und Gertrud, an der meine Knabenseele schon hing, wie an einem Engel der Verheißung. Ich darf Euch jetzt gestehen, Mutter Friederksdorff, daß ich sie geliebt habe, mehr als unsern Herrgott! — Doch soll jetzt nicht mehr von meiner Liebe die Rede sehn: Eure Pflege hat mich zu Gertruds Bruder gemacht, und an Eurer Hand soll mir der Alte Rechenschaft geben von der Schwester Daseyn, dessen Blüthen er mit giftigen Fingern erstarren, dahinvelfen machte."

"O, liebster, edler Herr Albert!" bat die Mutter:

„überlaßt Euch nicht dem Zorn und der Rachsucht. Der Doktor ist Euer Blutsverwandter, — befleckt nicht Eure Seele mit Sünden. Hört meinen Rath, wenn Ihr bei mir bleiben, wenn Ihre meine Schritte zum Ziele unterstützen wollt: seyd mir folgsam, wie ehedem. So wie unser Zweck im Grunde derselbe, so mögen auch unsere Mittel, ihn zu erreichen, dieselben seyn. Laßt uns überlegen, einen christlichen Entschluß fassen. Kommt, dient mir als Sohn, als Stütze. Der Weg ist noch weit genug, daß wir eine Uebereilung nicht zu fürchten haben. Laßt uns flug und weise seyn. Ihr werdet nicht bereuen, Eure ungeduldigen Füße an die schleichenden Sohlen einer alten Frau gefesselt zu haben. Meine Langsamkeit wird Euch hindern, vorschnell ein Unheil anzurichten, und Gott wird uns schon eingeben, was wir zu unternehmen haben; in Gottesnamen also laßt uns gehen!“ — —

In seinem hochgethürmten, zinnenbegränzten Schlosse einem ehemaligen Besizthum des alten Wallisergeschlechts der Arna, thronend auf dem steilen Ufer des Massafloms, ließ sich der Doktor nicht von ferne träumen, daß Gäste unterwegs seyen, die er nicht geladen hatte. Woher also diese Wolken auf seinem Angesichte? Warum die Unzufriedenheit in seinen Zügen; wess Ursprungs der sein Leben benagende Wurm, der ihn seit ein paar Jahren zum Schatten gemacht hatte? Seine Kleider hingen an ihm, wie an einem Skelett, seine blitzenden Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken, seine aufgerichtete dreiste Haltung war verschwunden, an ihre Stelle die eines vorgebeugten Horchers getreten. Sein Fuß schlurste, wie zur Zeit, da er des Dombherrn Planta Gespenst vorstellte, um ungehindert seinem Hause zu ertschleichen, und seine Liebe oder Eifersucht unter Gertrudens Fenstern Wache halten zu lassen. Manchmal jedoch eilte er auf den Behen dahin, wie eine Kaze ihrer Beute nachstreift. Die Hände reibend, den Blick nach allen Seiten schielend

das Ohr spitzend nach allen Weltgegenden, lauschend im Gehen, innehaltend plötzlich mit Kopfschütteln, erschreckend, wenn er unversehens vor einem Spiegel stand, lächelnd über seine Furcht, jedoch im Nu wieder furchtsam, wenn nur ein Blatt zu Boden fiel, oder der Wind um die Thürme pff, — wandelte er rastlos, aller Ermüdung Trotz bietend, in seinem Hause, im Garten umher und schien der Sorgen unendliche zu haben. Dann und wann folgte ihm von ferne der Mensch, der's mit ihm am ehrlichsten meinte: der alte Lorenz, den seines Herrn Verkümmerng außerordentlich schmerzte. — So geschah es einmal, daß Herr und Diener einander in dem Schloßgarten begegneten. Der Doktor hing im Vorübergehen scheu den Kopf und ging schnell. Sobald er aber meinte, Lorenz sey weit, so kehrte er zurück an den alten Fleck, und ließ mit seinen Blicken von dem Erker nicht ab, hinter dessen Fenstern die verblaßte Gertrud saß. Der Glanz der Jugend war von ihrem Nutzlitz abgestreift. Nicht ihre Schönheit, sondern die rührenden Trümmer derselben wären fähig gewesen, eine brennende Leidenschaft zu erregen. Unglück und Mitleid erregten Liebe. — Der aber am Fuß des Erkers stand, und hinausschaute, bald neugierig, bald finster, bald in gieriger Glut, — der Gatte murmelte in den Bart: „Sie ist schön, wahrlich, sie ist schön; ach, sie ist noch schöner als vordem, reizender als je! Ein Unglück, ein Unglück für mich, und für sie selbst. Braucht des Weibes gebrechlicher Reiz so lange Zeit, um stumpf zu werden? — He! wer geht dahin?“ rief er plötzlich laut, wie ein Soldat auf seinem Posten. — „Ich bin's, Excellenz;“ sagte Lorenz, bescheiden herantretend. — „Was gibts? was bringst Du mir? nichts Neues? Sag's nur frisch heraus; es lauert etwas dergleichen in Deinen Augenwinkeln.“ — „Wahrhaftig nein, lieber Herr. Was soll ich mit Neuigkeiten in unsrer Abgeschiedenheit? hab' ich

doch genug am Alten." — „Was heißt das?" — „Ei," begann der Diener zutraulich, da er den Doktor gelassen sah, „es ist schon leider etwas Altes, daß Excellenz nicht mehr sind, wie ehedem." — „So? Hm! wie meinst Du?" Der Doktor war völlig zerstreut bei dieser Frage, denn sein Auge klebte immerfort am Fenster des Erkers und verfolgte jede Bewegung der arbeitenden Gertrud. Lorenz sprach dennoch weiter, ohne den Herrn anzusehen, weil Wehmuth und Bangigkeit ihn daran hinderten: „Wollte Gott, es wäre noch, wie ehedem. Ich wäre geplagter, als jezo, ich hätte viel von Ihren Launen und ihrer Heftigkeit auszustehen, aber mit leichtem Blut würd' ich's ertragen. Lieber Ihr Schelten, Ihre Verwünschungen und Ihr Zorn, als das wunderliche Benehmen, das Ihnen jezo eigen. Sie schlafen nicht mehr, Sie essen nicht mehr, Sie lassen Ihre Bücher ruhen, Sie haben keine Freude mehr, wäre sie noch so seltsam. Sie haben doch jezo Alles" — der ehrliche Bursche seufzte tief — „was Sie gewünscht haben. Aber, — daß ich's nur gerade heraus sage — von dem Tage an, da Sie mir versprochen, was Sie nicht gehalten, da Sie gethan, was kein Mensch erwartet, so fein haben Sie's gemacht, — von dem Tage an war Glück und Stern für Sie dahin und erloschen. Nun, zum Geschehenen mag man nur das Beste sagen, aber . . ."

„Pst!" fiel Rauwolf ein, und zerrte ihn hastig bei Seite, hinter ein Gebüsch. Da flüsterte er, immer nach dem Fenster starrend: „ein Papier, ein Papier in ihrer Hand! Sie entrollt es — wichtig mag es sehn, weil die Nadel ruht . . . zog sie's aus ihrem Busen, oder ist jemand droben?" — „Keine Seele, Excellenz. Außer dem Thorwart und Marien sind wir die einzigen, die jezt im Schlosse athmen. Der Thorknecht schläft aber auf seiner Bank, und Marie bricht dort im Garten Saffran ab, wie ich von hier aus deutlich sehe. Da-

her . . ." — „Pst!“ Der Doktor legte dem Diener die Hand auf den Mund: „Hat sie nicht das Papier geküßt?“ — „Die Frau hat die Finger geküßt, wie die Stickerinnen zu thun pflegen, Herr.“ — „Nicht doch, nicht doch. Ich weiß von Leonoren, daß . . . ich habe jene überrascht, da sie . . . gib Acht, . . . sagt' ichs nicht? da fliegt der Brief zerrissen zum Fenster heraus . . . oder . . . nein doch: die Antwort wird's sehn. — Halt', sie zieht sich zurück, das Fenster ist zu. Geh' hin, und hole mir das Papier ohne Geräusch. — Doch nein, nein, sage ich. Du bist vielleicht ein Verschworner, he? — ich will's selbst holen; rühre Dich nicht von der Stelle.“ — Er kroch behutsam in die Nähe, nahm die Papierstücke weg, kam damit frohlockend zurück. „Laß denn sehn!“ — „Unbeschrieben, Herr. Papier aus einem Knäuel von Seide oder Wolle.“ — „Laß gut sehn;“ — der Doktor lächelte vielsagend: „Du magst Deinem Patron vermelden, daß ich noch etwas vom Handwerk verstehe, und sympathische Tinten aus dem unschuldigen Papier hervor zu locken weiß.“ — „Meinem Patron? Excellenz, wie soll ich verstehen . . .?“ — Der Doktor sah ihm starr in die furchtlosen Augen, machte alsdann eine Grimasse, die Freundlichkeit bedeutete, und versetzte: „Du bist ein gutes animal. Du siehst, ich traue Dir ganz. Warte hier.“ — Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder, ein Häuflein Asche auf der Hand. „'s war nichts,“ sagte er zufrieden: „es stand nichts auf dem Papier. Mit dessen Asche streue ich meinen Argwohn in alle Winde. Pah! Fahrt hin, ihr Grillen. Folge mir auf die Gallerie am Wasser; ich will mit Dir plaudern.“ Sie begaben sich auf die Felsterrasse. Die Aussicht war erhaben: der angeschwollene Strom zu ihren Füßen, sein Fall in den gewaltigen Rhonefluß, dessen zerrissnes, von himmelhohen Alpen eingefasstes Thal, im Hintergrunde Brigg, der Marktflecken mit stattlichen Gebäuden und silberglänzenden

Dächern, wiedergespiegelt in den Ueberschwemmungsfluthen der unruhigen Rhone, umgeben von Kastanien- und Wallnußbäumen, überragt vom rauhen Monte Sempione und drohenden Felshörnern, — ein wunderherrlicher Anblick. Aber die Natur des Vordergrundes, des Schlosses Umgebung stimmte nicht heiter wie die Ferne. Das wildgespaltene Geflüfte, die Abstürze in die Tiefe des Stroms und der feurige Schimmer des Abendroths, der die brausende Luft durchfuhr, gaben ein phantastereiches aber melancholisches Bild. — Der Doktor sammelte sich ein wenig, sich vorzubereiten auf das Geständniß, das wider Willen seiner Brust sich entriß: „Ich bekenne Dir,“ sprach er sodann, „daß ich nicht glücklich bin. Zehnfach elender, als ich gewesen, da ich einsam hauste, wie der Lämmergeher auf seinem Horst, wird mir das bißchen Leben, das noch in mir glimmt, zur Last. Lorenz, ich war bestimmt, um falscher Weiber willen zu leiden, und hab' es nicht eingesehen, habe mich nicht gehütet, ich blödsinniger Narr.“ — „Was haben Sie zu klagen, lieber Herr? Die Frau ist ein Muster der Sanftmuth und Tugend.“ — „Du meinst? Nun ja, ich will's glauben, ich will Dir beistimmen. Dennoch, guter Lorenz, ist sie die Folter meines Daseyns.“ — „Einkbildung, Excellenz. Ist nicht jedes ihrer Worte ein freundliches, ein mildes? Sie verstehen die Frau nicht, Herr Doktor. Gewiß: oft, wenn ihr vielleicht die Thränen näher wären, als das Lachen, hat sie Ihnen nur ein heitres Antlitz gezeigt.“ — „Also doch Verstellung, Lorenz. Das ist, was mich langsam mordet. Ihre Liebe ist nur Mitleid, ihre Sanftmuth ist Duldung, wie man sie einem Kranken schenkt. Ihr Lächeln verlegt mich; es sieht manchmal aus, wie Spott. Es soll mich nur beschwichtigen, wie ein eigenfinniges Kind. Welch' ein fürchterlicher Gegensatz! Ihre Ruhe und meine Ohnmacht! Ihre Ruhe und meine unstätte Furcht! Sie liebt mich nicht, sie hat mich nie ge-

liebt. Was ist aber daran schuld? Ich begreife es nicht. Bin ich nicht stets um sie, wie ihr Schatten? Biete ich nicht Alles auf, ihr Freude zu machen und zu gefallen? Ich trage sie auf meinen Händen, beschenke sie wie eine Fürstin, räume jede Sorge unter ihrem Haupte, jeden Stein unter ihren Füßen weg. Dennoch duldet sie mich nur; duldet mich nur mit Widerwillen. O welch ein Zustand! Das Feuer der Gehenna ist nichts gegen meine brennende Unruhe. Der Taumel der Leidenschaft, dem ich, die Ehe schließend, entlaufen wollte, ist Balsam gewesen gegen meine jetzige Krankheit." — „Es wär zu spät, gelehrter Herr. Ich hab' es Ihnen vorausgesagt." — „Zu spät!! ja doch, ich seh' es ein. Ich Thor, ich rasender Thor! ein Geizhals, der einen Schatz hegt, so ihm nicht nützt; ein Tantalus, vergeblich die Hände streckend nach der schönsten Helena! O, das Alter macht kindisch; Du hattest die Wahrheit gesprochen, Lorenz. Welch ein Loos ist das eines schwachen Menschen! Verstehst Du das Geheimniß, wie das Alter es anfängt, immer aufzuschieben und zu warten, obgleich seine Zeit schier abgelaufen, während die Jugend rasch zugreift, obgleich sie eine Zukunft ohne Ende vor sich hat? — Es ist nicht wahr, daß Dankbarkeit Liebe erzeugt. O nein. Warum liebte mich Gertrud nicht, wenn das Sprichwort Stich hielte?" — „Excellenz erlaubt mir ein freies Wort. Die Gefangene kann ihren Kerkermeister nicht wohl lieben, wenn er auch ihr Wohlthäter wäre. Sie halten Ihre Gemahlin innerhalb den Mauern Ihres Hauses fest. Sie verkümmern ihr die Jugend, das Leben überhaupt. Sie muß den kleinsten Vogel beneiden, der frei über diesen Zwinger wegstreicht, und den Gatten hassen oder bemitleiden, der sie einsperret." — „Rhinosceros, Du schwagest Unstinn, baren Unstinn. Das Weib ist gebrechlich und aus Schwäche falsch. Wir mögen uns mit tausend Fiktionen einwiegen, um die Frauen uns

gleichzustellen, dennoch bleiben sie tief unter uns. Der Morgenländer versteht das Weib besser, als wir. Was hätte ich thun sollen? — „Ihr Wort halten, das Kleinod nicht mit Arglist gewinnen, dem sie mit vorgeblichem Edelmuth zu entsagen versprochen hatten.“ — „Freund, Du bist mein Richter nicht; die Leidenschaft erkennt keinen solchen; Denjenigen ausgenommen, der Herz und Nieren prüft. Laß jene Zeit, es stand geschrieben, daß es so seyn sollte und nicht anders. Ich will nur dem Vorwurf begegnen, als hielte ich mein Weib gefangen. Was sollte ich thun? frage ich noch einmal. Gertrud, dem Einfluß ihrer Mutter und Basen und Klosterfrauen überlassen? Die Friedersdorff haßt mich, obgleich ich ihre Tage mit Ueberfluß schmücke. Ach, der Geist der Mutter ruht auch auf der Tochter. Daß doch der Mann seine Geliebte stets für besser achtet, als die Eltern, von denen sie kommt! welche Einfalt! der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Fehler der Aeltern vererben sich gewisser auf die Kinder, als ihre Tugenden. Dennoch scheint uns das Weib, das wir lieben, ein ganz besondres einzig nach unsern Wünschen gestaltetes Geschöpf! — Um mit der Mutter fertig zu werden, zog ich in dieses Land. Hab' ich anfänglich meine Frau unter Niegel gehalten? Hat sie nicht an meiner Seite Chur, Chiabenna, das entlegene Genf, Sion und Brigg besucht? Warum soll ich jedoch leiden um eiteln Vergnügens willen? Ueberall war sie das Ziel der Männerblicke; von ihrer Schönheit redeten die Gaukelhänse mit Bewunderung in mein eignes Ohr. Blumen und Bänder, Gedichte und Lieder regneten in ihren Schoos. Ein unverschämtes Volk, die jungen Leute in unsern Tagen! Zu meiner Zeit war's anders. Ich mochte die Adoration des Weibes nicht aushalten. Ich wurde neben ihr beachselzucht, bekopfschüttelt, verhöhnt. Pest, Pest auf die liederlichen Schlucker. Sie priesen Ger-

trudens Jugend und machten Spottreime auf mein Alter. Ich mußte ein Ende machen, müde, die Scheibe zu sehn, nach der die saubern Schützen zielten. Freilich mußte meine Frau sich mit mir einschließen. Was natürlicher? Das Fenstergaffen, das Schwagen auf der Straße von Gertrudens Anmuth, die Abgötterei, die man mit ihr zu treiben begann, durften mir mißfallen. Wer bürgte mir am Ende für des Weibes Herz. Da ich hoffte und begehrt, stellte ich mich in Gedanken mit allen Jünglingen in eine Reihe. Seit ich argwöhne und fürchte, komme ich mir gebrechlicher und häßlicher vor, als irgend etwas in der Welt. Das Weib muß aber nie vergleichen können. Der Gatte muß der einzige sehn, den sie sieht. Am besten daher Abgeschlossenheit. Es hat sich getroffen, daß sogar ein Häßlicherer vorgezogen wurde, gerade weil er ein Anderer war. Darum bin ich auf der Hut gewesen, und trotz aller Vorsicht — die Pest auf meinen dummen Schädel!" —

Er schwieg mit grimmigem Gesichte. „Vollenden Sie, lieber Herr!“ bat Lorenz, der da wußte, daß ein freies Geständniß die Brust beruhige. — Der Doktor hob auch wieder an: „Dort liegt der Ort, der mein Fegfeuer zur Hölle gemacht hat. Siehst Du den Glimmer auf den Dächern von Brigg? Mir ist, als läge dort eine Schlange in Silberhaut zusammengerollt, — um bei Gelegenheit den Sprung auf mich zu wagen. — Unseliger Besuch zu Brigg! Verdammte Höflichkeit, die mich veranlaßt hat, beim Oberkastler *) einzusprechen und mich als Landesgast seinem Schutz zu empfehlen! Vermaledeite Gastfreundschaft, die er mir gewährte, und die ich ehrenhalber gegen seinen Sohn ausüben mußte. Der Sohn, der melancholische Cavalier, der mir zum

*) Grand-Châtelain; vormals erste Gerichtsperson des Bezirks oder Zehnden.

Sohne Deodat getauft worden ist, er wird mich noch vor der Zeit in's Grab bringen!" —

Lorenz lächelte unwillkürlich, da sein hinfälliger Herr von seinem Tode sprach, als von etwas, das sich noch viel beschleunigen ließe; dann entgegnete er mit Ruhe: „Herr Deodat ist ein ernsthafter Mann, dem seine Kriegsdienste eine strenge Schule gewesen sind; als Mann von Ehre allenthalben bekannt. Sie irren sich in ihm, mein guter Herr.“ — Worauf der Doktor hitzig: **Bestia!** Kennst Du die Welt? Was hat die Ehre mit der Leidenschaft zu thun? Verfallen nicht die ernsthaftesten Leute in die abgeschmackteste Narrethei? Sieh' mich an, Dummkopf, und höre auf, dem Erhauptmann das Wort zu reden. Wie er die Tuda durch und durch sah mit seinen schwarzen Augen! Wie langsam er mit ihr redete, um nur den Faden des Gesprächs lange fortzuspinnen, während ich auf Kohlen briet! Wie er den Hof- und Ehrencavalier bei ihr vorstellte! ich konnte nebenher gehen, wie ein Schemen, wie der Niemand. An der Tafel das Beste ihr! mit jeder süßen Speise ein süßes Wort; mit jedem Bissen eine Schmeichelei. Pest und Mord; am Abend sogar mußte er den Kakai machen, und uns die Lichter an's Gemach vortragen. Er hat ihr „gute Nacht“ gesagt. Dieses „gute Nacht“ gellt noch in meinen Ohren.“

„Alles das ist einmal Sitte unter höflichen Leuten, Excellenz.“ — „Die Pest, sage ich, auf solche Sitten und Höflichkeit. Die Galle erstickt mich, wenn ich nur daran denke. Seine Besuche endlich . . .! hast Du denn nichts gemerkt? Stets zu Pferde, weil er sich leidlich als Reiter ausnimmt, stets ein anderes Kleid, einmal sogar die sardinische Uniform! an dem Flitter hängt der Weiber Herz, guter Lorenz.“ — „Möglich; doch hab' ich nie bemerkt, daß die Frau nur durch ein Zeichen verrathen hätte, als ob . . .“ — „Still, zweibeiniges Schaf! Sie sind alle

schlau, wie Raben und Schlangen. Du hast nichts bemerkt? ich glaub's. Dich kümmert nicht, ob Ehre oder Schande Deinem Herrn zu Theil werden. **Silentium.** Ich habe Alles gesehen, ich, der Alte, der überlästige Störfried. Seine Blicke, seine Stimme . . . trotz der Abgemessenheit seines Thuns ist mir nichts entgangen. Ich war stets da, ihn zu beobachten. Das machte, daß er oft auf Nadeln saß: das einzige Vergnügen, das ich mir, der einzige Verdruß, den ich ihm bereiten konnte; bis ich endlich mit ihm zu reden kam, mit dürren Worten meinen Argwohn aussprach, und hören mußte, hören, Lorenz, daß er wirklich meine Frau verehere. **Capirst Du?** — „Ist das Böses, Herr? Verehrung ist noch nicht Liebe!“ — „**Zitto, Bestia!** Ich hatte genug daran, und nahm ihm das Versprechen ab, seine Besuche einzustellen.“ — „So gaben Sie selbst ihm also die Versicherung, daß Ihre Gemahlin nicht unempfindlich bleiben würde?“ — „**Sm!** ich habe mein Recht als Hausherr gebraucht, und kaltblütig zugehört, als der Hauptmann, — gekränkt in seiner Eitelkeit — behauptete, er habe selbst schon den Entschluß gefaßt gehabt, mein Schloß nicht mehr zu besuchen, und sey nur gekommen, um Abschied zu nehmen. Faule Fische, meiner Treu. Doch war ich ihn von Stund an los, und wachte über Tuda's Benehmen, um zu sehen, wie sie das Ausbleiben Deodats ertragen würde. Aber sie ist fein; kein Zeichen hat ihre Gedanken verrathen, wie heftig, wie zärtlich, wie bitter und dringend ich sie oft gefragt oder auf meinen Knien gebeten habe, nur zu gestehen, ob ihr Deodats Neigung gefalle, ob nicht.“ — „**Armer Mann!**“ dachte Lorenz schauernd, „Deine Klugheit hat Schiffbruch gelitten, und Du willst die rasenden Auftritte, welche durch Deine Schuld vorfielen, auf Rechnung der Zärtlichkeit schreiben!“ Laut sagte er aber: „Sie haben die arme Frau oftmals, wie ich weiß, sehr geängstigt. Was hat sie jedoch Ihren Vortwürfen — Ihren Bitten, wollte ich sagen,

erwiedert?" — „So viel als nichts, *Corpo santo!* weniger als nichts! starre Ruhe, gelassenes Kopfschütteln, ein Lächeln, das zu sagen schien: „Bappte Dich nur ab in Deiner Unruhe. Mir ist wohl und mein Geheimniß gut aufgehoben.“ Alle Donner! die Gleichgültigkeit des Weibes hat mich beschämt, aufgerieben, erboßt wie einen Salamander im Kreise von glühenden Kohlen. Gertrud besitzt nicht einmal das Gefühl der ungetreuen Leonore. Die Italienerin brauste oft gegen meine Vorstellungen auf; es war ein Kampf mit ihr, ein wechselndes Spiel aller Empfindungen, aber Tuda — ewig still und ruhig und kalt! O welch ein abgeschmacktes Leben! Eines Tags — ich fürchte, aber ich erwartete es — wird sie meiner Anrede Verachtung entgegensetzen, Verachtung dem Greis, der sich aus Liebe zu ihr verzehrt! Ha! der Augenblick könnte mich zu einer entsetzlichen That verleiten!“ — Er schwieg erschöpft, faßte seine Stirne mit beiden Händen und murmelte: „O welch eine feurige Hölle unter dem beschneiten Scheitel! Womit hab' ich das verdient?“

Den Diener beschlich Grauen und Mitleid. Er sagte wehmüthig: „Fassen Sie sich doch, lieber Herr. Ihre überreizte Einbildung versetzt Sie unter Gespenster. Ein Unglück, daß ich, der ungelehrte Mann, Ihnen Weisheit predigen muß. Sie verkennen sich und Ihre Liebste. Um sich zu beruhigen, versuchen Sie ein Mittel. Entfernen Sie sich auf kürzere oder längere Zeit.“ —

— „Entfernen? aus meinem Hause? Tuda preisgeben der Verführung? Ich möchte hundert Augen haben, während ich zu Hause sitze und wache. Die Augen reichen nicht einmal hin. Der Versucher schwagt seine Höllenschmeicheleien durch den weitesten Luftkreis. Von Teufelsstimmen ist die Erde voll. Das Weib hat nur Ohren für diese.“

„Mein Gott und Herr! Blicke ich denn nicht zurück, Excellenz? Sorgen Sie nicht; ich will ein Hüter

sehn, wie kein Zweiter in der Welt.“ — „Du?“ — „Ich, bei meinem Gewissen!“ — Des Doctors dreistforschendes Auge begegnete wieder nur einem furchtlosen. Lorenz fuhr fort: „Das Auspaffen ist nicht mein Handwerk, aber Ihnen zu Liebe will ich's treiben, und um so fleißiger darinnen sehn, als es mir neu ist. Ihr Zorn vernichte mich, wenn ich das Geringste versehe, wenn es einem Menschen gelingt, in's Haus zu Ihrer Liebsten zu dringen! Zudem ist ja, was ich verlange, nur eine Entfernung von ein paar Tagen. In Sitten ist der Einzug des Bischofs vor der Thüre. Reisen Sie dahin eine kurze Strecke, das Volksleben wird Sie zerstreuen, auf andere Gedanken bringen, Sie werden heiterer wiederkehren, und in dem Empfange Ihrer Gemahlin eine Bürgschaft ihrer Liebe finden. Denn mit Dank und Särtlichkeit wird sie den Gatten umarmen, der ihr Vertrauen bewiesen hat.“

Der Doctor überlegte, faute an den Fingern, ließ einen stechenden Blick verstohlen auf den Rathgeber fallen, lächelte etwas heimtückisch; dann sagte er, gleichsam schnell entschlossen: „Als eine Probe, die Luda's Zuneigung bestehen soll, mag es angehen! Ich will Deinem Rathe folgen. Ich werde ihr mein Vertrauen beweisen, indem ich Dir vertraue. Sey überall und nirgends, ein eifriger aber unsichtbarer Wächter. Sie ahne nicht Deinen Auftrag. Ich werde indessen ihr befehlen, daß sie das Haus nicht verlasse, und keinen Besuch empfangen.“

„Immer noch ein hartes Gebot; indessen glaub' ich nicht, daß sie nach Spaziergängen oder Gästen Sehnsucht tragen werde. Sie wird nur nach Ihrer Wiederkehr verlangen, und Ihre Nähe alsdann nicht überlästigt finden.“

„Wenn Du Dich nur nicht irrst;“ versetzte der Doctor bedeutsam, und ging, von listigen Gedanken voll,

selber der Gattin seine Reise anzukündigen. — Gertrud saß noch ruhig bei ihrer Arbeit. Von Zeit zu Zeit richtete sie ihre sanften Augen nach dem blauen Himmel und ein leises Lächeln spielte um ihren Mund. Dennoch redete sie der Gemahl, der bei ihrem Anblick wie von einem elektrischen Schläge erschüttert wurde, ziemlich barsch an: „Schon wieder tiefsinnig und düster, Luda? Wann wirst Du aufhören, Dich mit Hirngespinnsten zu beschäftigen, die Deine Gesundheit untergraben und mich betrüben?“ — Verwundert entgegnete ihm die junge Frau: „Mein Herr irrt sich. Ich bin ja stille und zufrieden. Von Hirngespinnsten weiß ich nichts. Wenn auch zu Zeiten meine Gedanken einen Körper zu erhalten scheinen, und sich gestalten wie eine Bilderreihe, so ist lediglich die Einsamkeit daran schuld.“ — „Bah! vernünftige Leute lieben nur die Einsamkeit, nicht die zerstreuende Welt.“ — „Ich glaube es, ich beklage mich ja nicht.“ — „Diese Ergebung ist selbst schon eine Klage. Wie gesagt, Du betrübst mich. Meine Gesellschaft genügt Dir nicht.“ — „Mein Herr gönnt mir seine Gegenwart nur selten. Ich vermisse sie.“ — „Wirklich? man sollte nicht meinen. Du hältst mich oft wie einen zudringlichen Schmaroher.“ — Gertrud antwortete nicht. — Der Doctor schüttelte, in Zorn gerathend, den Kopf und schwieg lange. Dann sagte er plötzlich: „Du wirst mich länger vermessen und Dich trösten.“ — Gertrud meinte, er wolle von seinem Tode reden, wie schon oft, um ihr Gefühl zu prüfen, zuckte leicht die Achseln und blieb stumm. — „Ich werde Dich nämlich morgen auf einige Tage verlassen.“ — „Wie so, mein Herr?“ — „Ich werde nach Sion reiten, um dem Bischof huldigen zu sehen. Laß Dir indessen die Zeit nicht lang werden.“ — „Mit Gebet und Arbeit verbringt man die Zeit leicht. Mein Herr nimmt doch den Lorenz mit?“ — „Ha, Schlange!“ dachte der Doc-

tor in seinem argwöhnischen Sinn: „diese Vorfrage hat etwas zu bedeuten.“ Laut sagte er mit Gleichgültigkeit: „Nein; ich reite allein. Wozu den Lorenz?“ — „Bedenke der Herr Seine Jahre. Wie leicht könnte auf der Reise irgend ein Zufall“ — „Daß Du so gerne mich an mein Alter erinnerst, Tuda! Hast Du Sorge um den alten schwachen Mann? Ich fühle mich noch rüstig, ich brauche den Lorenz nicht.“ — „Wie es Ihnen gefällt, mein Herr.“ — „Lorenz muß zudem zur Obhut dieses Schlosses zurückbleiben.“ — „Ich vergaß; verzeihen Sie.“ — „Ich überlasse mein Haus nicht gern einem leichtsinnigen und einem geschwägigen Weibe oder einem schläfrigen Pförtner.“ — Gertrud sah dem böshaften Gatten starr in's Gesicht, und fuhr dann in ihrer Arbeit fort. — „Die Leichtsinnige bist Du, Tuda.“ — „Ich dacht es wohl. Sie haben mich schon oft so genannt, und ich weiß nicht, warum.“ — „Du würdest meine Habe nicht verschließen, würdest sie Dieben preisgeben, würdest dieses Schloß an Bettler verschenken und keinen Gast zurückweisen, der mir zuwider wäre.“ — „Mein Herr scherzt wieder.“ — „Am allermindesten einen gewissen Ritter von der traurigen Gestalt, einen gewissen Spadassino und Abenturiere, den jungen Herrn von Valentaz zum Beispiel?“ — „Es beliebt Ihnen wieder, mich zu necken. Lassen Sie das, bitt' ich, lieber Herr. Ich bin nicht mehr empfindlich bei dem Scherz.“ — „Meiner Treu, nicht beim Scherz, nicht beim Ernst. Ich gäbe viel darum, wenn ich diese kalte Brust öffnen und in dem Herzen darunter lesen könnte!“ — Du schweigst, das Beste, was Du thun kannst. — Ich erinnere Dich bei der Gelegenheit, daß Du während meiner Entfernung von dem Hause nicht zu weichen, und Jedem, wer es seh, den Zutritt zu verweigern hast.“ — „Wie immer hier geschehen, Herr. Es fällt mir nicht schwer, mich darein zu finden.“ — „Wie leider nicht immer hier geschehen. Der erste Gast, der dieses Schloß betrat, hat

mir Unheil gebracht. Der ritterliche Deodat hätte wegbleiben können. Du lächelst wieder? Die Pest auf den geringschätzigen Zug, der um Deinen Mund einwächst! Du überstehst mich, denkst Du. Aber wehe Dir, wenn ich von Dir hörte, daß Du meine Gebote verletzt hättest! Das Blut der Eva spuckt in Euern Adern. Heimlichkeit ist Eure Lust, das Verbotne Eure Freude." — Gertrud sah den Spötter nochmals streng an, erhob sich, und wollte das Zimmer verlassen. Der Doctor, schnell umgewandelt, hielt sie zurück und fragte mit widerlicher Zärtlichkeit, als wie ein ertapptes Kind: „Zürnst Du mir, Tuda? Vergib mir, wenn meine Besorgniß zu weit ging. Meine Liebe trägt die Schuld meiner Heftigkeit. Ich vertraue Dir ja; ich weiß, daß Du vernünftig bist, vernünftig selbst in einem Stelldichein. Verfinstre Deine Augen nicht wieder. Ich gestehe Dir, daß ich ein Zeuge Deines Abschieds von Albert gewesen. Meine Eifersucht hatte mich zum Lauscher gemacht, wie sie mich später zum Schlüsseldieb machte. Ich sah Alles, ich bewunderte Dein Benehmen, ich lernte Dich verehren in dem Grade, als ich den Buben, der Dich verführen wollte, hassen lernte. Vergib mir, mein Mund sagt Lügen, von denen mein Herz nichts weiß." — „Das ist schlimm von Ihrem Munde, mein Herr. Ich verstehe eben so wenig als Sie die Kunst, im Herzen zu lesen. Darum bitt' ich Sie flehentlich: halten Sie Friede mit mir. Wenn es Liebe ist" — Gertrud seufzte — „was Ihren Zorn erregt, so wünschte ich freilich, eher Sie zum Feinde als zum Freunde zu haben. Bedenken Sie in dessen, mein Herr, daß ich die Gequälte, die ohne Ursach Gequälte bin, und fragen Sie Ihre Billigkeit um Rath." — Der Doctor küßte in seiner Verlegenheit ihre Hand, die sie ihm überließ, als wäre sie eine Bildsäule, und sprach: „Ich habe das Unglück, daß diejenigen, die ich liebe, mich nicht verstehen wollen. Wir sind uns Fremdlinge geblieben, Tuda. Du hast nichts gethan, mir ent-

gegenzukommen. Jedes Wort fällt, als wäre es eine Gnade, von Deinen Lippen in mein Ohr. Mein Herz wäre ein guter Acker; Du weigerst ihm jedoch die Saat des Friedens. Nicht einmal das arme „Du“ der Gewohnheit hast Du mir gegönnt, Luda?“ — Gertrud erwiderte kalt: „Mein Herr ist an Jahren und Klugheit und Erfahrung mir Klosterzögling so weit überlegen, daß meine Ehrfurcht mir verbietet, Ihn anders als in der dritten Person anzureden.“ — Während die Frau wieder an ihre Arbeit ging, murmelte der Doktor ein: „Pazienza, pazienza!“ zwischen den Zähnen, und mied das Gemach seiner Gattin. — Wenn gleich seine Seele nach Vergeltung einer vermeintlichen Ungerechtigkeit des Weibes dürstete, — Gertrudens Gemüth war gefaßt und heiter. Der blindtappende Argwohn hatte dießmal nicht unrecht gegriffen. Ein geliebtes Bild lebte in der Phantasie der jungen Frau, aber es lebte darinnen fromm und rein und heilig. Der Mann, der endlich, voll bescheidner Tugend, das jungfräuliche Herz gerührt hatte, stand in einer Glorie, wie ein nie erreichbares, aber unschätzbares Gut vor Gertruds Einbildungskraft. Die Liebende wußte, daß er, um ihre Ruhe nicht zu stören, zurückgetreten war in's Dunkel der Entsagung; sie beklagte das Schicksal, das ihn von ihr trennte, aber nicht weniger klar und wohlthätig war die Liebe in ihr verblieben. Sie wußte, daß die seinige nie wanken würde, sie kannte jetzt ein Herz, das aufrichtig und edel für sie schlug, sie kannte einen Menschen, der täglich ihrer dachte, täglich für sie betete, täglich seine stillen Gelübde ihr erneuerte. Die Gewißheit, geliebt zu seyn von einem Menschen in der weiten Welt, befriedigte das genügsame Gemüth der Gefangenen, daß sie ihres Kerkers Gitter, ihres Profosen excentrische Thorheit übersah, Muth faßte, und in Gedanken mit den fernen Lieben ihres Herzens, mit ihrer Mutter und mit Deodat — ein reizendes Daseyn verlebte, wie ihr's der Himmel in der Wirklichkeit nicht

beschrieben hatte. Ohne den edeln Sänger Milton zu kennen, hatte sie tausendmal schon, begeisterten Blicks, seine Worte in die blauen Lüfte geflüstert: „Willkommen endlich, seliger Glaube, mit den klaren Augen! Du weihandige Hoffnung, Engelbild, schwebend auf goldenen Schwingen!“ — —

Am nächsten Tage stand die ganze Bevölkerung des Dorfes Naters auf der Gasse beisammen, und unterhielt sich von einer Begebenheit, die sich in der Mittagstunde zugetragen hatte. Einige räuberische Gesellen — Deserteurs aus Italien ohne Zweifel — waren frech genug gewesen, in der Nähe des Dorfs, just an dem Orte, wo mehrere hundert Jahre zuvor die Gräfin von Blandra nebst ihrem Sohne ermordet worden, eine alte Wallfahrerin und ihren Begleiter, einen jungen Mann, anzufallen und rein auszulundern. Die Spizbuben hatten den Beraubten kaum die nöthigen Kleidungsstücke gelassen. Im traurigsten Zustande, halbtodt vor Schrecken, waren die Armen im Dorfe angekommen; die Frau konnte sich kaum auf ihren Füßen erhalten, sorgsam geführt von ihrem Gesellschafter. Es erwartete sie aber ein zweites Schreckniß in dem Dorfe selbst. Denn auf einmal sprang aus einem Hause, schwerfällig und kreischend, häßlich und drohend, ein Gauch*), dessen wilde Erscheinung die Pilgerin dergestalt erschütterte, daß sie ohnmächtig umsank. — Die Bauersleute hatten sich ihrer mitleidig erbarmt, und die Kranke in das Haus eines Bäckers getragen, der eine Herberge hielt. Die Mildthätigkeit der guten Walliser hatte sich nicht verläugnet, der Geistliche war zu der Ohnmchtigen getreten und hatte sie durch Arzneimittel und besanftigendes Zureden wieder zu sich selbst gebracht. Einige Spaziergänger von Brigg hatten ihren Beutel gezogen, und eine Spende neben das Lager

*) Cretin.

der Leidenden gelegt. — Einer derselben war in der Herberge verblieben, und in einer Nebenstube mit dem Gefährten der Kranken in ein vertrauliches Gespräch gerathen, während die alte Frau schlief, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Der Herr von Brigg saß, da eben der Fremde zu sprechen angehoben, mit Aufmerksamkeit zuhörend, da; sein ernstes braunes Gesicht, belebt von dunkeln Augen, die einen wunderbaren Glanz ausstrahlten, seine edle Haltung und die vornehme Art, wie er seine halbmilitärische Kleidung trug, ließen ihn sehr anziehend erscheinen. Er nickte dann und wann mit dem Kopfe, strich endlich die schwarzen langen Locken von der Stirne, schaute zu dem, der da gesprochen, auf, ergriff dessen Hand, und sagte mit einem Ausdruck, der so rechtschaffen war, als seine Stimme wohlklingend: „Ihr seyd mir lieb geworden, Herr, als kennt' ich Euch von Kindheit an. Der Bruder einer solchen Schwester! Herr, Eure Mutter hat einen Engel geboren, und, daß ich's Euch nur sage, ohne Rückhalt, mit der Offenherzigkeit eines Soldaten: ich liebe sie mehr, als mich selbst. Das heißt nun freilich im Grunde blutwenig, denn ich habe oft genug mein Leben an den ersten besten Schuß eines ungeschickten Schützen, oder an ein Reiterstück gesetzt, — aber die Sprache hat eben kein kräftigeres Wort, und die Empfindung, die weit über die Sprache hinausgeht, hat wohl Flügel, aber nicht Zunge.“ — „Ihr liebt die Frau des Doktors?“ fragte Albert betroffen, und bereute fast die Lüge, die er sich erlaubt hatte, seine Verwandtschaft mit Raunwolf in ein ander Verhältniß zu bringen. — Der Hauptmann Deodat von Valentaz erwiederte, die Rechte auf die Brust legend, und hoch aufgerichtet die Stirne: „Versteht mich wohl, junger Herr. Meine Liebe ist für jetzt die uneigennützigste Verehrung. Heiliger als Alles in der Welt ist mir die Ruhe der geliebten unglücklichen Frau. Hätt' ich sonst dem alten Menschen=

quäler mein Wort gegeben, ihre Nähe zu meiden? — Scheltet darum dennoch nicht, wie Eure hitzige Jugend wohl thun möchte, mein Herz einen Eisball, meine Neigung lau. Wir sind eigne Leute im Walliserlande; ernst, wortkarg, geduldig, aber beharrlich. Wir wachsen auf im Kampfe gegen die Elemente, freuen uns keines Abends, ohne emsig für den nächsten Morgen vorzusorgen. Schaut um Euch her, seht diesen Fluß, seht die drohenden Berge. Bald verschütten Lawinen unsre Thäler und Gelände, bald frißt die Flamme unsre dürren Hütten von Lärchenholz; bald vernichtet ein Erdbeben unsre Städte und Dörfer, bald verschlingt der wüthende Rhodanus meilenweit den Boden, worauf wir geboren sind. Diese Gefahren, die niemals aufhören, machen uns besonnen, bedächtig sogar; stets in der Vertheidigung begriffen, warten wir offenen Auges und mit ruhiger Brust ab, was sich begeben wird, auf Alles gefaßt, und das Böse wie das Gute gleichmüthig empfangend. Nach diesem Charakter formen sich alle unsre Leidenschaften. Wir stürmen nicht an's Unüberwindliche, wir warten, bis die Frucht gereift ist, wo sie dann von selber fällt. So ist auch unsre Liebe, so die meinige. Ich ahne eine bessere Zukunft für Eure Schwester und mich, doch will ich sie erwarten, unfähig, sie zu beschleunigen. Versteht Ihr mich nun ganz?"

— „Ich verstehe, und schätze Euch doppelt, Herr;“ sagte Albert aufrichtig: „Wenn ich armer Schelm etwas dazu thun könnte, ... aber muß ich mich denn nicht selbst erst in das Haus stehlen, wo Gertrud lebt? Und wenn der Doktor so abscheulich hart und grausam geworden ist, als Ihr ihn schildert — wie darf ich hoffen, in diesem Aufzuge bei ihm einzudringen, und die arme Mutter an der Tochter Brust zu legen?“ —

Der Hauptmann betrachtete den Jüngling, dessen Muth, je näher er dem Ziele seiner Reise gekommen,

immer mehr und mehr abgenommen hatte, und versetzte dann: „Wenn Euch, wie Ihr sagt, der Doktor haßt, — nun, er liebt keinen Menschen auf Erden — so werdet Ihr freilich auf dem gewöhnlichen Wege nicht sein Haus betreten können, denn er bewacht es, wie ein nieschlafender Argus. Aber — ich bin jetzt nicht uneigennützig, — wenn ich Euch ein Mittel sagte, junger Herr? Wollt Ihr mir wohl für den Gefallen die Freude machen, ein paar Worte an Eure Schwester zu bestellen?“

— „Gerne, bei meiner Ehre! und wäre ich Euer Nebenbuhler!“ rief Albert und schlug in Deodats dargebotene Hand.

„Wohl. So nehmt diesen Ring, unser Wappen ist darauf gegraben und der Wahlspruch der Valentaz: „*Moult ne veut gagner: Tout à moy**).“ Zeigt das Kleinod dem Thorwart in Eures Schwagers Schloß, und sagt ihm, daß ich Euch sende, ich Deodat von Valentaz. Er war einst ein Diener unsres Hauses und hat alle Anhänglichkeit an mich. Er wird Euch passieren lassen. Weicht nur dem Alten und seinem Diener aus, und wenn Ihr die Schwester seht, und von der Mutter mit ihr gesprochen, und von ihr erhalten, daß sie selber bei dem Doktor sich zu Euern Gunsten verwenden wolle, so meldet Ihr auch meinen freundlichen herzinniglichen Gruß, und daß es mir fast unmöglich falle, in ihrer Nähe auszuhalten, ohne sie zu sehen, ohne ihre Stimme zu hören. Da mir aber mein Ehrenwort untersage, listiger Weise zu ihr zu dringen, und offen es nicht geschehen mag, so wolle ich verreisen, und irgendwo Dienste nehmen, wär's gegen die Türken, bis die Zeiten sich geändert haben werden. Sie wolle mir ihre Erlaubniß dazu und ihren Segen schenken, auch für mich beten,

*) „Ich will nicht nur viel gewinnen: Alles muß mein seyn.“

daß mich nicht eine Kugel, meinem zukünftigen Glück zum Troste, von hinnen reiße. — Wollt Ihr das besorgen, lieber Freund?"

„Von Herzen. Sagt nur, wie weit, wohinaus der Weg?"

Der Hauptmann näherte sich dem Fenster, um dem Jüngling die Straße zu bezeichnen; da fuhr er schnell zurück, zog den Albert an sich, und deutete verstohlen hinaus, Albert erbehte: sein Großonkel ritt vorüber, das Bild schnellverlöschenden Lebens auf einem magern Rößlein. — „Er reißt ins Land hinab; der Mantelsack verrieth eine weitre Reise. Der Tag ist günstig, wie keiner;" flüsterte Deodat: „macht Euch unverzüglich auf den Weg. Ihr könnt noch, bevor es nachtet, Alles verrichtet haben und zurück sehn, ehe der Mond aufgeht." — „Ich will thun nach Euern Worten, sobald die Mutter erwacht sehn, und sich mit mir gelehrt haben wird." — Der Doktor war indessen vor der Herberge von dem Volke aufgehalten und aufgefordert worden, die beraubten Fremdlinge zu sehen und zu unterstützen. — „Was geht mich das Gefindel an?" hatte er gerufen. Dann warf er mit verächtlichem Blick ein Silberstück unter die Menge, und ritt schnell fürbaß. —

Nicht eine Stunde war jedoch vergangen, als er schon in einer Hütte zu Eggerberg unter irgend einem Vorwande sein Pferd eingestellt, und zu Fuß einen versteckten Pfad längs dem Bergabhange eingeschlagen hatte. Bis über Meters hinaus, das er tief unter sich ließ, führte ihn ein Hirtenjunge. Dann verfolgte er allein seinen Weg, hinunterschweifend an das Ufer des Massa. Er wunderte sich selbst im Stillen über die Rüstigkeit seines Körpers. Sein Lauf war der eines Mannes im kräftigsten Alter. Es war jedoch die unftunnigste Leidenschaft, die ihn peitschte wie mit Geißeln, die seine Kräfte verzehnfachte, um sie ganz aufzureiben, die ihre Stacheln in sein Blut mischte, daß es wie ein Heereszug von

Ameisen durch seine Adern rollte. Wer ihn gesehen hätte, wie er, vom Mantel der Dämmerung verborgen, an dem Geflüste der Uferfelsen emporkletterte, mühsam, feuchend, verzagend oft, überwindend zuletzt, um in das Haus, dessen Herr er war, wie ein Dieb einzusteigen, hätte ihn bemitleidet als einen Thoren und dennoch bewundert in seiner Beharrlichkeit. — Aber in seinem Kopfe gährte eine Fülle von wilden Vorsätzen und von Befürchtungen, deren eine jede, der Angst eines Missethätters nicht unähnlich, schon den Keim von Missethaten in sich trug. Der Eifersüchtige wußte eine Lücke im Mauerrand des Gartens. Er erstieg sie mit ungemeiner Beschwerlichkeit. Er sank zusammen auf dem Rasen seines Gartens, aber die Furie der Eifersucht peitschte ihn weiter, seiner Schwäche zum Trotz. Betrogen war er; davon war er überzeugt. Wer hatte es gethan, wer es zuerst vollbracht? Gertrud, Marie, Lorenz? Allen dreien aufzulauern hatte er bei seiner Abreise die Schlüssel zu sich gesteckt, die ihm erlaubten, die Gänge und Gemächer des Hauses zu betreten, ohne geradezu gesehen zu werden. — Der Garten war leer, der Hof ebenfalls; in den Zimmern Gertruds brannte Licht. Keine Bewegung ließ sich oben hinter den Scheiben verspüren. Aber in dem Häuschen am Hofe, wo Lorenz und Marie wohnten, waren Stimmen laut. Diejenige Mariens war nicht zu hören. Zwei Männer verhandelten ziemlich laut. Von der Wendeltreppe herab, die zu seiner Stube führte, horchte der Doktor zu.

— „Alles, was ich thun kann, Herr, ist, daß ich den Zettel besorge, den Ihr schreiben wollt;“ sagte Lorenz mit vieler Ungestlichkeit; „ob die Frau sich getrauen werde, zu antworten, ist eine andere Frage. — „Seyd Ihr fertig?“

„Habt nur Geduld;“ versetzte eine fremde Stimme: „Ich bin gleich fertig, meine Hand zittert sehr, wie Ihr

begreift.“ — „Best! der Hauptmann!“ raunte der Doktor sich selber zu. — Nun folgten unten einige unverständliche Reden. Lorenz wurde erst dann wieder laut, als er mit vieler Rührung anhub: „Ihr könnt denken, Herr, daß Euer plötzliches Erscheinen mich erschüttert und gefreut hat. Ich hätte nicht gedacht, Euch auf Erden je wieder zu sehen.“ — „Schurke!“ geiferte Rauwolf. — „Aber Ihr wißt nicht, was auf dem Spiele steht,“ fuhr Lorenz fort: „der Alte wird täglich schlimmer —“ — „Wird er, Bestia?“ — „und wenn nicht das gute Glück gewollt hätte, daß er heute einmal vom Neste ging, so wäret Ihr schlimm weggekommen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn . . .“ — „Was geschehen wird, willst Du sagen, treulofer Bube!“ knirschte Rauwolf. — „So lieb ich Euch habe,“ hieß es wieder unten, „so möchte ich doch dem Thorknecht den Hals umdrehen, daß er Euch einließ. Welcher Verantwortlichkeit setzt er mich aus! aber der Kerl ließe sich für alles, was Valentaz heißt, todt schlagen!“ — „Da haben wir's;“ schraubte der Doktor: „das ist der Hauptmann, der sein Ehrenwort gebrochen hat. Warte, ich schieße Dich durch's Fenster todt, Gauner von einem Edelmann!“ Ohne weiter etwas hören zu wollen, eilte Rauwolf die Treppe hinan, schlich durch den dunkeln Corridor des zweiten Stockwerks, öffnete seine Schlafstube, tappte darin herum, und erwischte ein Mousqueton, das stets geladen an dem Bette des Schlaflosen hing, womit er oft als eine mitternächtliche Wache im Hause zu streifen pflegte. — Im Begriff, mit der Waffe zu Lorenzens Häuschen hinunterzueilen, hörte er Jemand auf der großen Treppe in das erste Stockwerk steigen, und an die Thüre von Gertrudens Gemach pochen — „Lorenz! er bringt den Brief!“ dachte der Doktor; und zerkrachte sich die Brust vor Wuth und Schmerz: „laß hören, was die Brut complottirt.“

Nachdem Lorenz eingelassen worden, glitt der Eifersüchtige hinunter, drückte das Ohr an das Schlüßelloch. Er hörte von Lorenz die Worte sagen: „Je nun, Marie darf auch bleiben, wenn's die Frau verlangt. Sie hat den Herrn, von dem ich ein Zeichen bringe, eben so lieb als ich, und wird mich eben so wenig verrathen, als ich's selber thue.“ — Von nun an wurde aber das Gespräch leise, bis Gertrud überlaut ausrief: „Ach, mein Gott, er ist da, da, den ich verloren geglaubt?“ — Lorenz hat inständig zu schweigen, und sagte dabei: „Wenn auch der Herr nicht daheim, so ist mir doch, als hätten alle Wände Ohren.“ — Dann begaben sich die Sprechenden aus der großen Stube in die Kammer, so daß Rauwolf nichts mehr vernahm.

Er stritt mit sich selber, ob er plötzlich in das Complot einbrechen solle, als ein Gott des Zorns, oder ob er unten dem Versucher entgentreten wolle. Indessen näherten sich aus Gertruds Cabinet schnelle Tritte der äußern Thüre. Der Doktor hatte kaum Zeit, sich auf die Treppe zu flüchten, um nicht als ein Forscher überrascht zu werden. — Die Thüre ging auf; Lorenz, eine Laterne in der Hand, wollte heraustreten, wurde jedoch zurückgehalten. „Ich kann wahrhaftig nicht;“ sagte er, blaß vor Angst. „Könnt Ihr mir diese Kleinigkeit abschlagen?“ fragte Gertruds süße Stimme voll Schmeichelei. — „Was hast Du zu befahren, da der Alte nicht zu Hause?“ fragte auch Marie gebieterischer: „das Gerinste ist doch, daß die Frau Doktorin den sehe, der ihr geschrieben. Ein paar Worte mündlich thun wohler, als der längste Brief.“ — „Wenn Ihr ein Herz habt...!“ bat Gertrud. — „Willst Du wohl „Ja“ sagen, Hasenfuß? drängte Marie: „Sieh die arme Frau, die Alles hat verlassen müssen; die Nichts auf Erden hat, als Ueberdruß und Langeweile, sieh sie an, und weigre Dich noch länger. Du machst sie glücklich. Alles, was sie

liebt, kommt ihr heut wie durch ein Wunder entgegen, und Du willst es abweisen, wie ein Scherz?" — „Seht meine Bewegung, meine Angst, mein Entzücken, Lorenz!" — „Nun denn, liebste Frau," versetzte der Bediente mit Thränen in den Augen: „Sie könnten einen ehrlichen Burschen in die Verdammniß schwagen. Ich will thun, was ich kann. Hören Sie. Damit ich dem Herrn, wenn er wiederkömmt, feck unter die Augen treten, und ihm zuschwören könne, daß Niemand in's Schloß gekommen, um mit Ihnen zu reden, so haben Sie die Güte, mit Marie auf den kleinen Altan, dem Thore zur Seite, zu treten. Ich lasse dann meinen Mann aus dem Schlosse, und weise ihn an, die geringe Höhe an dem Spaliere zu ersteigen. Bequem wird er alsdann, ist er einmal oben, auf dem breiten Rande des Altans stehen und über die Brustwehr mit Ihnen reden können nach Herzenslust, während ich am Thore Wache halte, um jede mögliche Ueberraschung zu vermeiden. Auf diese Weise kann ich mit besserem Gewissen lügen, und Ihr habt Euern Willen. Ueber kurz oder lang muß ja Euer Herr doch die ganze Bescheerung erfahren." — Die Frauen bejahten, verriegelten ihre Thüre, und Lorenz ging hinunter.

„Pest und Mord! Inferno e Maledizione!" fluchte der Doktor außer sich: „Belogen, betrogen, meine Schande vollständig! Ich habe sie schon erfahren, die Bescheerung, Teufel von einem Weibe, Hund von einem Bedienten! Das Strafgericht soll auch unmittelbar hereinbrechen!" Durch eine Menge, ihm gut bekannter, Winkel und Gänge, einen großen Umweg machend, um nicht mit den Frauen zusammenzutreffen, gelangte Rauwolf zu einer Schießscharte, die den Altan beherrschte. — Der Mond war aufgegangen, aber trübe. Ein weiches ungewisses Licht verwirrte die Gegenstände, statt sie zu verdeutlichen. — Die Frauen standen schon auf dem Söller.

Hinter ihrem Rücken lauerte der Eifersüchtige, der von Sekunde zu Sekunde den Kopf mehr verlor. Der Mann seiner Rache war schon lange auf seinem Posten, lang im Gespräche mit Gertrud. Ihre Häupter berührten sich fast, so vertraulich schwatzten sie. Da erhob der Mann die Stimme und sagte: „Nun bin ich glücklich; bin für Alles, was ich gelitten, belohnt, da Du mir das herzliche Du bewilligst, liebste Gertrud! — Worauf sie: „Konnte ich denn weniger thun für Dich, dessen Botschaft mein Herz erfrischt, daß ich jauchzen möchte in alle Lüfte?“

Indem sich Gertrud bei diesen Worten aufrichtete, nach dem Himmel deutend, wurde dem Doktor die Gestalt seines Nebenbuhlers bloß gegeben. „Jauchze, Glende, bei seiner Höllenfahrt!“ kreischte er unterm Knallen der Büchse, deren Kugel die Brust des Aermsten durchfuhr, daß er an den Fuß des Altars niederstürzte.

Das Gewimmer des Verwundeten, das Wehgeschrei der Weiber, die Verwünschungen des Doktors, der blutdürstig der Fährte seines Wildes nacheilte, um es sterben zu sehen, und die flehentlichen Bitten des Lorenz und des Thorwärters gellten laut durch die Nacht.

„Licht! Licht!“ donnerte Kauwolf in unbeschreiblicher Aufregung: „Licht herbei, Canaglia, ich will hell sehen, furfante! Wie ist's Ehebrecherin? Deine verliebten Zusammenkünfte endigen alle mit Pulverbliß und Aergerniß, nicht wahr? Wie? Du hast die Stirne herad-zukommen, diesen elenden, diesen wortbrüchigen Verführer zu umklammern? Weg von ihm!“ — Er stieß mit dem Fuße nach der Frau, die außer sich, über Albert gebeugt, dessen Namen ausrief, und seinen Mörder verfluchte. —

„Ich werde toll,“ lachte indessen Kauwolf mit gräßlichem Ausdruck: „was redet die Verbrecherin von dem todten Albert? Sie wird wahnwitzig. Albert der in den Lagunen er-

trunken ist, wie Malaghetti meint? Lade mir das Gewehr;“ befahl er dem Thorwart. Und als dieser sich weigerte, schrie er ihn an: „Lade das Gewehr, daß ich dem Weib sein Recht anthun kann, oder ich zerschmettre Dir mit dem Kolben den Schädel!“ — nun begriff der Knecht, daß die Entwaffnung des Wüthenden nützlich seyn könne, und bemächtigte sich des Gewehrs, das Raufwolf auch nicht mehr verlangte, um zu strafen und zu rächen; denn, als Lorenz mit einem Windlicht erschien, und das Antlitz des Verwundeten beleuchtete, riß die Ueberraschung den Doktor dergestalt zusammen, daß er im Wirbel umherfuhr und niederstürzte ohne Besinnung. — Der Thorwart flog den Hügel hinab, um in Meters Hülfe zu suchen. Die Kunde von dem Vorfall verbreitete sich unten mit Blitzeseile. Deodat, der den armen Albert hatte erwarten wollen, die Wittwe Friedersdorf, die nicht mehr aufzuhalten war, ein Wundarzt und eine Schaar von Landleuten zogen dem Schlosse zu.

Der Doktor war aus seiner Ohnmacht erwacht, aber sein Verstand war unter der Last der gräulichen That zusammengebrochen. Finster schauend saß er am Boden, ließ die Augen langsam über den Verwundeten gleiten, der von den Frauen gelobt wurde, und murmelte: „Todt? Zweimal todt? Sonderbar.“ Dann kehrte er sich zu Gertrud, und bat, wie ein weinender Knabe: „Verzeih mir, Mütterlein! Vergib mir, Gertrud. Küsse mich doch einmal Tuda!“ mit empörtem Herzen antwortete ihm die zitternde Frau: „Redet mich nicht an, Ungeheuer! Eure Bosheit, Eure schmäbliche List, womit Ihr mich gefangen, habe ich ertragen, um Gottes Befehlen zu gehorchen. Aber mit dem Mordschusse habt Ihr uns getrennt auf ewig. Lebt bis ans Ende aller Tage, oder sterbt hin, wann Ihr wollt, nur rechnet nicht darauf, daß ich bei Euch sey, weder im Leben, noch im Tode.“

— „Gertrud, meine Tochter!“ rief Salome's Stimme

von Weitem. Fackelglanz brach durch den Wald. — Die Tochter flog der Mutter entgegen. Die ganze Menschenmenge kam heran. — „Ich will mich verbergen!“ sagte der Doktor, zitternd vor Frost und Ermattung. — „Lassen Sie sich führen, Herr!“ entgegnete ihm Lorenz, der nicht von dem Gebieter weichen wollte. Mit Entsetzen stieß ihn aber der Wahnsinnige von sich. „Was willst Du, Heinrich?“ fragte er zähneklappernd: „daß fehlte noch, daß Du aus dem Grabe kommst, um Deinen Sohn von mir zu fordern. Weg, weg, Gespenst! ich habe nichts mehr auf der Erde zu schaffen. Weg, sage ich Dir! Folge mir nicht!“

Der Rasende entfloh, die steilen Wendeltreppen hinan. Böses ahnend folgte ihm Lorenz so schnell er konnte. Dieses Nachsehen verdoppelte die Angst des Doktors. Zum höchsten Gipfel des Thürmchens, das da schwebte über dem Bette des Waldstroms flog der Wahnsinnige hinan, und stürzte sich Kopf über vom Geländer herab auf die Felsen, dem Tode und dem Strom zur Beute. —

Als Gertrud mit der Mutter das Schloß betrat, war sie schon Wittve. Als Albert nach langem Leiden des mit Mühe geretteten Lebens versichert war, sah er sich plötzlich in den größten Theil des Rauwolf'schen Erbes als Besitzer eingeführt. Nachdem er, da die Trauerzeit verstrichen, Gertrud als die Braut des Junkers Deodat zum Altare geleitet, verkaufte er das übilberüchtigte Schloß am Massastrom und zog in das Vorarlberg'sche, eine Familie zu gründen. Er starb indessen kinderlos, mit ihm das Rauwolf'sche Geschlecht. Aber noch lange nachher blühte der Stamm der Valentaz und galt ihr Wahlspruch: „Moult ne veut gagner: tout à moy!“

Der Nürnberger Sophokles.

Es kam eines Tags ein bejahrter Bürger von Nürnberg vor den Richter und stellte an denselben die Bitte, er möchte ihn in den Thurm sperren lassen, damit er einige Zeit seinen Gedanken ungestört obliegen könne. — Dieses Ansuchen wunderte diesen Richter nicht wenig, und er fragte den Bürger, den er kannte, mit Glimpf nach der Ursache seines Begehrens. — „Mein Weib und meine Söhne plagen mich zu heftig,“ erwiderte der Bürgermann; „es gehen mir wichtige Spekulationen durch den Kopf, die ich für jetzt noch Niemand entdecken will. Ein wahrer Mann spricht nur von der allbereits verrichteten That. Nun aber peinigen mich die Neugierigen mit ihren Fragen, Zweifeln und Vorwürfen, daß ich keines Augenblicks froh werden mag. Wenn ich simulire oder in meiner kleinen Werkstätte schaffe, stören sie mich allezeit und lassen mir nicht den Frieden. Dennoch brauche ich ein paar Wochen Ruhe, oder ich muß mich vor innerlicher Angst und Unruhe selbst um's Leben bringen.“

Diese Neußerungen machten den Richter noch mehr staunen. Er versetzte: „Lieber Meister, Eurer Söhne Geschäft, das Ihr noch heute selber leitet, ist allerdings ein lärmendes. Rothgießer und dergleichen thun und reden nicht fein, nicht leise. Doch werdet Ihr einen

Winkel im Hause haben, wo Euch zu stören Niemand berechtigt ist?" — "Sie stören mich doch, brechen mir die Thüre auf, stöbern Alles durcheinander, verschleppen mir die angefangene Arbeit. Ich kann's nicht aushalten." — "Ich werde Nachfrage thun," entgegnete der Richter nach einigem Besinnen; "aber schlägt Euch den Kerker aus dem Sinne. Laßt die dunkeln Gemächer denen, die eine Strafe verwirkt haben. Der Platz der Biederleute ist in ihrem Hause." — Der Meister machte ein betrübt Gesicht zu dieser Eröffnung und rief aus: "So werde ich nie vollenden können, was mir im Sinne schwebt! Mein Leben wird eine ewige Plage seyn, und mittlerweile flieht die Zeit, die unerseßliche! Ach, Niemand weiß, wie mir gerade die Zeit am Herzen liegt!" — Der Richter vermahnte ihn nun ernstlicher und rieth ihm, den Aderläßer zu besuchen, der ihn ohne Zweifel zu beruhigen Mittel genug haben würde. — Kopfschüttelnd ging Meister Peter heim.

Weil indessen der Richter sein Wort hielt, und die Frau, auch die Söhne des Meisters vor sich laden ließ, erhob sich ein großes Geschrei in des Rothgießers Hause, und der Alte leugnete den Seinigen nicht, was er beim Richter verlangt und angegeben. — Hierauf traten Mutter und Söhne trutzig vor die Schranken und erklärten, mit dem Vater sey es nicht mehr auszuhalten seit geraumer Frist. Es sagte Frau Grete aus: "Nicht genug, daß der Mann hinterfönnig worden und stets von leeren Dingen murmelt, statt ein vernünftig Wort vorzubringen, so wird er böß und tobsüchtig bei der geringsten Ansprache von meiner Seite, und dräut mir nicht selten mit Schlägen. Item, so verrichtet er keine Arbeit mehr, wiewohl unsere Söhne gar junge Bursche sind und keiner von ihnen noch in der Fremde gewesen. Also geht das Handwerk schief und der Alte ist doch täglich sein unverdientes Brod." — "Ihr redet nicht gar christlich,"

bemerkte der Richter. Worauf die Frau: „Christlich hin, christlich her. Das schwere Hauswesen liegt mir auf den Schultern, daß ich stets in Sorg und Kummer bin. Ich habe aber geheirathet, daß ich Frieden möge haben und nicht Ueberlast. Ihr seyd ein reicher Mann und wißt gar nicht, wie armen Handwerkern sauer wird, ihr Brod zu verdienen, namentlich wenn der Meister die Hände in den Schooß legt, nach den Spazen guckt und Gesellen und Buben das Exempel des Müßiggangs gibt.“ — „So viel ich mich erinnere,“ unterbrach der Richter die Frau, „ist Meister Peter, Euer Herr, stets ein fleißiger, frommer Hausvater gewesen?“ — „Ja, vor Zeiten freilich, gestrenger Herr, aber seit einem halben Jahre ungefähr“ — Die ausbrechenden Thränen hinderten das Weib zu vollenden.

Der Richter wendete sich nun an den ältesten Sohn und erhält von ihm die Auskunft: der Vater habe schon seit länger als einem halben Jahre Spuren von Blödsinn und thörichter Unruhe gezeigt. Er habe vor sich hin geredet, als wie im Traume, während er am Schmelzen und Gießen stand, und nach und nach alle Arbeit verdorben. Endlich sey er ganz von der Handthierung abgewichen, die Tage, auch wohl die Nächte hindurch in seiner Kammer eingeriegelt geblieben. Er habe oft laut gerechnet, man wisse aber nicht was. Er habe zu Zeiten in seiner Kammer gebosselt, man wisse aber nicht woran. Da er nun stets unwirrscher geworden und alle Fragen und Vorstellungen nicht mehr gelitten, sehen die Söhne zum Destern in seine Kammer gefallen, um sein Geheimniß zu entdecken. Sie haben aber nichts gefunden, als unbrauchbare Holz- und Metallstücke, und eine Art von Instrumenten, die ihnen unbekannt, grob vom Vater selbst gearbeitet, und nach Aller Dafürhalten zu nichts in der Welt nütze. Er — der Sohn Peter — sey der Meinung, sein Vater sey unrichtig im Kopfe

worden, und allerdings die höchste Zeit, ihm die Schlüssel zu Haus und Habe abzunehmen, auch deren Verwaltung der Mutter und den Söhnen zu vertrauen.

Nach geschehener Anfrage bei dem zweiten Sohne, Jost, der eben so kalten Temperaments war, als sein Bruder eines gallichten, und eben so schläfrig, als der Andere hitzig und frech, gab Jost die Aussage von sich: „Es ist mir bewußt, daß unser Vater seit Lichtmeß dieses Jahrs schellig und schwarzblütig geworden. Er schläft und ißt und trinkt gar wenig, thut, wie schon Mutter und Bruder berichtet haben, und guckt nach den Sternen, oder liest in Büchern, die von Planeten und Theuerung, Mißwachs und Pestilenz handeln. Ich glaube jedoch, daß an ihn gebracht ist worden durch Hexerei; denn an jener Lichtmeß ist ein Italiener aus der Stadt Florenz bei ihm gewesen, und hat mehrere Tage im Hause innegelegen und mit dem Vater viel insgemein geschwätzt; dann ist er plötzlich fort gewesen und des Vaters wunderliches Treiben angegangen. Die Italiener sind aber nicht selten Hexenmeister, wenn nicht der Vater selber sich der schwarzen Kunst ergeben hat. Denn sehr oft hat er zu uns gesagt: Schweigt mit euern zudringlichen Fragen; ich sage euch nichts von meiner Heimlichkeit, und wenn's mir das Leben kostete. Aber so ihr euch geduldet, will ich euch zu reichen Prassern machen. Ich will und muß das vollbringen.“

„Ja, so sagte er oft,“ bestätigten Mutter und Bruder: „derweilen geht aber unser Haushalt den Krebsgang und zu Grunde gar, wenn nicht der hochweise Rath ein Abkommen trifft.“

„Sind Eure Kinder alle hier beisammen?“ fragte der Richter die Ehefrau. Grete antwortete gleichgültig: „Ich habe noch eins, eine Tochter. Sie ist an den Schneider Willibald verheirathet. Weil sie schon im dritten Jahr von uns gezogen, kann sie von des Vaters Zustand nur wenig wissen.“

Hierauf erließ der Richter Grete und ihre Söhne mit der Ermahnung, ihren Herrn und Vater ehrfurchtsvoll und geduldig zu behandeln, und ließ des Schneiders Ehefrau citiren. Das junge Weib kam blöde und schüchtern, der Ladung Folge zu leisten, und hatte kaum vernommen, daß es sich um des Vaters vorgeblichen Irrsinn handle, als sie schon zu weinen begann. Erst nach wiederholter Aufmunterung sprach die Schneiderin so klar und ohne Falsch, wie ihr Antlitz anzuschauen war: „Mir ist weniger bekannt, was mein Vater zu Hause treibt und vornimmt — ich komme selten hin, weil die Mutter mir nicht hold ist — als vielmehr, wie der arme Mann daheim mißhandelt wird. Was habt Ihr denn nur, Vater? sagen sie ihm von Morgens früh bis Abends spät: Ihr seyd mondsüchtig, faulenzet und verzehret, statt zu ernähren, bessert unser Erbe nicht, wohl aber verschwendet Ihr's; wenn's so fortgeht, müßt Ihr in's Spital! und was dergleichen Reden mehr. Wie oft hat sich der Vater zu mir geschlichen im Zwiellicht, um bitterlich seinen Kummer auszuweinen! Wie oft hat er mir erzählt, wie sie ihm, dem Trägen, nur die schlechtesten Bissen spärlich reichen, den Wein abbrechen bis zum letzten Tropfen, und wie gerne er alle diese Entbehrungen ertragen würde, wenn sie ihm nur Ruhe ließen mit ihren ungestümen Fragen, mit ihrem Spott und den diebischen Besuchen in seiner Kammer, wo sie mit frecher Lust zerstören, was des Vaters Hände kaum begonnen haben aufzurichten.“ — „Ist Euch bekannt, was er schafft, der wunderliche Meister?“ — „Nein, Herr Richter. Ich bin ein unerfahren Weib. Der Vater redet nur geheimnißvoll von seinem Forschen und Arbeiten; doch prophezeit er stets uns Allen ein großes Glück, wenn ihm gelingt, woran er arbeitet. Ich weiß nicht, ob eine gerechte Zuversicht oder ein bedauerlicher Irrwahn ihn beseelt. Aber ich wollte gerne meine Hand ins Feuer stecken,

wenn ich ihn aus der Hölle des Unverständs und der Unbarmherzigkeit erlösen könnte, worinnen er jetzt schmachtet." — „Würdet Ihr den Vater zu Euch in Euer Haus aufnehmen, wenn's Euch geboten würde?" — „Ich müßte es dann, aber auch ungeboten sollte es meine erste Pflicht seyn." — „Wenn ich Euch den Vater zuspräche, auf einige Wochen nur, bis man in Güte und Liebe ermittelt hätte, ob seine Sinne gesund oder nicht?" — „Es würde schmale Bissen absetzen, denn wir sind arme Leute; aber willkommen wäre mir der Vater doch, und an Ruhe und Muße, sich zu sammeln, sollte es ihm in unserm stillen Häuschen nicht mangeln. Ich will Gott auf meinen Knien inbrünstig bitten, daß er den frommen Mann vor Schwermuth und Hirnsucht bewahre." — „Würde Euer Mann mit dieser Anordnung zufrieden seyn?" fragte der Richter lächelnd. Aber auch die Schneiderin lächelte im stolzen Gefühl ihres Uebergewichts im Hause und erwiderte: „Wenn ich etwas verspreche, Herr, so ist's, als ob mein Ehgemahl einen Eid darauf geleistet hätte. Doch, fürchte ich, wird der Vater selber nicht einwilligen. Er wird sein Haus nicht verlassen wollen."

Der Richter bemerkte dem jungen Weibe, daß Meister Peter doch wohl lieber seiner Tochter Haus als das Gefängniß beziehen würde, und befahl, den geheimnißvollen Distler beizurufen. Peter stand aber bereits in der Vorkammer, ein kleines Säcklein in der Hand, und sprach, vor den Richter kommend: „Seht, Herr, was Eure Vermahnung gefruchtet hat. Sie haben mich aus dem Hause geschickt, aus meinem eignen Hause. Ich möge in's Spital oder in's Gefängniß gehen, haben sie mir gesagt. Ich sey närrisch und boshaft zugleich, denn ich hätte sie beim Richter verschwärzt und angegeben, sie seyen nicht als Christen mit mir umgegangen. Sie würden mich vor dem Rath verklagen, entmündigen und einthürmen lassen. — Da habe ich nun mit mir genom-

men, was sie mir von meinem neuen Arbeitszeuge gelassen, und stelle mich frohen Muths vor meine Herren zum Gewährjam. — Was willst aber Du hier, meine Tochter?" — „Sie will Euch aufnehmen, bis ich Alles vermittelt haben werde,“ sagte der Richter. „Du?“ fragte der Vater wieder, indem dicke Thrämentropfen aus seinen Augen fielen. „Aufnehmen in Dein armes Häuslein? Bedenkst Du auch, daß Dein Schneider zehntausend Stiche mehr machen muß, Woche für Woche, um einen Gast, wie ich bin, zu erhalten?“ — „Das geht Euch nichts an, Vater; Ihr werdet bei Euern getreuen Kindern sehn!“ erwiderte die Frau herzlich und nahm den Alten beim Arm: „kommt, kommt! Ihr sollt nicht gestört werden und auch nicht Hunger leiden; das versprech' ich dem edlen Herrn und Euch.“

„Wie konntet Ihr aber,“ sprach noch der Richter zum Meister, „wie konntet Ihr Eure Habe den Händen der Eurigen ohne Weigerung und Aufsicht überlassen, und statt dessen dieses Gerümpel mit Euch nehmen?“ Er zeigte auf das Säcklein. Des Meisters Thränen versiegten plötzlich, und mit halb zornigem Blicke versetzte er: „Gerümpel? Ei, geehrter Herr, es wird eine goldene Saat daraus erwachsen, wenn ich nur die Zeit benützen kann und darf. Die Zeit ist der Schatz, mit dem ich arbeite. Bald ist die Stunde vor der Thüre, da die Zeit abgelaufen sehn wird. Getrost, meine Tochter; die Gewißheit, unser Glück zu machen, erlaubt mir einzuwilligen, Dein Gast zu sehn. Ich werde Dir Alles vergelten, Alles ersetzen können, und jener goldnen Zukunft Gewißheit ist Schuld, daß ich mit Freuden in meinem eignen Hause Alles stehen und liegen lassen, Alles den räuberischen Händen meiner Söhne preisgegeben.“

Als der Meister am Arm der Tochter mit lebhaften Geberden und prahlerischen Versprechungen von dannen ging, schüttelte der Richter das Haupt und sagte zu sich

selber: „Wie stelle ich's an, in's Klare zu kommen? Nach der Reihe werde ich an seinem Verstand und an seiner Thorheit irre.“

Der zweite Sonntag war noch nicht herangekommen, als schon der Hauptmann am Lauferschlagthurm mit dem Meister Peter vor dem Richter erschien und sprach: „Sehet, dieser Mann hat seines Eidams Lehrbuben schwer geschlagen, und ohn' Ursach, mit allem Unrecht. Ich klage ihn muthwilligen Frevels an und bitte, daß Ihr den Thäter auf etwelche Tage in die Bürgerstube setzen lassen wollet, damit sein Koller gedämpft werde.“

— Da stand der Meister abermals mit dem Säcklein am Arme auf, und versetzte auf die strengen Fragen des Richters mit schwermüthigem Lächeln: „Seht, Herr, was Eure Vermittlung gefruchtet hat! Kein Mann auf Erden ist gutherziger, als mein Schwiegersohn; aber keiner auf Erden ist neugieriger, als ein Schneider, wie bekannt. Er hat mich belauert und behorcht, ist in mein Fenster gestiegen wie eine Kaze, um mein Bischen Fahrniß zu mustern und meine Heimlichkeit herauszubringen, und schwört darauf, daß ich ein Zauberer sey. Meine Tochter hielt ihm freilich steten Widerpart und hätte nicht gelitten, daß ich ihr Haus verliese; allein des Schneiders Neugier, Mißtrauen und täglicher Verdruß, da er mich nicht aus dem Hause zu bringen vermochte, waren mir widerwärtige Dinge. Dem ehelichen Unfrieden ein Ziel zu setzen und selber Frieden zu erlangen, schlug ich den Buben, der seines Meisters Liebling ist, mit Vorbedacht, ohne allen Grund. Es thut mir leid, daß er die Schläge haben mußte; aber es fiel mir gerade kein besseres Mittel bei, auf einige Zeit ein stilles, kostenfreies Quartier zu erhalten. Auch ist der Bube jung und hat die Schläge verschmerzt, ehe ihn morgen nach dem Vesperbrod hungert.“

Der Richter schüttelte wieder den Kopf und sprach:

„Ei, ei, Peter, Ihr seyd wahrlich nicht bei Troste. Ihr sollt jedoch diesmal den ersehnten Kerker genießen, wenn Ihr nicht eine Geldstrafe zu erlegen vermögend seyd.“ — „Bin ein armer Schelm,“ erwiderte Peter freundlich; „bitte nur um gerechte Haft in einem hellen und ganz einsamen Stüblein, mit der Erlaubniß, darinnen zu bosseln nach Gefallen mit dieser meiner Spielerei.“ Er zeigte den Sack mit seinem Geräthe. — „Es sey Euch gewährt,“ sagte der Richter. „Bis zum Neumond mögt Ihr inne-liegen und einsam bestrickt sehn. Mein Wort darauf: kein Besuch als des Gefangenwärters soll Euch lästig fallen.“

Der Meister ging mit großer Zufriedenheit, wohin Andere uur mit Kummer zu gehen pflegen. Der Richter verordnete, daß man Niemanden zu ihm lasse, aber ihm Alles reiche, was er zu seiner heimlichen Arbeit brauchen werde. Die hellste Kammer wurde ihm eingeräumt und für jeden andern Gefangenen verboten. Inzwischen brachte es auch der Richter dahin, daß der Gerichtstag, an dem der ganze Rath das Vorbringen und die Rechtfertigung der Frau und Söhne des Meisters anzuhören beschloffen hatte, hinausgeschoben wurde, bis zum Verlaufe von Peters Gefängnißstrafe.

Und als die ehrwürdigen alten Männer, die Väter der Stadt versammelt saßen im hohen Rathssaale, um Meister Peters Familie klagen zu hören, wiederholte des Meisters Frau ihr erstes Anbringen Wort für Wort, und ihr ältester im Namen des jüngern Bruders und in seinem eigenen hielt eine heftige Anrede, die mit der Bitte schloß, daß ein weiser Rath den verklagten Vater seiner Rechte entsetzen möchte, wie der Meister sich schon seiner Pflichten und seines Verstandes entäußert habe. „Wahrlich!“ setzte der ungestüme Sohn hinzu, „wenn Ihr noch nicht genug habt an seinem närrischen Lebenswandel, an seiner thörichten Geheimnißkrämerei, deren Räthsel er nicht enthüllen mag, weil überhaupt eine Auf-

lösung desselben unmöglich, und an seiner Vernachlässigung aller Gebote, die ihm Gott der Herr als einem Hausvater auferlegt hat: so bedenkt, daß er sich mit Ernst und Fleiß in's Gefängniß brachte, welches nur die Handlung eines thörichten Mannes seyn kann, und wir haben weiter nichts zu sagen."

Die meisten der Rathsherrn nickten mit den Köpfen und meinten, die Sache sey erhoben und der überschnappte Meister für das Tollhaus reis. — Denn es war die Zeit der Weihnachtsferien vor der Thüre und die weißen Herren begehrten ihrer Berrichtungen ledig zu seyn. Der vorsitzende Bürgermeister wollte abstimmen lassen, als der Stadtrichter, der mit im Rathe saß, das Wort nahm und die ebenfalls anwesende Frau Willibald fragte, ob auch sie das Begehren der Brüder unterstütze. Lebhaft sträubte sich die gute Tochter dagegen und rief: „Behütet euer Gewissen, ihr Herren! Ich fürchte, ihr seyd im Begriff, einen eurer besten Bürger für diese Zeitlichkeit todt zu machen. Ich leugne des Vaters Wahnsinn heute, wie beim jüngsten Gericht. Wäre mein Chemann nicht furchtsam abergläubischer Natur, und wäre er nicht von seinen bösen Schwägern, die leider Gottes meine Brüder sind, verhezt worden, das Unwesen wäre sicherlich nicht so weit gediehen, der gute Meister nicht im Gefängniß, wohl aber hier, unterstützt von uns, zugegen, um seine Ankläger verstummen zu machen und zur Buße zu fordern wegen des teuflischen Undanks, womit sie ihn zum Hause hinaus in's Elend gestoßen haben."

„Du lügst, ungetreue Schwester!“ brausten die Söhne auf. „Du gibst falsch Zeugniß!“ zeterete die Mutter. „Ist's unsere Schuld, daß er, geschreckt von unserer billigen Vorhaltung, wie schwarz er uns verläumdete, aus dem Hause lief, uns schnöde verlassend, um sich einzunisten bei der Ungerathenen, die ihn aufgestiftet hatte gegen sein und ihr eigen Fleisch und Blut?“ —

„Aber Gott ließ nicht mit sich scherzen,“ fügten die Söhne bei. „Die böse Schwester hat gehofft, des Vaters Erbe und seinen vorgeblichen zukünftigen Reichthum an sich allein zu bringen, und siehe, es bleiben nur taube Nüsse! Man höre unsern Schwager Willibald.“

Der Aufgerufene, ein schwächtiges Männlein mit furchtsamer Stimme, versuchte, die Schwäger zu unterstützen, von der Unerträglichkeit und thörichten Lebensweise seines Schwiegervaters zu reden, und behauptete am Ende, indem er sich segnete, er habe, da er einst in des Vaters Stube eingestiegen, den leibhaftigen Satan zwar nicht gesehen, aber doch gehört. „Den Satan, den leibhaftigen?“ riefen die Rathsherrn, und das Getümmel wurde groß. Die Schneiderin warf ihrem Manne einen Blick zu, vor dem er erschrock; dennoch fuhr er zitternd fort: „Ja, schau mich nur an, Weib, schau mich an, wie du willst — es muß doch heraus, wenn du mir gleich verboten hast, es zu sagen. Aber gewiß und wahrhaftig ist, daß auf des Vaters Tische unter einem Wust von messingnen Stiften und Nädlein und Darmfäden eine hölzerne Kugel oder dergleichen lag, worinnen es schnalzte und klapperte, als ob ein Thier darinnen arbeitete, wie ein Heber am Baum. Mich überfiel ein Grausen, als ich daran horchte, denn mir fiel ein, daß der Teufel alle Gestalten annehmen darf, und ich schleuderte, entspringend, die Kugel an die Wand. Ob sie zerbrochen oder nicht, ich weiß es nicht; hab' mich nicht umgesehen. Wohl aber ist, da ich mir ein andermal, nachdem mich mein Weib brav ausgescholten, ein frisches Herz gefaßt hatte und abermals in des Vaters Kammer gestiegen war, von der Kugel keine Spur mehr vorhanden gewesen.“

Die Schwäger des Schneiders versuchten, in dem Unsinn, den letzterer vorgebracht, eine neue Befräftigung ihrer Angaben aufzustellen, und eine große Anzahl der

Rathsherrn war nicht ungeneigt, dieselbe ebenfalls gelten zu lassen. Peters Tochter aber, vor Aerger und Betrübniß weinend, zürnte ihrem Egeherrn entgegen: „Du ehr- und gottvergessener Mann! willst du nicht etwa gar den besten aller Väter an die Folter oder auf den Scheiterhaufen bringen? Ach, weh mir und allen Biederleuten, daß der arme Unschuldige so viel Schmach auf sein Haupt häufen lassen muß, ohne sich mit einem geringen Wörtlein rechtfertigen zu dürfen!“ — „Wer sagt Euch das, junge Frau?“ begann der Richter, indem er die Glocke an der Wand zog; „die Herren von Nürnberg sind allzugerecht, als daß sie einen ihrer Bürger ungehört verdammen sollten!“ — Ob dieser scharf gemeinten Rede schämten sich die Wohlweisen sammt und sonders ihrer ungestümen Voreiligkeit, die Sache im Hui abthun zu wollen, was sich für Richter und graue Häupter gar wenig geziemt. — Indessen ging eine der Seitenthüren auf und Meister Peter trat daraus hervor, eine abgezehrte, erschöpfte Gestalt, mit heiterer Unschuldssfirne und frommergebenen Augen. Doch spielte ein Zug schmerzlicher Bekümmerniß um seinen feingeschnittenen Mund. — Seine Tochter stieß einen Schrei der Freude aus; die Ehefrau, die Söhne, der Eidam schauten erschreckt zu Boden.

„Habt Ihr gehört, Meister Peter Hele, was Eure Angehörigen gegen Euch als Klageartikel aufgestellt haben?“ fragte der Bürgermeister. — „Ich wollte, ich hätte es nicht hören müssen,“ antwortete der ehrliche Vater und hustete verlegen, um seine Thränen zurückzuhalten; „doch weiß ich, daß ihnen Alles, was sie gesagt haben, leid thun wird, und bin dann gern bereit, Alles zu vergessen. Unverdiente Beleidigungen werden leichter verziehen, als verschuldete, und wenn mir, dem Vater und Bürger, irgend eine Kränkung davon im Herzen zurückbleiben könnte, so wäre es nur das Be-

dauern, daß ein fünfzigjähriges Leben voll Einfalt, Berufstreue, Gottesfurcht und Liebe zu Weib und Kindern keine Bürgschaft für meinen redlichen Willen und nüchternen Verstand zu leisten im Stande gewesen sind. — Nun aber, liebe Herren, will ich euch, da endlich die Zeit gekommen, frei und redlich bekennen, was mir im Sinn gelegen und Anlaß zu argem Mißverständniß gegeben.“

„Es ist euch nicht unbekannt, daß ich von Jugend auf neben meinem vom seligen Vater ererbten Handwerk die Mechanik, die wundervolle Kunst, fleißig gelernt und betrieben habe. Ich bin ihr sogar auf meiner langen Wanderschaft in deutschen und welschen Landen treu verblieben, so gut es seyn mochte. In Florenz habe ich dazumal den geschickten Silberschmied Tessada kennen gelernt und manche Heimlichkeit, die meinem Handwerk förderlich, von ihm erfahren, bin auch sein rechter Freund geworden und geblieben bis auf diese Stunde. Nachdem ich nun schon seit vielen Jahren daheim mich gesetzt, ein Weib genommen, Kinder erzielt und in den Mühen des Lebens Welschlands schier ganz vergessen hatte, ist besagter Tessada auf einmal in dieser Stadt und in meinem Hause erschienen; es mag allerdings gerade vor oder gleich nach der Lichtmess gewesen seyn; hat mich im Vertrauen begrüßt und gesagt, er käme, mir als einem wackern deutschen Künstler, den er genau kenne, einen Vorschlag zu machen. Es sey nämlich in seiner Vaterstadt ein weiser Mann auf den Gedanken gerathen, ein Instrument, das die Zeit anzeige, wie die Schlaguhren thun, im Kleinen zu verfertigen, so zwar, daß ein jeder gute Mann es bei sich in den Kleidern tragen und beständig zu Handen haben möchte, ohne alle Beschwerde. Der weise Künstler habe auch etwelche jener Zeitmesser verfertigt, doch sey er darüber gestorben und sein Werk nur in die Hände von Wenigen gekommen,

hauptsächlich weil der Preis dafür gar zu hoch ange-
 setzt worden. Jezzada, im Besitz eines solchen Kunst-
 werks, hatte den Anschlag gemacht, die Erfindung nach
 Deutschland zu bringen, und zur Verrichtung seines Vor-
 habens war freilich Nürnberg der beste Ort und meine
 ihm bekannte, wiewohl geringe Kunst ihm die gelegenste."

"Begierig, diesen Kindern, deren zweie mich als ei-
 nen "Wahnsinnigen angeben —" die Stimme versagte
 schier dem Biedermann bei diesen Worten, vor Wehmuth
 und Thränen — "begierig, ihnen eine rechtschaffene Habe
 zu hinterlassen und der Menschheit einen Dienst zu erwei-
 sen, ergriff ich hastig den Vorschlag des guten Florentiners
 und erbot mich, nachdem ich die kleine tragbare Uhr bese-
 hen, so weit es angehen mochte, ohne sie zu verderben, mit
 frischem Muth und Vertrauen auf Gottes Hülfe die Er-
 findung nachzumachen und zu bessern, wo dieses vonnöthen.
 Sodann machten wir zusammen einen Vertrag. Jezzada
 sollte, während ich an die Arbeit ging, mit seinem Uehr-
 lein im Reich und in Holland, Frankreich und England
 umherziehen und Kundschaft und Abnehmer suchen, nach
 einem Jahre jedoch wiederkehren und die Waare holen, um
 sie den Käufern zuzustellen. Ein leichtsinniges Versprechen
 von meiner Seite! Der ich die Zeit zu meiner Tagelöhne-
 rin machen wollte, wurde gar sehr von ihr überflügelt.
 Manche Proben gelangen nicht, meine Skrupel wuchsen
 von Tag zu Tag, ob ich denn auch mein Versprechen hal-
 ten möchte; mit meinen Zweifeln wuchs auch meine Angst
 riesengroß. Der Termin rückte immer näher heran, und
 noch war nichts gethan. Diese heimlichen Qualen mögen
 mich wohl unleidlich und dem Anschein nach zum halben
 Narren gemacht haben. Die plötzlich erwachenden Bei-
 nigungen, Hinterlisten und Vorwürfe der Meinigen hätte
 mich beinahe im Ernst zum Thoren gemacht."

Der Meister hielt inne und athmete seine beklommene
 Brust aus. Tröstend umfing ihn seine Tochter, deren

Hände und Stirne er streichelte. Die Mutter schluchzte bereuend in ihr Tuch; die Söhne wußten vor bösem Gewissen nicht, wohin sie die Blicke wenden sollten. „Gebt diesem wackern Bürger und Hausvater einen Sitz, daß er ausruhe!“ befahl der Richter. Die Rathsherren murmelten durcheinander, die einen Worte der Rührung, neugieriger Verwunderung die andern.

Nach kurzer Unterbrechung erhob sich Peter Hele wieder, die Ruhe stellte sich her, gefaßt und freudig, mit besonnenen Zügen redete der Meister ferner: „Es möchte wohl gefragt werden, warum ich so lange Zeit hindurch mein Herz Niemanden geöffnet, nicht einmal den Meinigen? Hier sey mir nur, und zwar zum Lob und Preis unserer theuern Vaterstadt, erlaubt zu sagen, daß in Nürnberg tausend und aber tausend geschicktere Leute leben, als ich bin, und daß bei ihrem feinen Witz ein einzig Wörtlein des Vertrauens hingereicht, um ein Handwerksgeheimniß zu verrathen und, wie man zu sagen pflegt, die Geiß in einen andern Stall zu treiben. Vor meinen Nachbarn und Freunden mußte ich also, mir selbst der Nächste, schweigen. Nicht minder mußte ich's vor den Weibern. Ihr Ohr wacht freilich stets, aber ihre Zunge ruht nimmer. Gleichfalls mußte ich schweigen gegen die Söhne, deren Keiner ein Fünkeln Lust und Geschick zur Kunst der Mechanik und zur Mathematika besitzt. Sie hätten nicht gefaßt, was ich gewollt; ich kenne sie wie mich selber. Wenn ich erfunden hatte, was ich wollte, war noch immer Zeit, brauchbare Handarbeiter für meinen Zweck aus ihnen ziehen, und auch der Ruhm blieb ihnen ein fast unverkümmertes Erbe: die Nachwelt hält sich an die Jungen und vergißt der Alten gar leicht. — Auch meinem gnädigen Herrn und Richter durfte ich nichts plaudern, eben weil ich sogar den Meinigen Alles verschwiegen hatte, und weil es eine Schande für einen ehrlichen Hausvater wäre, Fremden zu gestehen, was er seinem eigenen lieben Weibe

vorenthielt. Sucht daher in meinem trotzigen Schweigen kein Zeichen der Thorheit, ihr Herren, und da ich einmal hier stehe, um mein bißchen Vernunft vor euch zu vertreten, so haltet mich auch nicht für einen Thoren, weil ich von Hause zum Eidam und von diesem in's Gefängniß floh. Warum das Erstere geschah, wißt ihr schon; warum das Zweite, sollt ihr vernehmen. Der neugierige Schneider hat mir die Uhr verderbt, die ich bereits zusammengesetzt hatte. Ich fand das Werk mühseliger Tage und Nächte zertrümmert. Was konnte ich ferner in jenem Hause hoffen? So wie sich die ersten Klausner in die Wüste begaben, so begab ich mich in die stille Haft. Dort — Gottes Name sey gepriesen! — half mir ein unsichtbarer Engel, daß ich nicht nur wieder herstellte, sondern auch namhaft verbesserte, was der Willibald mir verderbt hatte. Um es kurz zu sagen, ihr Herren: meine Zuversicht ist nicht zu Schanden geworden; Gott ließ mich vollbringen, was ich mir vorgenommen hatte. Mein Weib, meine Kinder, meine liebe Stadt, die der Herr stets behüten möge, sie werden mit dem Meister Hele zufrieden seyn, und Jesada mag nun kommen, wann er will. Die Uhr ist fertig, und während die Florentinerwerke nur zwölf Stunden zeigen und dann ablaufen, zeigt und schlägt das meinige vierzig Stunden ohne alle Beschwerde.“

Hele langte in den Busen und zog daraus das erste sogenannte Nürnberger Ei hervor. Aller Augen richteten sich staunend auf das kleine Meisterstück, das so eben die Mittagstunde mit feinen, schnirrenden Schlägen anzeigte, und stetig pochend, wie der Holzwurm, die fliehende Zeit begleitete. Die Senatoren sprangen von ihren Sizen auf, die Schranken öffneten sich vor dem Meister. In der Mitte des zusammengetretenen Kreises der Rathsherrn zeigte und erklärte er sein kunstvolles Werk. Seine Tochter durfte bei ihm stehen. Das Weib, die Söhne waren ausgeschlossen und Niemand kümmerte sich um sie.

Mit geschwägiger Begeisterung rief der Meister voll Zufriedenheit: „Bewundert nicht, ihr Herren, mein geringes Stückwerk. Laßt mich dem Himmel dafür danken, denn des Herrn der Welt fromme Betrachtungen haben mir bei der Arbeit geholfen. Da ich dieses lebendige Eifertigte, dachte ich an den Ursprung aller Wesen und an das unsichtbare Ding, ohne welches wir nicht sehn könnten: an die Zeit. Der weise Florentiner und ich nach ihm, wir haben die Stunden gefangen genommen; bald wird ein Jeder Herr und Meister der Zeit sehn können und wissen, wann Sonn' und Mond abwechseln, wann die Planeten auf- und niedersteigen und wie der geheimnißvolle Zodiac unsern Weltlauf regiert. Die Uhr wird sehn eines Jeden Gewissen, das ihm anzeigt die verlorenen, die benutzten und die gewonnenen Stunden. Sie wird sehn der Trost eines Jeden, denn er wird zählen können die flüchtigen Stunden des Glücks, und muthig nachrechnen die bleiern des Unglücks, die zwar unbeweglich scheinen, aber dennoch gottlob fortschreiten, wie die übrigen. Der Leidende wird seine Genesung, der Gefangene seine Erlösung, der Sterbende die Stunde des Paradieses an diesem Zeiger voraussehen können. Der Priester wird nicht der Gebetszeit, der Richter nicht seines Amtes vergessen und der vielen bittern Augenblicke, die ein Beklagter erlebt, sein Urtheil erwartend —“

Hier unterbrach den Meister der einstimmige Ruf der Senatoren: „Geh hin, du wackerer Mann, eine Zierde unserer trefflichen Stadt! Geh hin in Dein Haus, gesegnet und belobt von Deinen Mitbürgern! Lebe lang zu Nutz und Frommen Deiner Heimath! Würst Du nicht ein so milder Vater den Deinen, wir würden deines Kerkers Pforten denjenigen öffnen, welche Dich in das Haus der Irren stoßen wollten. Um deinetwillen sey ihnen jedoch verziehen und gerechte Beschämung ihre einzige Strafe.“

Der Künstler wurde wie ein Sieger nach Hause ge-

leitet. Dem alten Sophokles zu vergleichen, hatte er sein Werk vorweisend, die Ehre seines Geistes gerettet. Aber während der griechische Dichter, als er seine Tragödie las vor den Richtern, die Eumeniden in der Brust seiner undankbaren Kinder geweckt haben mag, empfanden Hele's Söhne nur die dürstige Neue der Ueberwundenen, und machten sich nur den Vorwurf, einer gewinnreichen Spekulation Erfolg durch eigne Schuld weit hinaus geschoben zu haben. Der Vater verzieh von Herzen, aber die Verläumder liebten ihn nicht mehr, denn zuvor, wenn gleich er ihnen, wie er vorhergesagt, den Ruhm seiner Arbeit hinterließ. Die Nachwelt hat überall den jungen Petrus Hele als den Erfinder der Taschenuhren genannt.

Der Bürgermeister bewahrte eigenhändig das Kunstwerk des Meisters, bis es zu dessen Lob die ersten vierzig Stunden glücklich durchlaufen hatte. Jung und Alt drängte sich herzu, das kleine Wunder zu betrachten. Es ging damit, wie gewöhnlich in der Welt. Die Einnen murmelten von Zauberei, die Andern vom unmittelbaren Beistand, den die Engel dem Künstler geleistet. Vornehmthuende Patrizier rümpften die Nasen und meinten, dergleichen Marktschreiereigaukelei schon in Venedig oder Bologna gesehen zu haben; die Werkverständigen tadelten und mäkelten und wollten es wohl besser gemacht haben; die stundenkargen Geschäftsleute lobten das neue Kunststück von Herzen; die Weiber, so freigebig mit der Zeit, schalten den unbestechlichen Stundenzeiger. Die Mehrzahl des Volks vereinigte sich endlich dahin, es sey eine Schande, daß die Uhren nicht schon früher erfunden worden wären; ein Kinderspiel, das Werk eines Tages hätte die Erfindung seyn müssen, und nichts sey natürlicher und einfacher als sie. — Das Nürnberger „lebendige“ Ei hatte just dasselbe Schicksal, wie das Ei des Columbus. — Nur die Liebenden waren durchweg da=

mit zufrieden. Leid aus Freuden schöpfend und wieder im Leid der Freuden nicht entbehrend, zählten sie, Peter Hele's beste Kunden, begierig gute oder böse Stunden auf den im heißen Busen ruhenden Uhren. Alle mögen dabei, was zu jener Zeit schon der italienische Dichter sang,*) auf gut Deutsch empfunden und gedacht haben:

„Hò certa occulta forza in la secreta
 Parte del cor, qual sempre si lavora
 De sera a sera, e d'una a l'altra Aurora
 Che non spero la mente aver mai quieta.“

„Ich trag' 'ne stille Unruh im geheimsten
 Gemach des Herzens, die da nimmer rastet
 Von Nacht zu Nacht, von einem Morgenroth zum andern,
 Daß meine Seele nimmer Fried' mag hoffen.“

Ein Viertel nach Mitternacht.

Der Name des edeln Polen Bilacki stand erst seit vier und zwanzig Stunden im BADEBLATT, und schon sah sich der tapfere General mit einer Einladung zu einer Soirée beehrt, die von der Gräfin Spiellberg veranstaltet worden war. Diese Dame, ausgezeichnet durch ihre Herzensgüte und geselligen Eigenschaften, versammelte den vornehmsten Circle der kleinen Badewelt in ihrem Hause. Nichts konnte zu diesem Zwecke geeigneter seyn, als die im italienischen Geschmack erbaute Villa der Gräfin. An einen sanft aufsteigenden Hügel gelehnt, umgeben von schattigen Parkanlagen, eben groß und bequem genug, die Elite der Gesellschaft zu fassen, bot der ländliche Palast den schicklichsten Vereinigungspunkt. Niemand wußte besser als die Gräfin für den Comfort ihrer Gäste zu sorgen. Sie war eine Creolin von den westindischen Inseln, in Paris erzogen, war mit einem wackern deutschen Edelmann verheirathet gewesen und hatte in ihr deutsches Adoptivvaterland mit Freuden alle die Anmuth verpflanzt, die ihr von der Natur und von ihrer glänzenden Erziehung bescheert worden. Wer aus dem Norden stammte, wer aus Süden, fühlte sich heimisch in ihren Sälen. Sie hielt darauf, die Notabilitäten jeder Gattung, die im Bade zusammenströmten, bei sich zu sehen; Niemand hatte unterlassen, ihrer Einladung Folge

zu leisten. Die Gräfin galt als die Königin des Bades, und in ihrem Hause empfangen zu seyn, war für alle Welt eine hohe Bürgschaft für des Eingeführten Rang oder Stellung, Charakter und Verdienst.

Zilacki versäumte nicht, dem erwünschten Ruf zu entsprechen und trat bei einbrechender Nacht, da schon die Gasflammen auf den Kandelabern vor dem Hause feenhaft in's Dunkel strahlten, in den mit Blumen, Arabesken und Draperien reich geschmückten Salon. Zwei verbindliche Worte genügten, den Polen der Frau vom Hause und dem um sie versammelten Areopag älterer Damen bekannt zu machen. Sein zuversichtlich bescheidenes Einreihen in die Schaar der längs den Wänden stehenden Männer, machte ihm seine zufälligen Nachbarn alsbald geneigt. Alle civilisirten Nationen waren in dem niedlichen Saale repräsentirt. Der Pole hatte zu seiner Rechten einen englischen Tory von reifen Jahren und edler Haltung, zu seiner Linken einen jüngern französischen Legitimisten von altem Hause. Der Engländer, fremd wie der Pole, sprach nicht viel, aber gut; der Franzose, der schon länger im Bade verweilte und in dem Cirkel bekannter war, beantwortete gern die Erkundigungen des Generals und bezeichnete ihm ausführlich die meisten der anwesenden Personen. Wo es fehlte, half der Neffe der Gräfin, ein ehemaliger Major in russischen Diensten, aus, der als ein galanter Mann verstanden, daß es eine polnische Kugel war, die seinen Arm zerschmetterte hatte.

Zilackis Blicke richteten sich absonderlich auf den blühenden Kranz der jungen Damen, die zum Theil an der ältern Frauen Seite, zum Theil in einzelnen zerstreuten Gruppen umhersaßen. Die anziehendste unter den Schönen war in blendendes Weiß gekleidet, das zu ihrem zarten Teint, zu den Perlen um ihren schlanken Hals zu dem Cendré ihrer Locken vortheilhaft paßte.

Die Grazie des Fräuleins hätte schon hingereicht, eines jeden Mannes Aufmerksamkeit auf sie zu lenken; allein in noch höherem Grade that es die außergewöhnliche Freundlichkeit, womit ihr von allen Frauen und Mädchen, wie von den Herren, die das Glück hatten, in ihrer Nähe sehn zu dürfen, entgegengekommen wurde. Es war kein Wunder, daß die letzteren ihr auf's Angelegentlichste huldigten; ebensowenig, daß schräg über von der Solden in der Fensterbrüstung ein junger Mann lehnte, der mit seelenvollen Augen an ihr hing, und zugleich mit Kummer, wie sein blaßes Gesicht vermuthen ließ; hätte eine Schönheit wie Helenens nicht ihre Anbeter, hätte sie unter diesen nicht einen unglücklichen, verschmähten zählen sollen? — Aber die Gräfin überhäufte das Fräulein mit Beweisen der zärtlichsten mütterlichsten Zuneigung, und die verehelichten Damen streichelten und hätschelten sie, und die blühenden Altersgenossinnen kamen um die Wette, eine nach der andern, der Freundlichen ein inniges Wort zu sagen, und nicht einen Augenblick war ihr Ohr unbeschäftigt. Sie antwortete auch immer mit Milde, mit sünnigem Ausdruck. Ihre Lippen waren von dem rothigen Lächeln der Dichter unspielt, ihre Worte sanft und ruhig. Doch verrieth sich nicht selten in ihrem Blick eine Verdüsterung, die dem klaren Auge nicht angeboren war, und eine gewisse Verlegenheit schwellte auf Momente ihre Brust.

Zilacki, ergraut in unablässiger Weltwanderung, erkannte bald die heimlichen Friedensstörer in Helenens Auge und Brust. — „So rein und schön das Mädchen ist,“ sagte er zu dem Franzosen, „so ist es doch nicht glücklich. Was mag die Ursache seyn? welcher Umstand erregt die Zärtlichkeit der Damen, die sich um die Lilie drängen und ihre liebevolle Sorgfalt verdoppeln, sobald nur ein Zug im Gesichte der Schönen ernster wird, sobald ihr Haupt sich, wenn gleich fast unmerk-

lich, einem tiefem Gedanken zuneigt?“ — Der Franzose lächelte, indem er entgegnete: „Man erzählt da seit einigen Tagen eine wunderliche Geschichte; nun, eine Geschichte ist es gerade nicht, nennen wir's eine Grille der schönen Helene, die am Ende mit all ihren Vorzügen doch nur ein schwaches Mädchen ist, wie andere sind. Ich glaube indessen noch nicht recht an das, was man erzählt. Der jungen Dame hie und da hervorbrechende Betrübniß scheint sich mir eher auf den blassen jungen Mann in jenem Winkel zu beziehen. Er sey ihr Verlobter gewesen, sagt man. Sie habe ihm vor Kurzem, wer weiß warum? den Ring zurückgegeben, sagt man auch. Vielleicht gäbe sie jetzt viel darum, wenn sie gut machen könnte, was ihre Launenhaftigkeit verdarb.“ — „Erlauben Sie, zu berichtigen, was Sie sagen,“ so mischte sich der Major in das Gespräch. „Da Sie von der Hauptperson des Abends reden — denn eigentlich nur zur Aufheiterung der guten Helene hat meine Tante dieses kleine Fest veranstaltet — so ist es meine Pflicht, den verehrten fremden Gästen das Wie und Warum genau der Wahrheit gemäß zu vermelden. Jenes Fräulein, obgleich dessen Mutter sich Madame von St. Chamans genannt, ist, wie ich zuverlässig weiß, ein Kind der Liebe. Ein Lanciersoffizier, der in der letzten Zeit der Napoleonischen Herrschaft auf dem Gute des belgischen Fräuleins von Tournon im Quartier gelegen, hat mit der Besitzerin, welche verwaist und einzeln ihr Vermögen verwaltete, einen Roman gespielt, der ausging wie so viele ähnlichen Schlags. Die Trompete rief, im Gewühl der Schlachten vergaß der Krieger seiner in ländlicher Einsamkeit geleisteten Schwüre. Der Sturm der Waffen und die schnell eintretende Katastrophe des großen Feldherrn führten den Lancier in sein fernes Vaterland zurück. Seiner allzuschwach gewesenen Wirthin blieb nur die Erinnerung an das zu kurze Liebesglück, und Helene,

die sie, ihre Heimath fliehend, in Paris gebar. Meine Tante wurde daselbst mit der Dame, die sich von nun an St. Chamans nannte, befreundet, und vermochte sie, ihr nach Deutschland zu folgen, sich hier anzusiedeln. Die nähern Details der Geschichte weiß nur meine Tante. Vor ein paar Jahren ist Helenens Mutter gestorben und hinterließ der Tochter ein nicht unbedeutendes Vermögen, das von einem Vormund verwaltet wird, in dessen Hause die Mündel wohnt. Doch ich komme jetzt auf das, was ich eigentlich zu erzählen übernommen."

Ein näher rauschendes Gemurmel und die Bewegung, die unter den Männern entstand, als die Gräfin mit den andern Damen vorüberging, um sich in das Concertzimmer zu begeben, unterbrach den Major. Zilacki und seine Nachbarn traten mit ehrfurchtsvoller Verbeugung wieder in ihre Reihe ein, und für einen Jeden hatte die artige Frau des Hauses ein angenehmes Wort in Bereitschaft. Vor dem Polen angelangt, blieb sie ebenfalls stehen, ließ den Schwarm der Damen an sich vorübergleiten und sagte, indem ihre Augen wie Sterne auf dem erröthenden Antlitz des Generals verweilten: „Sie sprachen von meiner lieben Helene? Das Mädchen interessirt Sie, denn Ihre Blicke, wie ich gar wohl bemerke, lassen nicht von ihr ab. Geben Sie mir den Arm; ich werde mit Erlaubniß meines Neffen vollenden, was er Ihnen zu erzählen begonnen.“ — Zilacki gehorchte mit großer Dienstfertigkeit und führte die Gräfin. Sie verbat sich den Sessel in der Vorderreihe, wählte im Rücken des Auditoriums einen traulichen Platz und erzählte ihrem Begleiter und zugleich dem Franzosen und Engländer während der brillanten Oubertüre des Concerts wie folgt:

„Die Mutter Helenens hing an dem Kinde mit außergewöhnlicher Liebe. Wer je den Schmerz einer Verlassenen begriffen hat,“ — Zilacki suchte nach dem Schnupftuche und fuhr damit über Stirn und Augen — „versteht,

wie zärtlich sie den einzigen, den köstlichsten Schatz zu hüten bemüht seyn mußte, den ihr das neidische Glück gelassen. Helene erwiederte aus vollem Herzen der Mutter Liebe. Sie ist so kindlich, so fromm und unschuldig noch heute. Sie ahnt nicht das traurige Loos, das ihrer Mutter gefallen. Ich bin die einzige, die ihres Vaters Namen weiß, und sie soll ihn, dem Wunsch meiner seligen Freundin gemäß, erst nachdem sie mündig geworden, erfahren. Morgen ist ihr Geburtstag, morgen wird sie selbstständig.“ — „Ein und zwanzig Jahre!“ murmelte Bilacki in seinen dichten Schnurrbart. „Verzeihen Sie, wenn ich unterbrach,“ setzte er mit Verlegenheit hinzu. Die Gräfin schüttelte leicht den Kopf und ging in ihrer Erzählung weiter: „Der Geburtstag — Sie werden lächeln, meine Herrn — ist seit vier oder fünf Wochen von meiner guten Helene weniger mit Sehnsucht als vielmehr mit Schrecken erwartet worden. Nach dem ersten Ball dieser Saison hatte sich das liebe Kind müde zu Bette gelegt und vergessen, vor dem Bilde der Mutter, das ihrem Lager gegenüber aufgehängt gewesen, zu beten, wie sie's gewohnt war. Nach einem langen Schlafe — so behauptet nämlich Helene, obschon es nicht mit dem natürlichen Gang der Dinge übereinstimmt — erwachte sie, da schon die Sonne durch die Vorhänge ihre hellsten Strahlen sandte, und ihr erster Blick fiel auf das Bild der Mutter, und ihr erster Gedanke war, der Seligen reuig die Versäumniß des Gebets abzubitten. Da wankte vor ihren wachen und hell aufgeschlossenen Augen — Helene läßt sich nicht abstreiten, daß sie wachte — das Bild aus dem Rahmen, schwebte dem Bette zu, und mit bekümmertem Gesichte zwar; aber mit der sanftesten Stimme sprach der Mutter Gestalt zur Tochter: „Klage nicht; ich zürne Dir nicht, denn wir werden uns bald wieder sehen. Ein Viertel nach der Mitternachtsstunde, die Deinem nächsten Geburtstage vorangeht, wirst Du bei mir seyn.“ Das

Mädchen erschrock heftig und wurde, wie sie glaubt, ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, war im Zimmer nichts verändert, das Bild an seinen Platz zurückgekehrt, aber die leicht begreifliche Unruhe einer zum Tode Verdammten ist seitdem nicht völlig aus Helenens Brust gewichen."

"Ein Traum, eine Vorspiegelung erhitzter Organe," sagte der Franzose lebhaft. — "Ich habe dergleichen Historien schon hie und da gehört," bemerkte der Engländer ruhig: "sie haben stets ein gutes Ende genommen, sobald die Phantasie des Träumers beschwichtigt wurde." — — "Das meine ich auch," fügte Zilacki hinzu, der mit übergeschlagenen Armen und feuchtem Blicke vor sich hin gestarrt hatte. — "Dafür ist Alles gethan worden," äußerte die Gräfin; "wer nur die gute Helene kennt, hat Alles versucht, ihren Muth zu beleben, ihre Heiterkeit wieder hervorzurufen. Es ist uns zum Theil gelungen. Der gesunde Verstand und die Lebenslust des Mädchens haben mächtig dazu geholfen. Sie hat bald selber ihrer Träumerei gespottet. Aber tief im Herzen sitzt dennoch der quälende Wurm, der nicht eher aufhören wird zu nagen, als bis der fatale Schlag der ersten Viertelstunde nach Mitternacht vorüber ist. Um den verhängnißvollen Moment unbemerkt herankommen und vorüberschlüpfen zu lassen, habe ich diese Soirée arrangirt, die mit einem kleinen Ball beschloffen werden soll. Um der still Sagenden einige Minuten der Angst zu ersparen, habe ich den Zeiger an der Uhr im Portikus vorgeückt. Ich ersuche noch schließlich meine werthen Gäste, meine Absichten zu fördern und die Unterhaltung bestens zu beleben. Auf der Fröhlichkeit Schwingen entflieht doppelt schnell die ohnehin so leichtbeschwingte Zeit."

Der Franzose eilte willig, seine Freunde zu diesem Zweck zu werben; der Engländer verwickelte sich in ein

Gespräch mit einem berühmten Virtuosen, der seine Meinung über die zu Ende gespielte Ouvertüre äußerte. Bilacki saß verstummt neben der Gräfin, bald zerstreuten Auges zum Plafond schauend, bald einen raschen Blick auf Helene schießend, die, von schäkternden Freundinnen umgeben, selber lachte und scherzte. — Die Gräfin ließ den Polen nicht aus den Augen, obschon sie den Worten des Tonkünstlers zu lauschen schien, der in der Pause viel und laut sprach. „Verschonen Sie mich mit englischen Urtheilen und englischem Geschmack!“ sagte er zu seinem vis-à-vis. „Ihrer Landsleute Autorität in Sachen der Musik hat niemals viel bedeutet. Englands musikalischer Geschmack ist noch um ein Jahrhundert hinter dem des Kontinents zurück, und tröst' uns Gott, wie schlecht ist dieser letztere geworden! Sie sagen, daß die Bewunderung, die heutzutage dem Künstler gezollt wird, für den Geschmack der Welt büрге? Mit nichten, mein sehr Ehrenwerther. Eine Zeit, die sich damit abgibt, die Originalwerke ihrer Tonschöpfer zu verstümmeln, der es gleichgültig ist, ob Rossini's und Mayerbeers Musik zum Tell, zu den Hugenotten oder zu einem andern Libretto gespielt wird, ein Volk, das in seinen Concerten Beethovens Symphonien zu Fetzen zerreißt und portionenweise aufsticht — —“ — „Sie scheinen so verstimmt, General,“ begann die Gräfin zu Bilacki, „daß ich beinahe glaube, der vornehme Klavierspieler hat Ihnen alle Freude an meiner Musik benommen. Lassen Sie uns daher stille davongehen. Es wird ohnedies in Kurzem der Ball anheben, wo ältere Leute nicht mehr an Ihrem Plaze sind. Wäre Ihnen gefällig, mein Haus zu sehen? Ich mache mir's zum Vergnügen, Ihre Führerin zu sehn.“ — „Ich folge mit dankbarer Freude,“ versetzte Bilacki, „ja mit freudiger Dankbarkeit sollte ich sagen; daran schließe ich die Bitte, Sie unter vier Augen von meiner innigsten Erkenntlichkeit unterhalten zu dür=

fen.“ — „Erkennlichkeit? wofür?“ fragte lächelnd die Gräfin, und der Pole erwiderte schnell: „Sie fragen noch, und wissen das bereits so gut?“

Während dieser Reden waren beide die schlanke Wendeltreppe, die aus dem Portikus in die obern Räume der Villa führte, hinangestiegen. Die Gräfin öffnete ein von mildem Lampenscheine beleuchtetes Gemach. Ein weibliches Porträt in Lebensgröße, über dem Sopha hängend, mußte den Blick des eintretenden Generals fesseln. „Viktorine!“ seufzte der Ueberraschte, und faltete die Hände mit Rührung, Reue und Andacht. „Helenens Mutter,“ erwiderte die Gräfin ernst. „Es ist dasselbe Bild, das mit der Tochter gesprochen haben soll, und das Helene mir zur Aufbewahrung ließ, bis der fatale Termin vorüber seyn wird. Die kleine Abergläubische hätte sich in der Nähe des Porträts allzusehr gefürchtet, und dasselbe ihrer aufgeregten Einbildungskraft Stoff zu neuen, vielleicht schreckhafteren Blendwerken gegeben.“ Nach diesen Worten wies die Gräfin dem Polen einen Platz auf dem Sopha an. „Lassen Sie uns plaudern, während die junge Welt tanzt,“ sagte sie.

Indessen verliefen in den Sälen und Zimmern des Erdgeschosses alle Dinge wie gewöhnlich. Nachdem Bellini's und Donizetti's Compositionen ihren Triumph gefeiert, nachdem ausgesuchte Erfrischungen die Langeweile der Zwischenpause unterbrochen und gebändigt, schwirrte der Bogen des Orchesterführers durch die Luft und der Ball hob an. Der französische Legitimist eröffnete ihn mit Helene; die jüngern Damen und Herren folgten gern dem lockenden Beispiel. Unter den Letztern blieb Einer zurück, der nicht die allgemeine Freude theilte: der blasse junge Mann, Helenens ehemaliger Verlobter. Er ging hin und her zwischen den Spieltischen, die im Salon aufgepflanzt worden waren. Er spazierte dort allein wie in einer Wüste: Spieler pflegen nicht zu hören, nicht

zu sehen. Bald wurde ihm jedoch der Raum zu enge; er schritt hinaus in den Portikus, wo nur einige ältere Männer im Gespräch auf- und niedergingen. Die Halle war reizend geschmückt. Ein Amphitheater, voll von Blumen, lief hoch an den Wänden hinauf; die schlanke Wendeltreppe war mit einem funkelnden Kranze von Lampen besetzt.

Die Vorderseite der Halle, einzig aus Fenstern bestehend, erlaubte die Aussicht in den erleuchteten Park, wo neugierige Zuschauer auf und ab zogen, Gruppen von müßigen Lakaien plaudernd standen und die künstliche Erhellung im Streite lag mit dem Strahl des Mondlichts und der Sterne, so auch mit den schwarzen Massen dichtbelaubter Kastanien und prächtig emporstrebender Kiefern. Die Luft im Portikus war nicht so schwül, die Brust des blassen Verliebten hob sich leichter. Zudem kam ein Freund des Einsamen, ein verspäteter Gast, den Geschäfte Monate lang in der Hauptstadt der Provinz festgehalten hatten.

„Was machst Du hier? warum so bleich und leidend?“ fragte der Kommende; „warum tanzest Du nicht, Du Glücklicher, der die Schönste aller Tänzerinnen die Seinige nennt?“ — „Das ist vorbei.“ — „Wie so?“ — „Sie hat unsere Verlobung aufgelöst, ihr Wort zurückgenommen.“ — „Wie? auch Helene eine Kokette, wie tausend und aber tausend ihrer Schwestern?“ — „Nicht doch. Ich denke, ein Aberglaube hat an meiner Verabschiedung Theil gehabt.“ Albrecht erzählte dem Freunde Helenens seltsame Vision. Der Freund lachte. „Aberwitz!“ sagte er, „möglich, daß die Thorheit beitrug, Dir den Korb zu verschaffen. Wie begegnet Dir das Fräulein seither?“ — „Mit einer sanften Freundlichkeit, die mir noch einige Hoffnung gewährt. Dies muß sich übrigens bald entscheiden. Ich habe nicht gegen Helene gefehlt; sie ist nicht um eines Andern willen von mir gewichen. Sie

hat geweint, da sie mir den Ring aufdrang; sie hat mir die Ursache nie gesagt; ihr Zurücktreten stimmt aber mit der Zeit, in die jener Traum fällt, überein. In Fünftviertelstunden wird sich mein Loos entscheiden. Von jenem Minutenzeiger hängt nicht sowohl Helenens Leben ab — ihre Furcht ist ein Hirngespinnst — als vielmehr das meinige. Wenn sie nicht in dem Moment, der ihren Aberglauben zu Boden wirft, mein hartes Schicksal lindert, wenn sie mir nicht dann gesteht, was sie zum Bruch mit mir bewogen, wenn sie nicht dann ihre Ungunst in Gunst, in Gnade meine Ungnade verkehrt, so ist Alles hin und mein Leben zu Ende.“ — „Pah, pah! Du wetteiferst in Unsinn mit der Trauten. Sprachst Du nicht von ihrem Geburtstage? Schneide einen schönen Strauß aus dieser herrlichen Blumenfülle und lege ihn, sobald die Viertelstunde, auf die's ankommt, geschlagen hat, in Helenens Hände mit einem schönen Spruch und Wunsch, wie er nur aus der Seele des Verliebten aufzuquellen vermag, heiß und unwiderstehlich. Es müßte mit Hexerei zugehen, wenn nicht das spröde Fräulein, beseligt von ihrer Erlösung aus Todesangst, umschlungen von glückwünschenden Freundinnen, die Alle Dir wohlwollen, gerührt von Deinem zarten, so zur rechten Zeit dargebrachten Geschenk — wenn Helene nicht umkehrte, und zwar in Deine Arme. Vorausgesetzt,“ fügte der Rathgeber bedenklich bei, „daß ihr Herz in der That sich einem andern noch nicht aufgethan, worauf ich wenigstens nicht schwören möchte.“ — „Du bist ein Frauenhasser,“ entgegnete Albrecht, der sichtlich auflebte und alsbald an's Blumenschneiden ging; „sey indessen versichert, daß Helene nicht falsch, nicht kokett ist, und daß ich einen Nebenbuhler nicht zu fürchten habe. Der Himmel räume aber auch jeden andern Anstoß hinweg und bescheere mir Glück zu guter Stunde und vor allem Wolke.“

„Muth gefaßt!“ sagte die Gräfin, die mit Bilacki die Treppe herniedergestiegen war und den Blumendieb auf die Schulter klopfte. „Ich bin halb und halb eingeweiht in Helenens Gedanken, und glaube Ihnen zuzusagen zu können, daß ein Viertel nach Mitternacht Ihr strenges Urtheil cassirt werden dürfte, wenn Sie's verständig darauf anlegen. Verlassen Sie sich auf meine Beistimmung. Wir haben nicht das Mindeste gegen Ihre Verbindung mit Helenen. Nicht wahr, General?“ — Der Pole verbeugte sich abermals erröthend, was sich zu seinen früh ergrauten Haaren seltsam ausnahm, und erwiderte: „Nicht das Geringste, Frau Gräfin.“ — Albrecht warf dem Fremden einen schelen Blick zu, als wollte er damit fragen: „Hast auch du etwas in die Sache zu reden, die dich nicht angeht?“ Doch schwieg sein Mund und seine Hände vollendeten eifrig das Bouquet.

Die Gräfin setzte mit dem Polen ihre Unterredung vertraulich fort, und schloß also: „Nicht wahr, nicht heute? heute noch nicht? Ich erbitte mir die Ehre, Sie morgen zum Frühstück bei mir zu sehen. Ich lasse mein Herzlieb früher abholen, bereite die Gute vor, und ich hoffe, daß der Tag ein wahrer Festtag, ein segensreicher seyn werde.“ Bilacki begleitete die sehr bewegte Frau an den Eingang des Tanzsaals und kehrte in den Portikus zurück. Sein Herz war zu voll, seine Seele zermalmt und dennoch selig. Er konnte nicht ausbauern in der heißen Atmosphäre des Balls. Unruhig schritt er hin und her; seine Geberden verriethen bald Freude, bald Kummer, sein Gesicht glänzte bald von Glück und schaute himmelwärts, bald neigte es sich, von Unwillen beschattet. — Den einsamen General hatte Albrecht nicht gestört; der zagende Verliebte gehörte ganz nur den Gedanken furchtsamer Sehnsucht und banger Hoffnung an. Er saß in einer Ecke verborgen, küßte den Blumenstrauß, den Helenens Finger berühren sollten, und stu-

dirte an einigen ergreifenden Worten, die seinen Wünschen den Sieg zu erkämpfen bestimmt waren. Ihn kümmerte der Pole nicht; aber Lord Diffroy, der Tory, war nicht von gleicher Anspruchlosigkeit. Entronnen den Klauen des Virtuosen, die alle englische Kunstbildung zerstückt, befleckt, vernichtet hatten, gelangweilt von dem Tanzfeste, an dem seine Gravität kein Behagen fand, klammerte sich Lord Diffroy an den General und drängte sich ihm zum Begleiter auf. Bilacki, obschon mißvergnügt und gestört, ließ als Mann von Welt seinen Widerwillen nicht merken, und maskirte ihn mit zuvorkommender Höflichkeit. Er erzählte dem Lord von Polen, von Spanien, von Algerien und Portugal, beschrieb ihm Don Carlos und Espartero, den Marschall Clauzel und den Juden Durand, und da Se. Herrlichkeit nicht zu weichen begehrt, sah der Pole einmal wie in Zerstreuung nach seiner Uhr, dann auf die Uhr der Vorhalle. „Zwölf Uhr!“ sagte er, „meine Uhr geht um fünf Minuten zu spät gegen jene dort oben; doch erinnere ich mich, daß die Gräfin, einen frommen Betrug zu spielen, ihre Uhr um zehn Minuten avanciren ließ.“ — „Aha, wegen der kleinen niedlichen Dame!“ entgegnete Lord Diffroy. „Ganz recht, ich erinnere mich. Nun, wir werden bleiben, bis die sogenannte fatale Stunde vorüber, werden an dem Jubel und Lachen der Gesellschaft, an der innigen Freude und zur Vernunft gebrachten Dame uns laben und zufrieden nach Hause gehen.“

Bilacki wollte eben bejahen und unter irgend einem Vorwand sich entfernen, als der Lord plötzlich sein Gesicht verzog und mürrisch ausrief: „Nein, auf meine Ehre! nicht zufrieden, wahrhaftig, nicht zufrieden. Sie mögen mir glauben, General, daß einem Gentleman noch niemals ein Kopfkissen so hart gewesen ist, als mir heute das meinige seyn wird.“ — Er kreuzte die Arme und sah finster vor sich hin. „Was fehlt Ihnen, Mylord?“

fragte Bilacki, von der plötzlichen Veränderung im Gesichte des Engländers betroffen. — Einige lustige Jungfrauen erschienen auf der Schwelle des Salons, betrachteten die Uhr im Vorhause und liefen, in die Hände klatschend, zum Tanzsaal zurück. „Ein Viertel nach Mitternacht!“ riefen ihre glockenhellen Stimmen, und alle Anwesenden stimmten in ihren Jubel ein, und das Orchester feierte die Stunde mit einem mächtigen Tusch. „Hören Sie,“ sagte indessen Diffroy, den zerstreuten General festhaltend, „es gibt wohl ernsthaftere Dinge in der Welt, als das Gaukelspiel eines vom Tanz entflammten Gehirns.“ — „Allerdings,“ erwiderte Bilacki etwas ungeduldig; „was wollen Sie mit all diesem sagen?“ Von dem Lord festgehalten, sah sich der Pole nach dem Salon um, aus dessen Pforte Helene wie im Triumph getragen wurde. Aller Hände deuteten auf die Uhr und alle Gäste riefen fröhlich: „Ein Viertel nach Mitternacht!“ Eine süße Verklärung überstrahlte Helenens Gesicht. „Also nur ein eitler Traum,“ lispelte sie, die gefalteten Hände fromm an die Brust drückend; „ich danke dir, gütiger Gott; liebe Mutter, das Leben ist so schön!“ — „Ich will sagen,“ fuhr der Lord zu dem General fort, „daß manch Einem schon ernstlicher der Tod angedroht worden ist, als diesem leichtgläubigen Mädchen.“ — „Möglich; aber noch einmal —“

Bilacki hätte gerne vernommen, was Albrecht, der sich seiner Schönen genähert hatte, aus der Fülle seines Herzens zu ihr redete, aber der unerbittliche Diffroy hielt ihn fester und erzählte: „So ist mir heute ein gewaltsamer Tod angetragen worden, und von wem? Sie rathen es nicht: von meinem Bruder.“ — „Ei, das wäre —“ — „Sehen Sie, ich bin Pair und noch Jungeselle, doch auf dem Wege, meine Braut von Neapel zu holen. Vor langen Jahren, bei der Flasche, hatte ich meinem Bruder, der ein armer Schlucker ist und

Söhne hat, versprochen, nicht zu heyrathen.“ Aber was verspricht man nicht bei der Flasche, Herr? Der Mensch denkt — nun, mit einem Wort, ich habe mich anders besonnen.“

„Bravo! vortrefflich!“ rief die Versammlung und klatschte dem jungen Mann, der sein Bouquet überreicht, seinen Spruch geendigt hatte, den lautesten Beifall. Mit holdem Erröthen, halb an die Gräfin gelehnt, die Blumen an ihrem Busen befestigend, stand Helene und suchte nach den Worten der Erwiederung. Alle schwiegen voll Erwartung; aber der Lord ließ mit seiner Erzählung nicht nach. „Mein Bruder, der von jeher ein halb-närrischer Querkopf gewesen, nimmt mein Eheprojekt übel, weil es ihn und seine Söhne um die Lordschaft bringt. Wie ein völliger Narr reißt er mir nach, bringt heute Mittag in mein Zimmer, droht mir mit dem Tode, wenn ich nicht nach England umkehre, und dergleichen Tollheiten mehr. Ich habe den Wüthenden aus dem Hause gewiesen und war gezwungen, die Polizei zu seiner Festnehmung aufzufordern. Noch weiß ich nicht, was die Behörde verfügte, aber sicher ist, daß ich nicht reise, bevor ich sicher reisen kann.“ — „Versteht sich, Mylord; lassen Sie uns aber anhören, was meine — was die junge Dame sagt.“

Helene endigte so eben ihre Antwort aus dem Stegreife mit den Worten: „Da ich mich bis heute als eine Sterbende betrachtet habe, so ist es meine Pflicht gewesen, den zu fernerm blühendem Leben berufenen geschätzten Freund seines Bündnisses mit dem Tode zu entheben. Weil ich jedoch heute gleichsam erwacht bin zu einem neuen, heitern Daseyn, so glaube ich, für diese Blumen und die heißen Wünsche, die Sie mir weiheten, bester Albrecht, nicht dankbarer seyn zu können, als indem ich Ihnen diese Hand noch einmal reiche, und Sie bitte, meiner Thorheit zu verzeihen.“ — Der Verlobte sank

entzückt zu Helenens Füßen. Der Kreis der Zuhörer pries Helenens Scharffinn und ihr Gemüth voll Liebe. „Welch' ein Geschenk, schöner als die Kronen der Welt!“ jauchzte Albrecht, die rechte Hand der Braut mit Küffen bedeckend. „Welch' ein Angebinde!“ flüsterte die Braut mit zauberischen Blicken auf den Knieenden, und deutete auf die Blumen. „Ein schöneres Angebinde bescheer' ich Dir noch heute,“ raunte die Gräfin dem geliebten Mädchen in's Ohr. Bilacki stand, gleichsam mit dem Boden verwachsen, und starrte Helene mit stiller Wonne an. „O, daß sie ewig frisch blieben, diese Blumen!“ lächelte Helene; „vor dem Altar und im Sarge sollten sie mein Schmuck seyn.“ — Sie sank in der Gräfin und in Albrechts Arme.

„Was haben Sie denn wieder?“ fuhr der General den Lord an, der ihn heftig angestoßen hatte. Diffroy deutete nach der Thüre: „Sehen Sie dort das schmale Gesicht?“ — „Nicht doch.“ — „Gute Mutter!“ sprach Helene zur Gräfin, „erlauben Sie jetzt, daß ich gehe, mit Dank erfüllt, mit Dank für Sie Alle. Sie hatten Geduld mit dem Aberglauben eines Mädchens, glauben Sie jedoch, daß ich geheilt bin, geheilt auf immer. Geh mit mir, Albrecht. Gute Nacht!“ — „Noch einmal das Gesicht!“ rief der Lord, der mit vorgebeugten Schultern nach der Glasthüre gelauert hatte, und zog sich mit schneller Bewegung zur Seite. Zu gleicher Zeit fiel ein Schuß, schlug es ein Viertel nach Mitternacht auf den Stadthürmen. Zerschmetterte Scheiben klingelten zu Boden; Helene, durch des Lords unwillkürliche Wendung dem scharfen Schusse preisgegeben, war niedergesunken, still und ohne Laut. Eine Kugel war durch ihr Herz gefahren, mit einem Seufzer entschwand kurz darauf ihre Seele. — Das Geschrei der Verzweiflung und des Entsetzens erfüllte das Haus. — Was half's, daß der abscheuliche Narr und Mörder, Diffroy's Bruder, fast

im Augenblicke seiner That festgehalten wurde? — „Der Glende hat sich auf ewig um die Lordschaft gebracht,“ sagte Diffroy kaltblütig zu dem Polen, der ihn jedoch beim Arm packte, und wie ein rasender Lear ihm zurief: „Was sind alle Wappen und Pairskronen Großbritanniens gegen das, was ich verloren? Pfui auf euern Bettelkram! Dein Herz, kalter Britte, war das Ziel jenes Schusses, und dennoch — Du athmest, und sie stirbt! Grausames Loos! Aber ich Glender bin nicht werth, mich eines bessern zu erfreuen!“

Drei Tage darauf wurde Helene in die Erde gelegt. Der Blumenstrauß Albrechts ruhte auf ihrem Herzen. Als die gaffenden Leute hinter dem Sarge den grauen aus der Heimath verbannten Polengeneral daherwanken sahen, wie ein Kind, fragten viele nach dem Fremden, und von vielen wurde ihnen die Antwort: „Ihr Vater ist's, ihr Vater, der sie nicht ein einzigmal umarmen durfte im Leben, seine Tochter, seine einzige Tochter.“ Und alle wünschten ihm einen baldigen Tod, wie er dem trostlosen Bräutigam wurde, der nach dem Tode verlangte, und zu dem Helene gesagt hatte: „Geh mit mir!“

Inhalt

	Seite
Flammen unter Schnee	1
Der Nürnberger Sophokles	132
Ein Viertel nach Mitternacht	151

58521300

